l. misc. 367 I/2

(Menochio)

Forschungen,

und

Denkwürdigkeiten

aus

der alten und neuen Geschichte.

Ein Buch

für

Wißbegierde und zur Belehrung.

Zweiter Band.

Fortsetzung des Auszugs von P. Menochio S. J.

Wien.

Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

1833.

Ta/70/698

Franziskaner-Convent BIBLIOTHEK Eggenfelden

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sechstes Buch.

Ueber Einiges aus der Geschichte des neuen Bundes.

1.

Aus welchen Gründen Christus, unser Herr, nicht wollte, daß weltliche Schriftsteller, sondern nur seine Jünger von jenen Dingen schrieben, die Er auf Erden gewirkt hatte.

Es dürfte vielleicht Manchen Wunder nehmen, daß Christus die Geschichte jener Dinge, die Er für das Heil der Welt wirkte, nicht durch irgend einen berühmten griechischen oder römischen Geschichtschreiber aufzeichnen ließ, woran wohl in damaliger Zeit kein Mangel war. Denn so wie Philo und Joseph Flavius, die bald nach Christo als Schriftsteller von großem Rufe glänzten, hätten sich ganz gewiß auch zu jener Zeit selbst Einige gefunden, die seine Thaten gesammelt und solche in glänzender Beredsamkeit vorgetragen hätten. Ja es scheint sogar, als wäre dadurch die Ehre Christi noch mehr erhöht und verherrlichet worden, wenn berühmte weltliche Schriftsteller einer andern Religion dieß Geschäft übernommen hätten. Denn ihr Zeugniß wäre gerade deßhalb um so unzweideutiger und un-

verdächtiger gewesen, weil sie dem Glauben feindlich gegenüber standen; und wir hätten dann sagen können, was die Schrift an jener Stelle spricht: »Unsre Feinde sind nicht nur Richter, sondern auch Zeugen.« (Deut. 32.) Da hingegen das Zeugniß der Jünger verdächtig zu seyn pflegt, wenn von ihren Meistern die Rede ist; weil sie die Lehre, das Lob und die Thaten derselben immer durch Zusätze zu vermehren, und zu übertreiben pflegen.

Doch auf diese Einwendung läßt sich vielfältig antworten. Erstens nämlich geziemte es sich auf keine Weise, daß die kostbare Perle der evangelischen Lehre von unreinen Menschen vorgetragen würde. Der Herr selbst spricht: »Ihr sollt eure Perlen den Schweinen nicht vorwerfen!« Geziemte es sich nun nicht, das reinste Gesetz Christi unreinen und verkehrten Menschen vorzutragen, die dasselbe nicht zu ihrem Nutzen verwendeten, sondern dagegen sich empörten, so geziemte es sich noch weit weniger, daß andere als Gläubige den Gläubigen vortrügen was sie glauben, und sie belehrten, wie sie dem heiligen und neuen Gesetze der göttlichen Weisheit nachleben sollten. — Wir wissen aus dem Evangelium, daß die bösen Geister Christum oftmals als den Sohn Gottes ausriefen; und daß der Herr ihnen zu schweigen befahl und ihr Zeugniß verwarf; damit nicht etwa Diejenigen, die solches hörten, Argwohn hegten, Er stehe mit dem bösen Geiste im Bunde, und die Lehre, die Er verkündige, sei auf die Wissenschaft und Arglist desselben gegründet.

Zweitens. Wenn je prophane Schriftsteller das Leben Christi geschrieben hätten, so wäre ihre Aussage der Falschheit verdächtig; da es kund ist, daß sie auch andern Geschichten, die sie verfaßten, Unrichtigkeiten und Lügen beimischten; und ganz sicherlich hätte man das Nämliche von der Geschichte Christi geglaubt, wofern sie dieselbe geschrieben hätten. Dieß erinnerte bereits Sulpitius Severus im zweiten Buche seiner heiligen Geschichte in folgenden Worten: »Übrigens soll es Niemand Wunder nehmen, daß weltliche Gelehrte und Schriftsteller nichts dessen berührten, was in unsern heiligen Schriften enthalten ist; denn dieß geschah durch die mächtige Wirkung des Geistes Gottes: auf daß die heilige Geschichte unversehrt in den Schranken ihrer Geheimnisse sich behielte, und hochheilige Dinge, die nichts Weltliches an sich haben, und nur mit heiligen Stimmen vorzutragen sind, nicht auf ähnliche Weise wie andere von Solchen vorgetragen würden, die mit verderbtem Munde Wahres mit Falschem vermischen. Denn höchst unwürdig wäre es gewesen, daß solche Dinge von Solchen wären behandelt worden, die anderes thun und anderes suchen.«

Drittens konnten weltliche Schriftsteller nicht im Geiste Christi schreiben; da seine Lehre geistig und göttlich ist, sie aber für dieselbe nicht empfänglich waren; jenem Ausspruch des Apostels gemäß: »Der thierische Mensch versteht nicht was des Geistes Gottes ist.« (1. Cor. 2.)

Viertens hätte der böse Geist, der dem Lichte des Glaubens sich immer widersetzt, auch hier beständig entgegen und dahin gewirkt, dasselbe zu verdunkeln und zu vertilgen. Denn gewiß hätte er alles Mögliche aufgeboten zu verhindern, daß irgend ein prophaner Schriftsteller die Hand an ein solches Werk legte; und dieß auch ist's, warum in ihren Geschichten entweder gar keine oder doch nur äußerst selten Erwähnung vom Herrn geschieht.

Fünftens erachteten auch diese Schriftsteller selbst, das Leben Christi sei ein Gegenstand, der eben keinen sonderlichen Beifall bei den Fürsten und Großen dieser Welt finden dürfte, die damals herrschten und Götzendiener waren, die Dinge, welche die Christen aussagten, für falsch und aberwitzig hielten, und die Bekenner des Christenthums verfolgten. Tacitus aber, Suetonius, Plinius und Lucian sprechen, wo sie Christi und seiner Lehre gedenken, davon nicht nur wie von neuen, sondern auch wie von verdammlichen und abergläubigen Dingen.

Sechstens mußte die Geschichte des Evangeliums, sollte sie anders gut und gehörig geschrieben werden, um also auf die Welt zu wirken, wie Gott wollte, daß sie wirken sollte, im Geiste Gottes geschrieben werden; wie solche auch in der That von den Evangelisten geschrieben ward. Was auch wäre wohl erfolgt, wofern sie wäre in menschlichem Geiste geschrieben worden? — Genau was auf die Schriften einiger prophanen Schriftsteller erfolgte, die sich vergeblich bemühten, die Eigenschaften und

Thaten der Helden, die sie empfehlen wollten, über die Gebühr zu vergrößern. Also wollte Homer den Achilles als einen großen Kriegeshelden und Feldherrn, den Ulisses aber als einen Mann von ganz außerordentlicher Klugheit schildern. Allein was geschah? Es ging Achilles unter seiner Feder als ein stolzer, rachsüchtiger, unversöhnlicher Blutmensch, Ulisses aber als ein schlauer, verschmitzter Lügner hervor. Eben so wollte auch Xenophon in Cyrus das Bild eines gerechten und mäßigen Herrschers entwerfen; und in dieser Absicht sagte er was ihn gut dünkte und was, wie alle wußten, nicht auf jenen König paßte, weil es falsch war. Bei allem dem aber schilderte er ihn als einen Fürsten, der die Wissenschaft des Friedens entweder nicht kannte oder aber solche haßte. Und was that nicht Philostrates alles, den Apollonius von Thyania als einen göttlichen Menschen zu schildern? Was aber erzielte er dadurch anderes, als daß er durch seine Erzählungen für einen Lügner gehalten ward, da nichts fabelhafter, unzusammenhängender und vernunftwidriger ist als diese Dinge, die er sich mit aller Macht bemühte, für wahr auszugeben.

Genau also wäre es der heiligen Geschichte unsres Herrn ergangen, wenn dieselbe unheiligen Schriftstellern in die Hände gerathen wäre; die, ohne Empfänglichkeit wie ohne erleuchtete Fassungskraft für die erhabensten göttlichen Geheimnisse, ein menschliches Werk mit allen, ja mit weit mehr menschlichen Fehlern und Unvollkommenheiten als jede an-

dere Geschichte ans Licht gefördert hätten; das statt die Welt zu bekehren und das Angesicht der ganzen Erde zu erneuern, höchstens einige Verwunderung erregt, gewiß aber gleich allen übrigen menschlichen Werken vom Strom der Zeiten wäre verschlungen worden.

2.

Wer die Weisen waren, die bei der Krippe Christi erschienen, und aus welchem Lande sie kamen.

Hinsichtlich der Anzahl jener Weisen, die da kamen, Christum in seiner Kindheit anzubeten, sind, so wie hinsichtlich ihres Standes, die Ansichten der Autoren sehr verschieden. Die Glossa erachtet, es seien derselben Viele gewesen. Hinsichtlich ihres Standes glauben Einige, sie seien Könige gewesen; Andere dagegen, unter welchen Jansenius in seiner evangelischen Concordanz, stellen dieß in Abrede und stützen ihre Meinung darauf, daß der Evangelist sie nicht Könige nennt, was er wahrscheinlich nicht verschwiegen hätte, wofern sie es wirklich gewesen wären; weil es ein denkwürdiger Umstand war, der gar sehr zur Ehre Christi gereichte, wofern nicht nur gewöhnliche Menschen, sondern auch Könige gekommen wären, Ihn anzubeten. Diesem fügen sie noch bei, daß wenn sie Könige gewesen wären, Herodes ihnen wahrscheinlich größere Ehre erzeigt hätte als aus der Erzählung des Evangelisten ersichtlich ist, der diesen Umstand kaum mit Stillschweigen übergangen hätte.

Indessen dürfte man sie doch wohl, wenn auch nur uneigentlich, Könige nennen, zumal wenn man dieß Wort, wie die Schrift nicht selten thut, in ausgedehnterem Sinne nimmt, fürstliche Personen dadurch zu bezeichnen. Auch standen die Weisen (oder Magier, wie der Evangelist sie nennt) bei den höchsten Monarchen, sowohl wegen ihrer Macht als wegen ihrer Weisheit, in großem Ansehen. Es fehlte aber auch nicht an Solchen, die den Ausdruck Magier auf böse Weise deuteten und darunter Zauberer und Beschwörer verstanden; und zu dieser Meinung neigen sich der heilige Augustinus, Basilius, Origenes und Andere.

Um auf ihre Anzahl zurückzukommen, ist es sehr wahrscheinlich, daß derselben nicht mehr als drei waren. Dieser Meinung stimmt der heilige Augustinus bei, welcher erinnert, es sei durch diese drei Weisen, so wie auch durch ihre drei Gaben, den Weihrauch, das Gold und die Myrrhe, auf das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit gedeutet worden. Und der Abt Rupertus spricht über die nämliche Stelle: »Drei Menschen kamen aus den drei Theilen der Welt, aus Asien, Afrika und Europa, das Bekenntniß des Glaubens darzubringen, und verdienten die Vorbilder treuer Anbeter des Herrn zu werden.« Dasselbe ließe sich auch aus ihren Gaben schließen; wenn anders die Vermuthung des heiligen Augustinus gegründet ist, daß nicht Jeder aus ihnen Gold, Weihrauch und Myrrhe, sondern der Eine das Gold, der Andere den Weihrauch und der Drit-

te die Myrrhe opferte. Wiewohl Andere erachten, Jeder aus ihnen habe zu jeder dieser Gaben das Seinige beigetragen; was auch besser zu dem Geheimnisse zu stimmen scheint; weil daraus hervorginge, Jeder habe erkannt und bekannt, Christus sei Gott, König und sterblich.

Der annehmlichste Beweis jedoch ist die allgemeine Übereinstimmung der Kirche hierüber, welcher zu Folge von den ältesten Zeiten her diese Weisen immer als drei Könige abgebildet wurden. Auch Beda, der Ehrwürdige, schildert sie so, und drückt ihre Namen auf folgende Weise aus. »Der Erste war, der Sage nach, Melchior, ein Greis mit weissen Haaren und langem Barte; dieser opferte dem Herrn und Könige Gold. Der Name des Zweiten war Caspar, ein Jüngling, roth von Angesicht und ohne Bart; dieser ehrte Gott durch Weihrauch als durch eine Gabe, die gleichsam nur der göttlichen Majestät geziemte. Der Dritte hieß Balthassar, dunkel von Angesicht und bärtig; und dieser bekannte durch die Myrrhe, daß der Sohn des Menschen den Tod erleiden würde.«

Was nun die Weisheit oder die Beschäftigungen der Magier betrifft, darüber spricht der heil. Hieronymus: »Die Gewohnheit und die allgemeine Redeweise pflegt unter Magiern Zauberer zu verstehen; doch für ganz anderes werden sie bei ihren Völkern gehalten; denn bei den Chaldäern führen die Philosophen diesen Namen.« Und von dieser Art waren auch Jene, die Christum anzubeten ka-

men; nämlich Philosophen und Sternkundige. Ob sie Könige waren, ist zwar nicht außer allem Zweifel; doch ist es sehr wahrscheinlich, und die Meinung Derjenigen, die sie also nennen, hat Vieles für sich. Viele der ältesten Schriftsteller und die Kirche selbst in ihren Tagzeiten am Feste der Erscheinung Christi, wendet jenen Ausspruch des 71. Psalms auf sie an: »Die Könige der Araber und von Saba werden Gaben herbeiführen.« Zu welcher Meinung auch jene Worte des Propheten Isajas stimmen: »Und wandeln werden die Heiden in deinem Lichte, und die Könige in dem Glanze deines Aufgangs.« (Isai. 60.) Durch den Glanz seines Aufgangs oder seiner Geburt aber wird der Glanz jenes Sterns verstanden, der zur Zeit der Geburt Christi im Orient erschien.

Nennt gleich der Evangelist sie nicht Könige, so waren doch die Gaben, die sie Christo opferten, reicher Könige werth, und der Ausdruck apertis thesauris suis: Als sie ihre Schätze aufgethan hatten, drückt dieß ziemlich deutlich aus. Denn Schätze deuten allerdings auf großen, glänzenden und der Könige würdigen Reichthum. Dazu wäre es auch wohl möglich, daß der Evangelist sie lieber Weise als Könige nennen wollte; um dadurch anzuzeigen, daß Weisheit höher steht denn königliche Macht. Daß aber Herodes sie nicht auf eine Weise empfing, die Königen geziemt, läßt sich seiner Hoffart und seinem Entsetzen beimessen; indessen mag er sie wohl auch auf eine Art empfangen haben, die ihrer Würde angemessen war, ohne daß der

Evangelist es der Mühe werth achtete, dessen zu gedenken.

Ergibt sich die Frage, aus welchem Lande sie kamen, so antwortet das Evangelium blos: »sie kamen vom Aufgang.« Nämlich aus einem Lande, das der Lage Bethlehems nach, gegen Aufgang lag, und wahrscheinlich weit von dem Judenlande entfernt war; wie alle Väter erachten. Einige vermutheten, sie seien aus Persien gekommen, weil besonders in diesem Reiche die Magier in großem Rufe der Weisheit standen und allgemein verehrt waren. Doch diese Meinung ist darum nicht zulässig, weil Persien gegen die Lage Bethlehems und des gelobten Landes nicht gegen Aufgang liegt. Andere meinten, sie seien aus Mesopotamien und Chaldea gekommen weil die Weisheit und Wissenschaft der Magier jener Länder sehr berühmt war. Doch die meisten heiligen Väter und Schriftausleger sagen, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit, sie kamen aus Arabien. Denn diese Behauptung hat, außer den Worten des Psalms: »Die Könige der Araber und von Saba werden Gaben herbeiführen,« und den Worten des Propheten Isaias: »Sie werden von Saba kommen, Gold und Weihrauch bringen und das Lob des Herrn verkündigen, — auch noch die Art der Gaben für sich, welche die Weisen dem Herrn opferten; da, wie wir wissen, Arabien ein Land ist, das wegen seines Goldes und seiner Spezereien berühmt war; und auch die Königinn von Saba bei ihrer Ankunft zu Jerusalem, dem Könige Salo-

mon große Schätze an Gold und Spezereien mitbrachte.

3.

Ob Nathanael und der Apostel Sanct Bartholomäus eine und dieselbe Person sind.

Vielfältig ward in früheren Zeiten die Frage erörtert, ob der heilige Bartholomäus Eins mit Nathanael sei; dessen im ersten Cap. des Evangeliums Johannis eine so ehrenvolle Erwähnung geschieht. Es sind aber die Gründe für diese Behauptung in so großer Anzahl und von solchem Gewichte, daß darüber kaum noch ein Zweifel Statt finden kann.

Erstens nämlich geschieht in jenem ersten Capitel Johannis Erwähnung des Berufes dreier Jünger zum Apostolate und nicht minder auch Nathanaels. Nun wird aber auf keine Weise ersichtlich, daß er zu einem geringeren Grade als jene Drei wäre berufen worden; folglich war auch er Apostel; und war er Apostel, so kann er kein Anderer als Bartholomäus seyn. Also aber hieß er, nicht mit seinem eigentlichen, sondern mit seinem Zunamen; so wie auch Petrus von Christo Barjonas (Sohn des Jonas) genannt ward, und auch Judas Barsabas hieß; denn also wird er in der Apostelgeschichte genannt, wo wir lesen: »Und Judas, der da genannt wird Barsabas.« (Apost. 15.)

Zweitens läßt sich dieß auch aus dem letzten Capitel Johannis schließen, wo dieser Evangelist also spricht: »Es waren aber bei einander Simon

Petrus und Thomas, der da genannt wird Didymus, und Nathanael, der von Cana in Galiläa war, und die Söhne des Zebedäus und andere zwei aus seinen Jüngern.« — Da sehen wir also, wie Nathanael den Jüngern des Herrn, und zwar nicht seinen Jüngern überhaupt, sondern jenen beigerechnet wird, die Apostel waren; woraus die größte Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daß er zum Chor der Apostel gehörte.

Drittens. Wo die Evangelisten das Verzeichniß der Apostel angeben, wird beinahe immer nach Philippus, Bartholomäus genannt (Matth. 10. Marc. 3. Luc. 6. Apostelg. 1.); so wie Petrus mit Andreas, und Johannes mit Jacobus genannt werden. Da nun Philippus den Nathanael Christo zuführte, und die Evangelisten den Philippus mit Bartholomäus zugleich nennen, scheint es auf alle Weise daß Bartholomäus und Nathanael Einer und derselbe sind. Diese Vermuthung wird auch noch dadurch bestärkt, daß Johannes, der an verschiedenen Stellen gleichsam aller übrigen Apostel gedenkt, des einzigen Bartholomäus nicht erwähnte, wenn wir in Abrede stellen, daß es Nathanael sei, den er unter diesem Namen versteht.

Viertens sprach Christus zu Nathanael: »Weil Ich dir gesagt habe, Ich sah dich unter dem Feigenbaume, glaubst du! — Größeres denn dieß wirst du sehen. Wahrlich, wahrlich Ich sage euch, sehen werdet ihr den Himmel aufgethan und die Engel Gottes hinaufsteigen und herabsteigen auf des Men-

schen Sohn.« (Joh. 1.) Diese Verheißung aber ging am Tage der Himmelfahrt des Herrn in Erfüllung, wo der Erlöser in Begleitung vieler Schaaren heiliger Engel in den Himmel, und zwar in Gegenwart der Apostel emporfuhr. Da nun diese Verheißung auch dem Nathanael gegeben ward, war er gewiß damals auch unter den Aposteln zugegen, und gehörte folglich zu ihrer Anzahl.

Fünftens war es bei den Hebräern sehr gewöhnlich, daß Eine Person zwei Namen hatte, wie bereits oben berührt ward. So hieß Petrus zuerst Simon, Paulus Saulus; Johannes und Jacobus wurden vom Herrn Boanerges genannt; Matthäus aber hieß mit seinem andern Namen Levi, Thomas Didymus, Simon der Chananäer Zelotes, und Judas Thadäus und Labäus. Darum wird auch wohl Niemand sich wundern, daß Nathanael mit einem andern Namen Bartholomäus genannt ward.

Sechstens. Da die Schrift selbst, die frühesten Väter und die Kirchengeschichte aller Apostel und der ersten 72 Jünger gedenken und ihre Thaten und Leiden für die Verkündigung des Evangeliums erzählen, die Orte nennen, wo sie als Bischöfe wirkten, und ihre Wunder, ihre Marter und ihren Tod berichten; und man von Nathanael durchaus nichts weiß, ob er auch ein so frommer und ausgezeichneter Mann war, daß Christus selbst ihm das Zeugniß gab: »Sieh da, ein wahrer Israelit, an welchem kein Falsch ist!« (Joh. 1.); so ist es höchst wahrscheinlich, daß er kein anderer als

der heilige Bartholomäus sei, von dessen Leben, Predigten und Marter die Kirchengeschichte und die frühesten Väter Vieles erzählen.

Jeder einzelne dieser Gründe ist an und für sich betrachtet, so wichtig, daß sich kaum etwas dagegen einwenden läßt; alle zusammen genommen aber bilden eine moralische Gewißheit. Auch stimmen bei weitem die meisten Väter und Kirchenlehrer für diese Behauptung. Zwar spricht der heil. Augustinus, Nathanael sei kein Apostel gewesen, weil er gelehrt war; Christus aber habe nicht wollen, daß die Verkündigung des Evangeliums sich auf menschliche Beredsamkeit, sondern auf die Tugend und Wirksamkeit des Geistes Gottes gründete. Allein abgesehen davon, daß aus der Schrift sich kaum erweisen läßt, ob Nathanael ein gelehrter Mann war, wissen wir daß der heilige Apostel Paulus wirklich gelehrt und unter den Augen Gamaliels, des größten und berühmtesten Lehrers der Synagoge, war erzogen worden, wie er selbst dieß von sich ausspricht. (Apost. 23. 3.) Dazu ward auch Apollo, der Alexandriner, in die Anzahl der Apostel aufgenommen, von welchem in der nämlichen Apostelgeschichte gesprochen wird: »Er war ein beredsamer Mann und mächtig in der Schrift. War aber Nathanael wirklich gelehrt, so nahm der Herr ihn vielleicht eben darum in die Anzahl der Apostel auf, um dadurch zu beweisen, daß es nicht den Anschein hätte, als verwerfe oder verdamme Er Wissenschaften und Gelehrsamkeit.

4.

Von einigen Sentenzen prophaner Schriftsteller, die in der heiligen Schrift angeführt werden, und von einigen Aussprüchen Christi, die sich nicht im Evangelium befinden.

In einem Schreiben an Magnus, den römischen Redner, spricht der heil. Hieronymus: »Wem ist es unbekannt, daß in den Büchern Moysis und der Propheten einige Dinge aus heidnischen Werken eingeschaltet wurden?« Auch Sanct Paulus führt in seinem Schreiben an Titus jenen Vers des Epimenides an: Cretenses semper mendaces, malae bestiae, ventres pigri. »Immer sind die Creter Lügner, böse Thiere, faule Bäuche;« — in einem andern Sendschreiben aber den Vers des Mänander: Corrumpunt bonos mores colloquia prava: »böse Gespräche verderben die guten Sitten.« (1. Cor. 15.) Deßgleichen auch führte er zu Athen, als er im Senat der Areopagiten redete, einen halben Vers Arators an: — ipsius enim genus sumus: Denn wir sind sein Geschlecht. (Apost. 17.) Und wie der heil. Hieronymus erinnert, hatte der heilige Apostel von David gelernt, den Feind mit seinem eigenen Schwerte enthaupten.

Es spricht auch dieser große Weltapostel: »Ich erfreue mich an dem Gesetze dem innerlichen Menschen nach.« (Röm. 1.) Dieser nämliche Ausdruck findet sich auch in Plato's neuntem Buche vom Staate. Eben so: »Ein Jeglicher der sich im Kampf bemüht, enthält sich aller Dinge; und Jene zwar, daß

sie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche.« (1. Cor. 9.) Eine ganz ähnliche Stelle beinahe in denselben Worten findet sich in Plato's achtem Buche von den Gesetzen; wo er den nämlichen Vergleich für Diejenigen aufstellt, die nach der Tugend ringen. Nun ist es zwar freilich möglich, daß der Apostel diese Redensarten und Bilder aufstellte, ohne solche in Plato erlernt zu haben; da es oft der Fall ist, daß mehrere Menschen auf Einen und denselben Gedanken gerathen, ohne daß sie einander sich gegenseitig mitgetheilt hätten. Doch wäre sich eben nicht zu verwundern, wenn der Apostel, der mit den Dichtern so vertraut war, daß er solche bei Gelegenheit nach Belieben anführen konnte, um so vielmehr jene prosaischen Schriftsteller gelesen hätte, die bei den Heiden im größten Ansehen standen; zumal, da, wie Strabo erinnert, zu Tharsus, dem Vaterlande des heiligen Apostels, die Wissenschaften dergestalt blüheten, daß sie Alexandrien und sogar Athen gleichkamen, wo nicht diese Städte noch übertrafen.

Was die wenigen Sprüche Christi betrifft, die sich nicht in den Evangelien befinden, und durch mündliche Überlieferungen auf uns kamen, bestehen sie in folgenden. Erstens führt der heilige Johannes von Damascus im 4. B. vom orthodoxen Glauben und Cassian im 1. B. der Collationen den Spruch des Herrn an: »Seid gute Münzer,« oder: »seid bewährte Wechsler!« Dann führt der heilige Hieronymus über das 5. Cap. an die Epheser als einen

Ausspruch Christi die Worte an: »Seid niemals fröhlich, außer wenn ihr sehet, daß euer Bruder in der Liebe ist!« Auch werden aus dem Schreiben des heiligen Märtyrers Ignatius an die Smyrnäer folgende Worte, als Worte Christi angeführt: »Sieh den Menschen und sein Werk vor seinem Angesichte!« Ferner wird im 2. B. diataxis Apost. c. 43. folgender Ausspruch des Herrn angeführt: »Wenn ihr schief gegen Mich wandelt, werde auch Ich schief gegen euch wandeln!« Deßgleichen führt der heilige Märtyrer Justinus in seinem Gespräche gegen Tryphon als einen Ausspruch des Herrn an: »In was für Dingen Ich dich finden werde, in solchen werde Ich dich richten!« Dann lesen wir auch in dem Werke: recognitiones des heiligen Clemens von Rom, als einen Ausspruch des Herrn: »Es muß Gutes kommen; selig aber der, durch den es kommt! Eben so muß auch Böses kommen, aber wehe dem, durch den es kommt!« Dieß ist das Wenige, das ich gefunden habe; doch wahrscheinlich bleibt fleißigen Forschern der ältesten Handschriften noch manche kostbare Perle dieser Art vorbehalten.

5.

Von einigen Heilungen durch Mittel, die der Heilung entgegen schienen, und ins besondere von dem Blindgeborenen, den Christus heilte.

Im neunten Capitel des Evangelisten Johannis lesen wir die wunderbare Erleuchtung jenes Blindgeborenen, dem der Herr das Gesicht dadurch

ertheilte, daß Er ihm Koth auf die Augen legte. »Er spie auf die Erde aus, spricht der heilige Text, machte einen Koth aus dem Speichel und salbte damit seine Augen,« 2c. Eine sonderbare Salbe war dieß allerdings, die an sich mehr geeignet war, einen Menschen blind zu machen als von der Blindheit zu heilen; zumal wenn solche nicht blos den Augenliedern, sondern, wie viele Väter sprechen, den Augen selbst aufgelegt ward. Hierüber spricht der heilige Thomas: »Aus Koth bildete Gott den Menschen; aus Koth schuf er dem Menschen, nämlich dem Blindgeborenen, Augen; so wie man ein Kleid auszubessern, nur ein Stück desselben Tuches anzusetzen braucht.« — Wer diese Heilungsart gesehen hätte, der hätte sonder Zweifel gedacht, die Blindheit dieses Menschen würde dadurch nur noch unheilbarer werden. Doch der Herr geht zuweilen auf solche umgekehrte Weise zu Werke, den Menschen Gnaden zu erweisen, damit wir unser Vertrauen mehr auf Ihn als auf die natürlichen Heilmittel setzen; und zugleich einsehen, daß alle Geschöpfe seinem Willen schnell gehorchen.

Eine wunderbare Geschichte ähnlicher Art erzählt Simeon Metaphrastes von dem heiligen Simeon Salo *). Als einst ein Bauer mit ihm redete und über heftiges Augenwehe klagte, bestrich er ihm das Auge mit scharfem Senf; so daß der Arme

*) Sieh 1. Band. Seite 229.

unausstehliche Schmerzen darüber empfand. Der Heilige aber sprach zu ihm: Geh nun hin und wasche das Auge mit Essig, worin Knoblauch geweicht ward, und du wirst auf der Stelle genesen. Der Bauer, der sich schon bei dem ersten Versuche für schwer betrogen hielt, wollte das zweite Rezept um so weniger anwenden; und nahm seine Zuflucht zu gewöhnlichen Mitteln, die ihn aber dahin führten, daß er beinahe gänzlich erblindete. Da er nun sah, daß er der Blindheit sehr nahe war, rief er allen Ärzten zum Trotz aus: Ich schwöre bei Gott, daß ich, und sollte ich darüber sterben müssen, das Mittel anwenden werde, das Simeon mir angegeben hat! Er wusch sich also mit Essig und Knoblauch, und erhielt ein besseres Gesicht denn je zuvor. Da sprach Simeon zu ihm: »Sieh, du bist nun gesund geworden; hüte dich künftig, das Vieh deines Nachbars zu rauben!«

Diesem Beispiele könnte man noch jenes beifügen, das der heilige Bonaventura im 14. Cap. der Lebensgeschichte des heiligen Franciscus von Assisi erzählt. Während in der Kirche dieses Heiligen der Cardinal von Ostia, der hernach Papst ward und den Namen Alexander führte, in Gegenwart des ganzen römischen Hofes predigte, geschah es, daß ein ungeheuer großer und schwerer Stein, den man aus Unbedachtsamkeit auf der Kanzel hatte stehen lassen, plötzlich hinab, und einer Frau, die der Predigt beiwohnte, auf das Haupt fiel, so daß man sie für todt hielt und sie sogleich mit einem Tuche be-

deckte, die Predigt nicht noch mehr zu stören. Man wollte sie auch bestatten, sobald das Volk die Kirche geräumt hätte. Indessen war die Frau nicht todt, sondern sie empfahl sich dem heiligen Franciscus, vor dessen Altar sie lag, und stand, als die Predigt vorüber war, durch ein Wunder des Heiligen, auf, ohne den mindesten Schmerz zu empfinden. Was aber dieß Wunder noch mehr vergrößert, ist der Umstand, daß sie früher lange Zeit hindurch an heftigen Kopfschmerzen litt, und durch den schweren Stein, der ihr auf den Kopf gefallen war, von dieser Krankheit befreit wurde.

Solche Beispiele zeigen deutlich, daß die göttliche Kraft nicht an die Regeln der Ärzte und Wundärzte gebunden ist; und daß sie, ob sie auch für gewöhnliche Krankheiten gewöhnliche Mittel anordnete, dennoch auch auf die entgegengesetzteste Weise wirken und durch Mittel heilen kann, die an sich mehr geeignet sind, die Gesundheit zu rauben als zu geben.

6.

Ob die guten Engel je zuweilen den Leibern der Diener Gottes, wie die bösen Geister den Leibern der Besessenen innewohnen.

Diese Frage ward in der Scholastik aufgeworfen, und große Gottesgelehrte neigten sich, dieselbe zu bejahen. Sie führen unter andern Gründen auch den an, daß heilige Menschen zuweilen Dinge von sich sprechen, die ihrer sonstigen Bescheidenheit ent-

gegen sind. So spricht z. B. Moyses von sich selbst: »Moyses war der Sanftmüthigste aus allen Menschen, die auf Erden wohnten;« (Num. 7.) was er, wie sie erachten, wohl nimmer von sich geschrieben hätte, wenn er seiner Freiheit wäre überlassen gewesen; es scheine also als habe er diese Worte auf Antrieb und durch den Einfluß einer höhern, nämlich einer englischen Gewalt niedergeschrieben. Von dieser Art sind auch die Worte Davids: »Meine Zunge ist die Feder eines Schnellschreibers.« (Ps. 44.) in welchen er seine Zunge ein Werkzeug des Heiligen Geistes nennt, als ob sie ohne sein Zuthun spräche, was der Geist Gottes ihm einflößte.

Ein noch weit auffallenderes Beispiel dieser Art aber ist die Weissagung Balaams, der offenbar von einem guten Engel besessen schien; da er gegen seinen Willen das Volk Israel segnete und ihm alles Gute weissagte, wiewohl er in der Absicht gekommen war, demselben zu fluchen; und Balac dem König, der ihn deßfalls berufen hatte, und diesen Segen ihm verwies, die Antwort gab: »Ich vermag es nicht, den Segen zu verwehren!« (Num. 24.) Denn, wie der heilige Gregorius spricht, änderte er zwar die Stimme, doch nicht die Absicht und den Willen; da er, wofern es ihm frei gestanden wäre, den bösesten Fluch über Israel ausgesprochen hätte.

Nun läßt sich, wenn man in die Lösung dieser Frage eingehen will, allerdings sagen, daß wenn böse Engel, ihren natürlichen Kräften und Vermögen nach, Körpern der Sterblichen innewohnen

können, dieß um so vielmehr bei den guten Engeln der Fall seyn könnte. Doch ist es, wenn man auch annehmen wollte, daß dieß je zuweilen geschehen sei, doch nicht wahrscheinlich, daß es auf längere Zeit geschah; da es weder der Wille Gottes noch der Wille der Engel seyn kann, daß ein Mensch an freiwilligen und verdienstlichen Werken verhindert werde; was auf solche Weise unausbleiblich erfolgen würde. Indessen ist es doch auch nicht unbedingt abzustreiten, daß je zuweilen ein Engel einen Menschen beseelt oder seine Zunge gelenkt hätte; und dieß wird auch durch Thatsachen erweislich, gegen die sich wenig einwenden läßt.

So predigte einst ein sehr heiliger und eifriger Prediger, Namens Diego Lopez, wie Johannes Eusebius im zweiten Buche seines Werkes de origine sacrae scripturae erzählt, in Gegenwart des Bischofs Bartholomäus Torres und einer großen Versammlung, und brach plötzlich in die Worte aus: »Weinet, weinen wir alle, nicht Thränen der Augen, sondern Thränen des Herzens, blutige Thränen; denn heute wird Einer, der seit zehn Jahren im Concubinate lebte, bevor er sich zum Mittagmahl begibt, des gähen Todes sterben und vor Gericht berufen werden, Rechenschaft über sein böses Leben zu geben.« Da nun nach der Predigt der Bischof ihn befragte, wie er jene Worte mit so großer Sicherheit habe aussprechen können, antwortete er, er erinnere sich durchaus nicht, daß er eine solche Weissagung ausgesprochen habe. Während sie aber noch

über diese Sache redeten, kam Jemand aus einem nahen Hause und berichtete diesen unglückseligen Todesfall, der Einem widerfahren war, welcher eben in den letzten Zügen lag, ohne daß er früher hätte können eine Beicht ablegen. Es eilte aber der eifrige Diener Gottes Lopez sogleich mit dem Boten, um zu sehen, ob der Sterbende nicht wenigstens durch Zeichen beichten könnte. Doch seine Bemühung war vergeblich, denn der Mann war bereits, und zwar auf dem nämlichen Stuhle gestorben, auf den er sich zum Tische gesetzt hatte, Mahlzeit zu halten; und neben ihm stand das Weib, mit welchem er zehn Jahre im Concubinat gelebt hatte. Ähnliche Ereignisse werden mehrere von großen Dienern Gottes erzählt; und es ist auch eine bekannte Thatsache, daß noch bevor die französische Staatsumwälzung begonnen hatte, ein eifriger Prediger der Hauptstadt weissagte, man würde auf dem Hochalter eine nackte Buhlerinn als Göttinn anbeten; worüber er damals sehr verlacht, jedoch durch die späterhin erfolgte Begebenheit gerechtfertiget wurde.

Aus solchen und ähnlichen Ereignissen ließe sich die Meinung jener Gottesgelehrten behaupten, welche glauben, daß die guten Engel je zuweilen, wenn auch selten, die Zungen Derjenigen bewegen, welche sich feierlich auszusprechen haben, und mehr auch läßt sich aus den angeführten Beispielen der Schrift nicht beweisen; wiewohl man in denselben annehmen muß, daß Moyses, David und selbst Balaam freiwillig und auf innerliche Erleuchtung handelten;

ob auch Letzterer, nach jenem Segen über das Volk Gottes, abermal zu seiner früheren Bosheit zurück kehrte und den Willen hatte, statt des Segens, Fluch auszusprechen.

7.

Von der Sonnenfinsterniß bei dem Tode Christi unsres Herrn.

Die Finsternisse, die bei dem Tode des Herrn sich ereigneten, und von welchen der Evangelist Matthäus in seinem 27. Cap. spricht, waren keine natürlichen Finsternisse, noch auch solche, die durch Verdichtung der Wolken das Licht der Sonne entziehen; sondern sie waren auf alle Weise wunderbar und die Erfüllung früherer Weissagungen. »Sieh, Finsterniß wird den Erdkreis bedecken und Dunkelheit die Völker!« spricht Isaias. (60.) »Und wann Du vertilgt bist, dann werde Ich den Himmel bedecken und seine Sterne verfinstern lassen; Ich will die Sonne mit einer Wolke verbergen, und der Mond soll sein Licht nicht geben. Alle Lichter des Himmels will Ich über Dich trauern lassen und will Finsterniß über dein Land geben, spricht Gott der Herr!« (Ezech. 32.) »Wird nicht der Tag des Herrn Finsterniß, und kein Licht, seyn? Wird er nicht dunkel seyn und keinen Glanz haben?« (Amos. 5.)

Phlegon, ein Heide und Freigelassener des Imperators Adrian, der eine Chronologie verfaßte, spricht, diese Finsterniß sei so groß gewesen, daß man die Sterne des Himmels dabei sah; und Eusebius führt in seiner Chronik um das Jahr Chri-

sti 3 die Worte dieses Schriftstellers über diese Finsternisse folgender Weise an: »Es schrieb aber auch Phlegon, ein trefflicher Berechner der Olympiaden, hierüber, und drückt sich in seinem 14. Buche also aus: Im vierten Jahre der zwei hundert zweiten Olympiade aber ereignete sich eine große, unter allen, die je waren, bei weitem ausgezeichnete Sonnenfinsterniß. Der Tag ward um die sechste Stunde in so finstere Nacht verwandelt, daß am Himmel die Sterne sichtbar wurden; und es entstand ein so gewaltiges Erdbeben, daß in Bithynien viele Häuser zusammenstürzten.«

Auch Dyonisius, der Areopagite, schrieb über diese Sache als Augenzeuge aus Heliopolis, wo er solche zur Zeit des Ereignisses selbst mit einem Freunde, Namens Apollofanes gesehen hatte, und sagt: »Wir beide waren damals beisammen zu Heliopolis als wir, und zwar gegen alles Vermuthen sahen: daß die Sonne dem Mond entgegenstand, (weil es nicht zur Zeit der Conjunction geschah) und also bis zur neunten Stunde unverrückt stehen blieb; worauf er gegen Aufgang zurückkehrte.« Hieraus ergibt sich auch, daß diese Finsterniß nicht natürlich seyn konnte, da sie nicht zur Zeit des Neumonds geschah, wo der Mond zwischen der Sonne und der Erde steht; sondern zur Zeit des Vollmonds, wo der Mond der Sonne geradezu entgegen steht und sie also nicht verfinstern kann. Und doppelt war dieß Wunder, da es drei ganze Stunden anhielt; die Sonne so sehr verfinstert war, daß

die Sterne gesehen wurden, und die Finsterniß über den ganzen Erdkreis verbreitet war; weßwegen auch der heilige Dionysius über diesen Anblick so sehr erschüttert ward, daß er ausrief: »Entweder leidet der Urheber der Natur, oder es löst sich die Welt auf!« Welche Worte Suidas jedoch anders angibt, da er spricht, er habe ausgerufen: »Ein unbekannter Gott leidet im Fleische und darum wird das Weltall durch solche Finsternisse verdunkelt und erschüttert.«

8.

Von den Heiligen, die nach dem Tode und der Auferstehung Christi auferstanden.

Wir lesen in dem Evangelium des heiligen Matthäus folgende Worte, die er nach dem Tode des Herrn spricht: »Und es spalteten sich die Felsen, und es wurden die Gräber aufgethan, und viele Leiber der Heiligen, welche entschlafen waren, erstanden und kamen aus den Gräbern hervorgehend, nach seiner Auferstehung in die heilige Stadt, und erschienen Vielen.« (Matth. 27.) Daß diese Grabmähler nach dem Tode Christi aufgethan wurden, ist offenbar; so wie auch, daß jene Heiligen erst nach der Auferstehung Christi, »des Erstgebornen unter den Todten,« (Coloss. 1.) als die Zweitgebornen, die, wie Prudentius sehr schön spricht, von dem Fürsten der Auferstehung auferstehen lernten, aus den Gräbern hervorgingen, der Auferstehung des Herrn Zeugniß zu geben.

Es ergibt sich hier die Frage, ob diese Heiligen, die mit Christo auferstanden, zu einem unsterblichen Leben auferstanden, oder ob sie den Tribut unsrer Sterblichkeit zum zweiten Male bezahlen mußten. Einige der Ältern und auch wohl der Neuern, worunter die heiligen Augustinus und Thomas, erachten, sie wären abermal gestorben. Dagegen aber behaupten beinahe alle späteren Gottesgelehrten das Gegentheil, wie man bei Pineda sehen kann; und sie stützen sich dabei auf viele Gründe.

Erstens nämlich geziemte es sich, daß Christus die Kraft und die Frucht seines Todes und seiner Auferstehung dadurch zeigte, daß diese Heiligen zu einem unsterblichen Leben auferständen. Zweitens waren diese Seelen der Heiligen bereits selig, und wären ohnedieß später mit glorreichen und unsterblichen Leibern geschmückt worden. Drittens ist es nicht wahrscheinlich, daß die glorreichen Leiber, in welchen sie erschienen, abermal in Staub und Asche zerfallen sollten. Viertens wäre auch ihr Stand, wofern sie abermal sterben mußten, schlimmer gewesen als wenn sie nie auferstanden wären; da sie aus der seligen Ruhe abermal zu den Arbeiten dieses Lebens wären berufen worden, um dann den allgemeinen Weg dieser Pilgerschaft auf die gewöhnliche Weise zu beschließen. Fünftens hätte, wofern ihre Leiber abermal zu Fäulniß und Moder zurückkehren mußten, der Evangelist nicht gesagt, sie seien Vielen erschienen; sondern sie seien von Vielen gesehen worden; so wie Viele den Lazarus sahen,

nachdem Christus ihn zu neuem Leben erweckt hatte. Sechstens geziemte es sich, daß diese auferstandenen Heiligen den Triumph der Auffahrt Christi zum Himmel verherrlichten, wo die heilige Menschheit Christi nicht einsam seyn und des Trostes menschlichen Umgangs entbehren sollte.

Es fragt sich aber, wer die Heiligen waren, welchen Christus die Gnade verlieh, sie mit sich zu unsterblichem Leben zu erwecken. Hierauf läßt sich jedoch nichts Gewisses und Bestimmtes antworten, da sie in dem heil. Evangelium nicht genannt werden. Cornelius a Lapide erachtet als wahrscheinlich, es seien Jene auferstanden, die ein besonderes Verhältniß entweder durch Verwandtschaft oder durch Verheißungen, zu Christo hatten, oder durch besondern Glauben, Hoffnung, oder Reinigkeit ausgezeichnet waren; und er ist mit Andern geneigt zu glauben, es seien Adam, Abraham, Isaak, Melchisedek, David; ferner Job und Jonas, die seine Auferstehung vorgebildet hatten; dann Moyses, Samuel, Isaias, Jeremias, Ezechiel und andere Propheten gewesen.

Andere, unter welchen der heilige Epiphanius, sagen, es sei wahrscheinlich, daß unter den Erstandenen Manche aus Jenen sich befanden, die kurze Zeit vorher gestorben und den Aposteln und Andern bekannt waren; weil diese am geeignetesten gewesen wären, sie durch ihre eigene Auferstehung von der Auferstehung Christi zu überzeugen; da dieß die Absicht ihrer Erscheinung war, die, wie der heilige

Text ausdücklich spricht, zu Jerusalem geschah. Dieß aber waren sehr wahrscheinlich der heilige Täufer Johannes, der Priester Zacharias, Simeon, der heilige Joseph, Nährvater des Herrn, und andere, nebst heiligen Frauen. Wahrscheinlich erhielten auch Manche, die außerhalb Jerusalem bestattet waren, Antheil an dieser Gnade; die Vielen mitgetheilt wurde, da der Evangelist ausdrücklich spricht: »Viele Leiber der Heiligen, die entschlafen waren, erstanden.« Und also geziemte es sich auch, daß die Begleitung Christi bei seiner Himmelfahrt nicht karg und aus wenig Personen bestehend, sondern zahlreich und durch ihre Menge und Herrlichkeit prachtvoll und seiner Majestät würdig wäre.

9.

Ob Christus nach seiner Himmelfahrt jemals körperlich auf Erden sich herabließ.

Einer Seits scheint es, daß Christus, nach seiner eigentlichen, wahrhaften, körperlichen und sichtbaren Gestalt, sich niemals auf Erden sehen ließ; da dieß dem Gerichtstage vorbehalten ist, wo Er »in den Wolken des Himmels« erscheinen wird, die Gerechten zu belohnen und die Verworfenen zu verdammen. Dahin auch lauten jene Worte, die zu den Aposteln gesprochen wurden: »Der von euch in den Himmel aufgenommen ward, wird also kommen, wie ihr Ihn in den Himmel gehen sahet.« (Apost. 1.) Noch mehr wird dieß durch einen andern Ausspruch der nämlichen Apostelgeschichte bestärkt, wo

wir lesen: »Den der Himmel in sich behalten muß bis zur Wiederherstellung aller Dinge.« (Apost. 3.) Und dahin stimmen auch die Worte des Psalms: »Sitze zu meiner Rechten bis Ich deine Feinde zu einem Schemel deiner Füße setzen werde;« (Ps. 109.) über welche Worte der heil. Augustinus spricht: »Bis die Zeit vollendet wird, ist der Herr in den Höhen.«

Nichts desto minder jedoch lesen wir in der heiligen Schrift und in den wichtigsten Autoren der Kirchengeschichte einige Erscheinungen, die man kaum auf andere Weise als von der wirklichen und wesentlichen, leiblichen Gegenwart Christi verstehen kann. Eine derselben ist jene, von welcher der heilige Apostel Paulus zu den Corinthern spricht: »Endlich erschien Er nach Allen, auch mir!« (1. Cor. 15.) Und hier spricht der Apostel von dem lebendigen Christus, der von den Aposteln im Fleische sich sehen ließ, und auch ihm also sich zeigte, damit er nicht minder denn die übrigen Apostel ein Zeuge seiner Auferstehung seyn könne. Also erinnert der heilige Chrysostomus, und fügt noch bei, es sei aus dem nämlichen Grunde wahrscheinlich, daß der Herr auch dem heiligen Matthias erschien. Deßgleichen spricht auch Origenes gegen Celsus, Christus sei nach seiner Himmelfahrt dem heiligen Paulus auf die nämliche Weise erschienen, wie Er den übrigen Jüngern früher erschienen war. Und der Apostel selbst sagt an jener Stelle, wo er anführt was zur Zeit seiner Bekehrung Ananias zu ihm gesprochen

hatte: »Der Gott unsrer Väter hat dich vorherbestimmt, auf daß du seinen Willen erkänntest und den Gerechten sähest, und die Stimme aus seinem Munde hörtest; denn sein Zeuge wirst du seyn gegen alle Menschen über jene Dinge, die du gesehen und gehört hast!« (Apost. 22.) In dem ersten Sendschreiben an die Corinther spricht er selbst ausdrücklich: »Habe ich nicht Christum, unsern Herrn, selbst gesehen?« (1. Cor. 9.) Endlich auch erschien der Herr ihm im Tempel zu Jerusalem, und da er aufs neue gefangen und von den Kriegesleuten fortgeführt ward, »da stand in der folgenden Nacht der Herr bei ihm und sprach: Sei standhaft!« (Apost. 22.)

Außer diesen Erscheinungen, wird in der Kirchengeschichte von Vielen bezeugt, daß der Herr dem Petrus erschienen sei, als er von Rom entfliehen wollte, und auf dem appianischen Wege sich ihm so vertraulich geoffenbart habe, daß Petrus Ihn fragte: »Herr, wohin gehst Du?« zum Andenken welcher Begebenheit zu Rom eine Capelle an dem Orte dieser Zusammentreffung errichtet ward. Diese Geschichte wird von den Heiligen Athanasius, Ambrosius, von Origenes und von Andern erzählt. Und Erscheinungen dieser Art lesen wir viele; z. B. jene, welche der heil. Dionysius im achten Sendschreiben an Demophilus erzählt, wo der Herr dem heiligen Bischof Carpus erschien; und andere, deren in der Kirchengeschichte und in den Lebensgeschichten vieler Heiligen gedacht wird. Und ob man auch wohl

sagen könnte, daß manche dieser Erscheinungen nur äußerliche Gesichte waren, die, wie einst im alten Bunde, von den Engeln dargestellt wurden, so ist doch eben auch kein Grund, sie alle zu läugnen; zumal da im neuen Bunde kein Engel, wie im alten Bunde, von Demjenigen sich anbeten ließ, dem er erschien; wie wir dessen ein deutliches Beispiel in der geheimen Offenbarung sehen, wo der Engel, den Johannes anbeten wollte, ernstlich zu diesem Apostel sprach: »Sieh zu, daß du es nicht thuest; ich bin dein und deiner Brüder Mitknecht, die das Zeugniß Jesu haben. Bete Gott an!« (Apost. 19.)

Es erweist auch der heil. Thomas, Cajetanus und Andere als sehr wahrscheinlich, daß Christus nach seiner Auferstehung zuweilen wahrhaft, wirklich und körperlich auf unsrer Erde erschien, von welcher Er, seiner Gottheit nach, nie entfernt ist, in deren allmächtigen Kraft es steht, seine heilige Menschheit an mehreren Orten zugleich hervorzubringen, wie dieß auch im göttlichen Altarssacramente wirklich der Fall ist.

10.

Aus welchem Grunde Christus nicht selbst irgend ein Buch zur Belehrung für die Menschen schrieb.

Manche wollte es sehr zweckmäßig bedünken, daß Christus, unser Herr, uns Menschen irgend ein Buch hinterlassen hätte, das Er selbst zu unserm Trost, zu unsrer Hilfe und Belehrung geschrieben. Denn erstens stände ein solches Buch im höch-

sten Ansehen und faßte zugleich die kräftigste Wirksamkeit in sich, den Seelen zu helfen; zweitens wäre dasselbe mit tiefster Ehrfurcht aufgenommen worden; wie denn auch das israelitische Volk das Gesetz der zehn Gebote mit heiliger Verehrung aufnahm, das der Finger Gottes auf zwei steinernen Tafeln geschrieben hatte, und Moyses von dem Berge Sinai zurück brachte. Nicht unanständig wäre es daher gewesen, wenn Christus selbst das Evangelium geschieben hätte; da auch Moyses den Pentateuch verfaßte, und in demselben die Reihe seiner Ahnen und den Verlauf aller Thatsachen, die er bis zu seinem Tode gethan, darin aufgezeichnet hatte; welchen Büchern zu allen Zeiten die größte Ehre erwiesen wurde.

Diese Bemerkung ist nichts weniger als neu; sie ist vielmehr uralt und ward schon zu den Zeiten des heiligen Augustinus gemacht; wie man in seiner Abhandlung über die Übereinstimmung der Evangelien ersehen kann. Es antwortet aber dieß große Licht der Kirche hierauf, man sollte nicht sagen, Christus habe nichts schriftlich hinterlassen; denn habe auch Er selbst nicht mit eigener Hand geschrieben, so habe Er es doch durch die Hände seiner Evangelisten gethan; und nicht von geringerem Gewichte soll darum bei uns die evangelische Lehre seyn; da auch Pythagoras nichts Schriftliches hinterließ; und seine Lehre, wiewohl nur von seinen Jüngern gesammelt und von den Bekennern seiner Schule aufgezeichnet, nichts desto minder als die wahre

und eigentliche Lehre dieses großen Weltweisen erkannt und aufgenommen wurde. Deßgleichen, fährt er fort, habe auch Socrates, der durch das Orakel des Apollo als der weiseste Mann seiner Zeit erklärt ward, keine seiner Lehren schriftlich aufgezeichnet, sondern dieß dem Plato zu thun überlassen; er selbst dagegen habe es nicht verschmäht, die äsopischen Fabeln zu sammeln und in Verse zu bringen, ohne daß dadurch das Ansehen auch nur im mindesten gelitten habe, das der socratischen und äsopischen Lehre gebührte, die in sich selbst sehr sittlich und nützlich und nur darum unter der Allegorie der Fabel verborgen ist, damit sie um so angenehmer und heilsamer werde. Also der heilige Augustinus.

Diesen Bemerkungen wird noch beigefügt, daß auch die Weissagungen des Propheten Jeremias ihre volle Würde und ihr Ansehen behaupten, ob auch Jeremias sie selbst nicht schrieb, sondern solche nur seinem Schreiber Baruch dictirte; wie die Schrift in folgenden Worten bezeugt: »Es berief also Jeremias Baruch, den Sohn des Nerias; und Baruch schrieb aus dem Munde Jeremiä in das Schreibbuch alle Worte des Herrn, die er zu ihm gesprochen hatte.« (Jerem. 36.) Und auch der Apostel Paulus gebrauchte seine Sendschreiben zu schreiben, eine fremde Hand; wie wir aus dem Schlusse des Sendschreibens an die Römer ersehen, wo der Schreiber seinen Gruß beifügt und spricht: »Ich Tertius grüße euch im Herrn, der ich diesen Brief geschrieben habe.« (Röm. 16.) Also bedienen sich auch die Fürsten, Briefe zu schrei-

ben, ihrer Geheimschreiber; und unterschreiben dieselben blos; und dennoch haben diese Schreiben die nämliche Kraft und Gültigkeit, als ob der Fürst allein solche eigenhändig geschrieben hätte. Auf gleiche Weise predigten die Apostel und Evangelisten und schrieben das Evangelium; der Herr aber bekräftigte und unterzeichnete was sie sagten und schrieben. »Sie aber gingen aus und predigten allenthalben, und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort mit darauf folgenden Zeichen.« (Marc. 16.)

Anderer Seits scheint es auch ungeziemend, daß Christus das Evangelium schriebe, denn weil dasselbe eine Erzählung des Lebens, der Thaten, Leiden und des Todes dieses göttlichen Heilandes enthält, war es anständiger, daß ein Anderer seine wunderbaren Werke aufzeichnete, jenem Ausspruch Salomons gemäß: »Es lobe dich ein Fremder, und nicht dein Mund; ein Auswärtiger, und nicht deine Lippen.« (Sprichw. 27.) Wiewohl wir übrigens auch nicht in gänzliche Abrede stellen, daß der Erlöser selbst dieß hätte thun können, ohne darum seine Ehre zu beeinträchtigen; denn da Er selbst von sich spricht, Er sei das Licht der Welt, das Brot des Lebens, der Weg, die Wahrheit und das Leben, die Thür, durch welche in den Schafstall eingegangen wird, der Messias und der Sohn Gottes selbst, der für das Heil der Welt auf die Erde gekommen; und dennoch dadurch nichts Falsches, sondern die reinste Wahrheit sprach; ja auch nach dem Willen seines ewigen Vaters diese göttlichen Geheimnisse als unser

Mittler und Lehrer uns offenbaren mußte, die nicht ohne den größten Nachtheil der Menschheit verborgen geblieben wären; so hätte Er solche auch ohne seiner Würde zu vergeben, schriftlich aufzeichnen können.

Es wollte aber unser Herr vielleicht auch darum nichts schriftlich aufsetzen, damit nicht etwa gegen seine Schrift verglichen, die Schriften der Propheten und anderer heiligen Menschen, die auf Gottes Einflößung die Bücher der heiligen Schrift verfaßten, gering geachtet würden. Und endlich läßt sich auch glauben, daß Christus selbst nichts schreiben wollte, seiner Kirche dadurch ein um so größeres Ansehen zu geben; die, noch bevor die Evangelisten das Leben und die Lehre Jesu in Bücher aufzeichneten, den Weg der Wahrheit und des Heiles lehrte, die Völker im Glauben unterrichtete, und über Zweifel entschied, die über die Lehre sich erhoben; welches Ansehen ihr auch dann nicht benommen ward, als die Evangelisten ihre Bücher verkündet hatten; was die Häretiker thörichter Weise durch ihr Betragen in Abrede stellen; da sie ihr Ansehen verschmähen und die Schrift allein zur Schiedsrichterinn aller streitigen Fragen aufstellen.

Was übrigens Anfangs berührt ward, die Gesetzestafeln wären mit dem Finger Gottes geschrieben worden, zeigt die Schrift selbst, wie dieser Ausdruck zu verstehen sei, und daß dieß durch die Engel geschah; wie der heilige Erzmärtyrer Stephanus in der Geschichte der Apostel spricht: »Ihr

habet das Gesetz durch die Anordnung der Engel empfangen.« (Apost. 7.) So wie auch die Person Gottes jener Engel vertrat, der da sprach: »Ich bin der Herr, dein Gott, der Ich dich aus dem Lande Aegyptens herausgeführt habe.« (Exod. 20.)

11.

Von der Landschaft Galiläa in Palästina, von seinen Inwohnern und von Christus, den Aposteln und den Christen, die aus Verachtung Galiläer genannt wurden.

In seinem Werke von den hebräischen Namen unterscheidet der heilige Hieronymus zwei Galiläa; das Eine, das in der Schrift das obere Galiläa oder das Galiläa der Heiden genannt wird, weil es nahe an Phönizien, einem heidnischen Lande, lag und auch von vielen Heiden bewohnt war; bis endlich Salomon einen Theil desselben dem König Hiram von Phönizien zur Belohnung für die Hilfe abtrat, die er ihm durch Herbeischaffung der Baumaterialien und Künstler zur Errichtung des Tempels geleistet hatte. Dieser Theil Galiläens lag im Stamme Asser und Nephtali, und begriff die Stadt Capharnaum in sich, deren im Evangelium oftmals Erwähnung geschieht.

Der andere Theil von Galiläa ward das untere Galiläa genannt und war der Wohnsitz der Stämme Issachar und Zabulon. In dieser Landschaft lag die Stadt Nazareth, wo Christus wohnte, der deßhalb ein Galiläer und Nazarener genannt ward. Der jüdische Geschichtschreiber Joseph schildert dieß

Land aufs genaueste und rühmt dasselbe wegen seiner Fruchtbarkeit, seiner großen Bevölkerung, seiner Städte und wegen des Muthes seiner wackern und unerschrockenen Bewohner. »Die Galiläer, spricht er, sind von Kindheit auf kampfsüchtig und immer in großer Anzahl; niemals herrschte Furcht unter den Männern, niemals Hungersnoth in den Landschaften; die alle sehr gut, sehr fruchtbar und voll der Obstbäume aller Art sind; so daß sie auch Diejenigen, die den Ackerbau am wenigsten lieben, durch ihre reichliche Fruchtbarkeit reitzen; alle Felder endlich sind von den Inwohnern wohl bebaut, und nicht der geringste Theil derselben liegt brach. Es sind auch daselbst Städte in großer Anzahl, und allenthalben sind die Menge der Flecken bevölkert; so daß selbst der geringste Ort über fünfzehn tausend Ackerleute zählt.«

Also spricht Joseph in seinem Werke von dem jüdischen Kriege; wo er auch berichtet, daß viele Juden und Galiläer nach Aegypten kamen, die übrigen aufzuwiegeln; daß sie die römischen Imperatoren nicht Herren nennen sollten; und daß sie Diejenigen tödteten, die ihnen sich widersetzten, bis sie endlich selbst alle gleich dem Schlachtvieh niedergemacht wurden; aber dennoch trotz aller erdenklichen Qualen nicht dahin konnten gebracht werden, daß auch nur ein Einziger, ja auch nur ein Kind den Cäsar ihren Herrn genannt hätte. Dieß Beispiel beweist, wie stark die Gemüthskraft dieser Nation war; und Laurinus bemerkt, es scheine, der Herr

habe zum Theil seine Jünger darum aus diesem Volke gewählt, weil sie durch diese Kräftigkeit, wenn solche einmal durch die Hilfe der göttlichen Gnade gesteigert wäre, die geeignetesten Menschen waren, die Schwierigkeiten, die ihnen bei der Verkündigung des Evangeliums aufstießen, zu besiegen und zu verachten.

Ungeachtet dieser trefflichen Eigenschaften des Landes und seiner Bewohner redeten dennoch die übrigen Juden und Heiden mit Verachtung von den Galiläern; zumal nannte Julian der Abtrünnige Christum einen Galiläer, und schalt auch die Christen Galiläer; ja er erließ sogar eine Verordnung, die Christen nicht anders zu nennen; worüber der heilige Gregorius von Nazianz sich also ausdrückt: »Überaus kindisch und läppisch, und keines Menschen, der nur mittelmäßigen Ernst hat, geschweige denn eines Imperators ist dieß würdig. Er erachtete, wenn unser Name verändert wäre, würden auch unsre Gemüther sich ändern; oder es würde dieß uns zur Schande gereichen; da man, als wären wir Verbrecher, durch eine Verordnung befahl, daß man, statt Christen, uns Galiläer nännte.« Also lästerte er auch Christum bis zum letzten Augenblick seines Lebens, wo er, in dem persischen Kriege, von einem Pfeile durchschossen, einer alten Sage nach in die Worte ausbrach: »Du hast gesiegt, Galiläer, gesiegt hast Du!« wodurch er kraft der unbesiegbaren Macht Christi sich überwunden bekannte.

Gleich ihm aber schalten die gottlosen Verfolger

des Christenthums seiner Zeit Christum den Sohn des Zimmermanns; worüber Theodoret in seiner Geschichte uns einen sehr schönen Zug aufbewahrte. Als nämlich Libanius, ein heidnischer Sophist, einen Christen spottweise fragte: »Was macht der Sohn des Zimmermanns?« — antwortete dieser unverzüglich: »Einen Sarg für Julianus!« welcher Ausspruch eine Weissagung war; da Julian bald hierauf im Treffen fiel.

Siebentes Buch.

Ueber einige Gebräuche der Kirche, zumal in den ersten Zeiten.

1.

Von der großen Ehrfurcht, die man ehemals, sogar gegen das materielle Buch der Evangelien trug, nebst einigen Wundern und Zeichen, die durch dasselbe geschahen.

Das Evangelium ist jene himmlische Perle von unschätzbarem Werthe, die der Sohn Gottes aus den heiligen Höhen brachte, damit Er durch dasselbe uns dahin führte; es ist ein Schreiben unsres Gottes und Herrn an alle und an jeden Einzelnen seiner Gläubigen, worin Er uns die Beweise seiner zartesten Liebe und die getreueste Lehre ertheilt, zu unsrer glückseligsten Bestimmung in der Ewigkeit zu gelangen. Darum auch achteten unsre Vorältern aus den frühesten Zeiten dieß göttliche Kleinod höher denn alle Schätze der Welt, lasen dasselbe Tag und Nacht, und trugen es auf ihrer Brust, wie man aus den Acten der heiligen Jungfrau und Märtyrinn Cäcilia und aus den Reden des heiligen Chrysostomus an das Volk zu Antiochia ersehen kann, in de-

ren Einer er spricht: »Siehst du nicht, daß sogar Weiber und kleine Kinder die Evangelien zu großer Hut am Halse tragen, und überall mit sich nehmen, wohin immer sie gehen mögen?«

Ja auch auf den Kirchenversammlungen zu Nicäa, zu Chalcedon und zu Ephesus zeigten die Väter, welche hochheilige Verehrung diesem göttlichen Buche gebührt; denn mitten in der Versammlung errichteten sie einen königlichen Thron, das Evangelium, das die Person Gottes vertrat, darauf zu stellen; gleich als riefe dasselbe, wie der heilige Cyrillus von Alexandrien spricht, in die Ohren der Bischöfe: »Urtheilet ein gerechtes Gericht!« jenen Worten des Psalms gemäß: »Gott stand in der Versammlung der Götter; mitten in derselben aber richtet Gott.« (Ps. 81.)

Zu dieser Ehrfurcht gehört auch der feierliche Eid, wobei nach den Anordnungen der canonischen Satzungen, Derjenige, der solchen zu schwören hat, das Buch der heiligen Evangelien als das Höchste auf Erden berühren und sprechen muß: »So wahr mir Gott helfe und diese heiligen Evangelien Gottes!« durch welche Worte beschworen wird, daß das hochheilige Wort des Mensch gewordenen Gottes in diesen Büchern enthalten ist.

Es war aber dieß göttliche Evangelium nicht nur die Wonne gewöhnlicher Christen und frommer Diener des Altars; sondern selbst der erhabensten Monarchen; worüber sich zahllose Beispiele anführen ließen. Constantin der Große sandte dem heiligen

Bischof Nicolaus eine Abschrift desselben in Gold gefaßt und mit den kostbarsten Steinen geschmückt, und Kaiser Theodosius schrieb dasselbe eigenhändig ab und brachte jede Nacht einen Theil der Zeit damit zu, dasselbe zu lesen; wie Nicephorus in seiner Kirchengeschichte berichtet. Ohne die Verpflichtung auf sich zu haben, erfüllte dieser Herrscher was Gott den Königen Israels befohlen hatte, das Gesetz des Deuteronomiums abzuschreiben; damit sie durch oftmaliges Lesen desselben damit vertraut würden, es auswendig lernten und genau beobachteten.

Es wollte aber der Herr durch mancherlei Wunder zeigen, wie sehr diese Ehrfurcht, die dem heiligen Evangelium erzeigt wird, demselben gebührt und der Vernunft gemäß ist. So erzählt der heilige Gregorius von Tours im Leben der Väter, daß während des Brandes der Stadt Arverna, der heil. Gallus in die Kirche trat, sein Gebet vor dem Altar verrichtete, dann das Buch der Evangelien nahm, dasselbe öffnete und den Flammen entgegen hielt, die alsbald so gänzlich erloschen, daß auch nicht der mindeste Funke übrig blieb. Deßgleichen erzählt Nicephorus, daß der heilige Marianus, als einst die Feuersbrunst die Kirche zur heiligen Anastasia ergriffen hatte, das Buch der heiligen Evangelien erfaßte, damit auf die Zinne dieser Kirche ging, daselbst im Gebet anhielt, und auf solche Weise das Gebäude von der unvermeidlichsten Gefahr errettete.

Ferner erzählt Baronius unter dem Jahr Christi 886, daß Kaiser Basilius, der Macedonier ge-

nannt, den Russen einen Erzbischof sandte, der, diesen Barbaren genug zu thun, welche es von ihm forderten, wenn er wollte, daß sie den christlichen Glauben annähmen, dieß göttliche Buch in einen feurigen Ofen warf, wo sie dasselbe, als das Feuer abgebrannt war, ganz unverletzt wieder fanden; da Gott dem Glauben und dem Gebet seines hohen Priesters durch ein so glänzendes Wunder Zeugniß gab. Und nichts Erstaunliches ist es eben, wenn das Evangelium das materielle Feuer löscht, da dasselbe das weit größere Feuer fleischlicher Begierlichkeit löschte.

Der nämliche Baronius erzählt um d. J. 301 ein denkwürdiges Beispiel von einer gottseligen Jungfrau, Theophyla genannt, die von wunderseltener Schönheit, Adel und Tugend war. Als diese edle Jungfrau von den Verfolgern der Christen an einen schändlichen Ort geführt wurde, erhob sie Hände und Augen zum Himmel und begann unter reichlichen Thränen zu sprechen: O Jesu, mein Licht, mein Geist, Hüter meiner Keuschheit und mein Leben! Ich bitte Dich um der Milde deines heiligsten Herzens willen; laß es Dir gefallen, auf mich, deine Braut herabzublicken! O sieh herab, mein göttlicher Bräutigam, auf welchen kein Tadel noch Zweifel fallen kann! O übergib mich nicht reissenden Thieren; laß nicht zu, daß die Wölfe dein Schäflein zerreissen! Rette, o himmlischer Bräutigam! deine Braut und bewahre meine Keuschheit!

Hierauf zog sie das Evangelium hervor, das auf ihrer Brust ruhete, und begann darin zu lesen. Indessen aber trat einer jener Unzüchtigen herein, ihr Schmach anzuthun, und sah ihr einige Zeit hindurch zu, wie sie las. Als er ihr aber näher treten wollte, da überfiel ihn eine so schwere Angst, daß er zu den Füßen der Jungfrau todt darnieder fiel. Es dauerte nicht sehr lange, so trat ein Anderer herein; ward aber von einem überaus hellen Glanze, der in dem Zimmer strahlte, so sehr geblendet, daß er darüber erblindete. Dasselbe und noch Schweres widerfuhr auch Andern; so daß zuletzt Keiner mehr es wagte, in böser Absicht einzutreten; wohl aber kamen Einige zu sehen was geschehen war; und sie sahen das heilige Kind lesen und einen Jüngling von unaussprechlicher Schönheit neben ihr stehen, aus dessen strahlenden Augen jener Glanz ausging. Betroffen von diesem wunderbaren Anblick, den sie nicht zu ertragen vermochten, und von Furcht durchdrungen, riefen sie aus: »Wer ist wie der Gott der Christen!« Also verließen sie dieß Haus in Eile; alle vergaßen der Unreinigkeit, und Viele bekehrten sich. Da nun jener überirdische und strahlende Jüngling die Jungfrau der Kirche zugeführt hatte, sprach er zu ihr: »Der Friede sei mit Dir!« Es dankten aber Gott mit lauter Jubelstimme für Alles was geschehen war, sowohl Theophyla als alle Christen, die daselbst versammelt waren.

2.

Daß der Name Apostel in der Kirche auch Andern gegeben ward, die nicht zur Anzahl der Zwölf gehörten, welche Christus erwählt hatte.

Es ist wohl nicht der geringste Zweifel, daß außer den zwölf Aposteln, die Christus, der Herr, erwählte, den Heiligen: Matthias, Paulus und Barnabas der Apostelname immer gebühre, so wie er ihnen auch immer gegeben ward. Indessen aber läßt sich bezweifeln, ob dieser ehrenvolle Name auch Andern pflegte gegeben zu werden, die durch die Verkündigung des Evangeliums, gleich den Aposteln, dem Herrn Seelen gewonnen haben. Die Griechen nennen in ihren Menologien auch Apostel die zwei und siebenzig Jünger des Herrn, zu deren Anzahl der heiligen Martialis, Bischof von Limoges in Frankreich, gehört, wo dieser Heilige der Erste war, der das Evangelium in der Provinz Aquitanien predigte und den Titel eines Apostels erhielt; der ihm jedoch späterhin streitig gemacht ward.

Denn als im Jahre 1029 unter Ganzelinus, Erzbischof zu Bourges, einem Prälaten, der wegen seiner großen Tugenden und besonders wegen seiner Armenliebe in großem Rufe stand, eine Synode zu Limoges abgehalten wurde, erhob sich auf derselben ein Streit, ob jener Heilige, wie dieß bisher in der Kirche zu Limoges, die er gestiftet hatte, immer üblich gewesen war, ein Apostel oder nur einfach ein Bekenner genannt werden sollte. Die-

ser Streit, spricht Baronius, der die Sache in seinen Annalen anführt, hätte sehr leicht können entschieden werden, wenn man nur bedacht hätte, daß nicht blos die erwählten zwölf Apostel, sondern auch die Jünger des Herrn, ja auch alle Diejenigen Apostel genannt wurden, die, auf Anordnung des apostolischen Stuhles ausgesandt, Völker zum Glauben bekehrt hatten; worüber, wie dieser Schriftsteller spricht, zahllose Beispiele sich anführen ließen; so daß also dieser glorreiche Titel dem heiligen Martialis ohne Widerrede gebührte.

Wie es aber zuweilen zu ergehen pflegt, wenn auch eine noch so geringe Sache bestritten wird, die leicht zu beendigen wäre, und die dennoch wegen der Hartnäckigkeit Derjenigen, die sich widersetzen, schwer zu schlichten ist, also erging es auch hier. Es genügte diese Synode nicht, in welcher beschlossen ward, der Heilige sei ein Apostel zu nennen; sondern man mußte noch andere Concilien, nämlich das zu Bourges, ein zweites zu Limoges und das zu Poitiers abhalten; wie aus den Acten der Limoger Synode erhellt. Außer diesem ward auch Papst Johannes XX. befragt, der die Anfrage auf alle Weise bejahte; und wiewohl Baronius bei dem Jahre 1032 erachtet, es fände sich keine Abschrift des päpstlichen Rescriptes über diesen Gegenstand vor, so bezeugt dennoch Spondanus, der einen Auszug seiner Annalen verfaßte, bei dem Jahre 1029 er habe dasselbe mit Augen gesehen und aus dem Archiv der Kirche des heil. Martialis zu Limoges selbst erho-

ben; dieß Rescript beginne mit einem kurzen Inbegriff der Vorzüge dieses Heiligen, der Bekehrung der Völker durch ihn, und der Wunder, die er gewirkt habe; worauf die Bemerkung folgt, daß Diejenigen, die sich unterfingen, seine Glorie zu verringern, als ob er nichts mit den Aposteln gemein habe, nicht sowohl redeten als Unsinn sprächen: non loqui sed insanire videre.

Hierauf aber folgt der Beweis aus der Schrift, daß es außer den Zwölfen noch Andere geben kann, denen der Name Apostel zukomme; und endlich der Schluß: nos autem in firma pietate educati, Martialem Apostolum nominari posse definimus. (wir aber, in fester Frömmigkeit erzogen, erklären bestimmt, daß Martialis ein Apostel genannt werden könne).

Jenes aber, was Baronius behauptet, es sei dieser Titel Vielen gegeben worden, ist sehr wahr. So nennet der heilige Beda in seiner Geschichte von England, den Papst Gregorius einen Apostel dieses Königreiches, weil er Prediger dahin gesandt, und die Bekehrung dieser Völker zu Christo veranlaßt hatte. Eben so wird der heilige Dionysius der Areopagit der Apostel Frankreichs, Sanct Adalbertus der Apostel von Ungarn, Sanct Bonifacius Bischof von Mainz, der Apostel Deutschlands, Sanct Trudo der Apostel der Albaneser genannt; und vor noch nicht sehr langer Zeit schmückte Gregorius XV. den heiligen Franz Xavier mit dem nämlichen Titel, da er ihn einen Apostel Indiens nannte, wie das

römische Martyrologium und die Canonisationsbulle dieses Heiligen ausdrücklich besagen.

Merkwürdig ist auch der Ausspruch Sylvesters II., der dem heil. Stephan, König von Ungarn, den Titel eines Apostels gab, weil er den christlichen Glauben auf alle erdenkliche Weise in seinem Königreiche verbreitete. Er spricht nämlich also: Ego sum Apostolicus, et ille merito Christi Apostolus dici potest, cujus opera tantum populum sibi Christus acquisivit, atque ea causa quemadmodum divina gratia ipsum docebit, Ecclesias Dei, una cum populis, nostra vice ei ordinandas relinquimus. Also lesen wir in der Lebensgeschichte dieses Heiligen bei Surius unter dem 20. August.

In dem nämlichen Sinne auch spricht der heil. Paulus in seinem Sendschreiben an die Philipper: »Ich erachtete aber als nothwendig, den Epaphroditus, meinen Bruder und Mitarbeiter und Mitstreiter, aber euern Apostel, und den Diener meiner Nothdurft an euch abzusenden.« (Philipp. 2.) Er nennet ihn ihren Apostel, weil er in ihrer Kirche sich vielfältig mit der Bekehrung der Seelen beschäftiget hatte. Auf gleiche Weise sind auch die Worte des nämlichen Apostels in seinem Sendschreiben an die Corinther zu verstehen: »Wir haben aber auch mit ihnen unsern Bruder gesandt, den wir oftmals in vielen Dingen bewährt haben, daß er sorgfältig ist. Nun aber ist er weit sorgfältiger, aus großem Vertrauen, das er zu euch hat; sei es Titi wegen,

der mein Gefährte und mein Mithelfer bei euch ist; oder unsrer Brüder wegen, die Apostel der Kirchen und Christi Ehre sind.« (2. Cor. 8.) Nun verstehen aber die Schrifterklärer unter Apostel der Kirchen die Bischöfe, oder auch Diejenigen, welche abgeordnet wurden, die Almosen einzusammeln, die man Collecten nannte und zur Linderung zeitlicher Nöthen der armen Christen sandte, die zu Jerusalem wohnten.

3.

Von einigen heidnischen Gebräuchen, welche die Kirche mit einigen Veränderungen aufnahm und heiligte.

So wie, als das Heidenthum zerfiel, und die Kirche sich immer mehr auf dem Erdkreise ausbreitete, die christlichen Wächter und Seelenhirten als rathsam erachteten, die Tempel nicht zu zerstören, die den Götzen geweiht waren, sondern solche zu heiligen und zu besserm Gebrauche zu verwenden: also behielten sie auch manche Gebräuche bei, die mit einigen Abänderungen bestehen konnten, ohne die christliche Religion zu beeinträchtigen; und weihten solche zu frommem und heilsamem Gebrauche. Von dieser Art war das Weihwasser, und manche Salbungen, Feste und Erheiterungen das Volkes an denselben 2c.; worüber Baronius in seinen Annalen um das Jahr Christi 44 ausführlich spricht. »Oder, fragt dieser Schriftsteller, war es etwa der Kirche nicht erlaubt, gottlose Ceremonien, welche die Heiden abergläubig beobachteten, zu besserem Gebrauche

zu verwenden, zu heiligen und dahin zu wirken, daß zu größerer Beschämung des bösen Geistes, diese Gebräuche, durch die er gierte, verehrt zu werden, umgewandelt und zur Verherrlichung Christi angewendet würden?«

Auf solche Weise wirkte der heilige Gregorius der Wunderthäter, wie der heilige Gregorius von Nyssa in einer Lobrede auf ihn erzählt; und wandelte die heidnischen Feste zur Ehre der heiligen Märtyrer um. »Abermal ging er hinab in die Stadt, spricht dieser Heilige, und als er die ganze Gegend durchwandert und durchschaut hatte, gab er noch Manches bei und vollendete die Gottesverehrung auf gewisse Weise dadurch, daß er bei allen Völkerschaften rings umher den Gebrauch einführte, die Festtage und feierlichen Zusammenkünfte unter den Namen der heiligen Blutzeugen zu halten, die den Glauben durch ihr Blut und Leben besiegelt hatten. Da er aber wahrnahm, daß sie gern an solchen Tagen durch festliche Gastmahle und Belustigungen sich ergetzten, war er sorgsam bemüht, daß sie nur ihren Aberglauben verließen und sich zu Gott bekehrten; wornach er ihnen dann gern gestattete, daß sie zum Andenken an die heiligen Märtyrer sich ergetzten und der Freude sich überließen.«

Eben so spricht auch Theodoretus von diesen Festen der Heiden: »Die Steine der zerstörten Göttertempel sind nun durch Tempel und Altäre gesühnt, die den Märtyrern errichtet wurden. Denn seine Entschlafenen führte, statt eurer Götter, der

Herr in die Tempel ein. Er beraubte jene ihrer eitlen Ehre, gab sie der Verachtung preis, und beschenkte seine Märtyrer mit hohen Ehren. Statt der festlichen Gastgelage des Jupiters und Bachus, werden nun die Feiertage des Petrus, Paulus, Thomas, Sergius ꝛc. bei einfachem Mahle gefeiert.«

Es pflegten die Römer im Anbeginn des Februars einige Ceremonien abzuhalten, durch welche ihres Erachtens, die Stadt und die Bürger gesühnt, von allen Lastern gereinigt und gleichsam geheiliget wurden. Und da sie die Sühne und jede andere ähnliche Reinigung in ihrer Sprache Februa nannten, ward dieser Monath des Jahres Februarius, der Reiniger genannt; wie Macrobius, Plinius und Ovid ausführlicher beschreiben. Nun war es aber keine leichte Aufgabe, eine so eingewurzelte und abergläubige Heidensitte aufzuheben; und in großer und religiöser Vorsicht führte statt derselben die Kirche zu einem bessern uud heiligeren Zweck ein anderes Reinigungsfest zum Andenken an die Reinigung der allerseligsten Jungfrau ein, womit sie noch die Ceremonien der feierlichen Prozession mit brennenden Kerzen vereinte; damit dadurch ein anderer heidnischer Gebrauch geheiliget würde; dessen Innozenz III. in einer Rede auf das Fest Mariä Reinigung gedenkt. In dieser Rede nämlich stellt er die Frage, um welcher Ursache willen diese feierliche Prozession mit brennenden Kerzen abgehalten werde; und führt als Antwort zwei Gründe an. Den ersten, um einen abergläubigen Gebrauch der Heiden aufzuheben

und in Besseres zu wandeln, die um jene Zeit das Fest der Ceres feierten, die mit brennenden Fakeln umherging, ihre Tochter Proserpina zu suchen, welche laut der Fabel der Poeten, Pluto geraubt hatte; bei welchem Feste die Heiden eine ähnliche abergläubige Ceremonie hielten. Der andere Grund aber ist, damit Diejenigen, die durch die göttliche Gnade von dem Unrath der Sünde gereiniget sind, durch diese heilige Ceremonie erinnert werden, daß sie jener Parabel des Evangeliums gemäß, mit dem brennenden Lichte eines lebendigen Glaubens und der guten Werke Christus, den Bräutigam unsrer Seelen, suchen, Ihn begleiten und Ihm durch Nachahmung seines heiligen Lebens dienen sollen.

4.

Von welcher Farbe die Gewande Christi, und die Kleidung der Geistlichen in früheren Zeiten waren.

Die Lösung dieser Frage setzt eine andere allgemeine Frage voraus, nämlich von welcher Farbe überhaupt die gewöhnliche Kleidung des gemeinen Volkes bei den Hebräern war; das durch seine Gewande weder Weichlichkeit noch Ziererei suchte. Nun scheint es aber als hätte dieß Volk die Wolle getragen, wie sie von der Natur selbst gefärbt war, ohne solche mit künstlichen Farben zu schmücken. Dieß erhellt aus dem Gebrauche, der bei den Hebräern bestand, die Kleider oftmals zu waschen; dieser Gebrauch selbst aber gründete sich auf das mosaische Gesetz, das zu vielfältigen Reinigungen verpflichte-

te, wovon die meisten sich auf das Waschen des Leibes und der Kleider beschränkten. Wären nun die Kleider von anderer als von natürlicher Farbe gewesen, so hätten solche durch so oftmaliges Waschen, unfehlbar ihre Farbe und erste natürliche Schönheit verloren.

In dieser Absicht war auch in der Nähe von Jerusalem ein Ort, der, wegen der zahlreichen Handwerker, die mit dieser Reinigung sich beschäftigten, »der Acker der Walker« genannt ward; und dessen im vierten Buch der Könige und bei Isaias Erwähnung geschieht. Und hierauf spielt auch das Evangelium an, worin geschrieben steht, daß bei der Verklärung des Herrn seine Kleider so glänzend weiß wurden, »wie kein Walker auf Erden solche weiß machen kann.« (Marc. 9.) Wahrscheinlich also waren die Gewande Christi weiß, und Er richtete sich hierin nach der gewöhnlichen Sitte. Dahin stimmt auch der heilige Clemens von Alexandrien, ein uralter Schriftsteller, der die Christen seiner Zeit ermahnt, sich weiß zu kleiden, weil eine solche Kleidung rein und einfach sei. Indessen ließe sich hier einwenden, daß die Gewande Christi, wenn solche erst bei seiner Verklärung weiß wurden, früher von einer andern Farbe gewesen wären. Doch läßt sich dieß sehr leicht dadurch beantworten, daß die natürliche Weisse der Wolle eben nicht schneeig und außerordentlich ist; der Glanz hingegen, den die Gewande Christi bei seiner Verklärung erhielten, überirdisch und ganz wunderbar war.

Andere dagegen waren der Meinung, die Gewande des Erlösers seien violetter Farbe gewesen; was sich auf die Reliquien gründen läßt, die man noch heut zu Tage davon aufbewahrt. So wird in der St. Johanneskirche zu Besançon ein Stückchen von dem Gürtel des Kleides Christi gezeigt, von welchem es heißt, es sei purpurei subobscuri coloris; was ungefähr das nämliche ist, und wahrscheinlich war der Gürtel der nämlichen Farbe wie das Gewand selbst. Von eben dieser Farbe ist auch jenes Stückchen, das zu St. Maria d'Arriago im Bisthum Valladolid in Spanien gezeigt wird und das im Jahre 1400 König Heinrich von Castilien von Kaiser Emmanuel Paleologus II. mit einer authentischen Schrift zum Geschenk erhielt, worin bezeugt wird, diese Reliquie sei nach uralter Tradition wahhaftig ein Theilchen des Gewandes Christi, das jenes Weib, welches den Saum desselben berührte, vom Blutflusse heilte.

Dieser Meinung über die violette Farbe der Gewande des Herrn läßt sich jedoch Jenes entgegen setzen was Moyses im 15. Cap. des Buches Numeri befiehlt, daß die Israeliten hiazyntfärbige Säume an ihre Gewande setzen sollten; welche Farbe eben auch mit der violetten übereinstimmt; und von der nämlichen Farbe konnte auch der Gürtel seyn. Diese Säume aber sollten die Israeliten, an die Haltung aller Gebote Gottes erinnern. Sonach also konnten jene kostbaren Überreste von den Gewanden des Herrn allerdings die angegebene Farbe tragen.

Diese nämliche Farbe behielt auch, wie Baronius um das Jahr Christi 393 erinnert, ehemals der Clerus bei; und auch heute zu Tage ist die violette Farbe noch die Farbe, in welche sich der päpstliche Hof, die Bischöfe und einzelne Seminarien der Kleriker kleiden. Die schwarze Farbe aber kam allem Vermuthen nach erst dann bei der Geistlichkeit auf, als einige Kirchen der Kleriker sich in Mönchsklöster verwandelten und die Bischöfe aus Klöstern gewählt wurden, da, wie der heilige Hieronymus bei der Grabschrift der heiligen Marcella, im 22. Sendschreiben und an andern Stellen seiner Schriften erinnert, die Mönche sich schwarz zu kleiden pflegten.

5.

Welche Sitte der Klerus vor alten Zeiten hinsichtlich der Tonsur und des Bartes zu beobachten pflegte.

Aus der Sitte der Nazarener, die aus Religiosität die Haare sich scherten, kam nach apostolischer Tradition der Gebrauch in der Kirche auf, daß Diejenigen, die von dem gewöhnlichen Leben sich zurückziehen, um sich Gott zu weihen, das Haupt sich scheren lassen. Also spricht der heilige Isidor in dem Buche de div. officiis; wo er auch noch beifügt, daß man immer eine Krone stehen lasse, das königliche Priesterthum der Kirche dadurch zu bezeichnen. Auch schiert man bei Klerikern und Mönchen nicht das ganze Haupt, um weder den jüdischen Gebrauch der Nazarener, noch den heidnischen der Priester des Serapis und der Isis ꝛc. nachzuahmen, die alle Haa-

re des Hauptes und des Körpers abzuscheren pflegten. Der heilige Beda führt als ganz gewiß an, man habe bei den Geistlichen die Krone auch zu beständiger Erinnerung an die Dornenkrone Christi stehen lassen, die Apostel hätten dieß eigens darum gethan, und hätten auch diesen Gebrauch der Kirche übergeben.

Eine weit andere Ursache aber führt der heilige Germanus, Bischof zu Constantinopel, in seiner theor. rerum Eccles. an; denn er spricht, während der heilige Petrus zu Rom dem Predigtamt abwartete, hätten die Feinde des Evangeliums ihm das Haupt aus Verachtung geschoren; was damals auch den Philosophen zu Rom widerfuhr. Von Apollonius aus Thyania schreibt Philostrates, daß während er auf Befehl des Imperators Domitianus ins Gefängniß gesetzt ward, ein Barbier zu ihm gesandt wurde, der ihm die Haare und den langen Philosophenbart abschnitt; worin man gegen die Regel wider ihn handelte, welche verbot, einem Gefangenen, was immer er mochte verbrochen haben, die Haare und den Bart abzunehmen. Und der Imperator Cajus pflegte, wenn Jünglinge mit schönen Haupthaaren ihm begegneten, solchen aus Spott den hintern Theil des Hauptes abscheren zu lassen. Auf solche Weise also ward die Verachtung, mit welcher man dem heiligen Petrus das Haupt schor, zur Ehre der Kirche verwendet. So viel ist gewiß, daß nie ein Land den Glauben annahm, wo nicht zugleich auch die Geistlichkeit die Tonsur annahm.

Indessen war die Tonsur der Kleriker immer von der Tonsur der Mönche verschieden. Denn Letztere schoren sich nicht nur den Scheitel des Hauptes, sondern das ganze Haupt; wodurch sie als Einsame und Büßer sich bekannten, die ihre Sünden betrauerten; da ein geschorenes Haupt als das Symbol der Trauer und Klage galt; wie aus dem Buche Job und auch aus prophanen Schriftstellern ersichtlich wird. Nur die Römer, die gewöhnlich Haare und Bart scheren, ließen zur Zeit eines traurigen Ereignisses beide wachsen; wie Suetonius dieß von Julius Cäsar und von Augustus berichtet.

Da nun ein geschornes Haupt das Zeichen eines leidtragenden Menschen war, ordnete die toletanische Kirchenversammlung an, daß der Bischof oder der Priester den öffentlichen Büßern die Haare abschneiden sollte, damit solche dann im Bußkleide und in der Asche Buße thäten. Auch wollen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Bischöfe, wie der heilige Gregorius von Nazianz in seiner Rede gegen den Maximus bezeugt, das Haupt, wenigstens großen Theils scheren ließen, und daß unsre Voraltern diesen Haarschnitt eine Krone zu nennen pflegten; woher denn nach dem Zeugniß des heiligen Augustinus in seinem 147. Briefe, das Volk, wenn es den Bischof dringend um etwas anflehte, denselben bei seiner Krone beschwor.

Was nun den Bart betrifft, findet es sich nirgend, daß in der morgenländischen Kirche weder Kleriker noch Mönche denselben scherten, wohl aber

war dieß der Fall in der abendländischen. Denn hierin richteten sowohl Geistliche als Laien sich nach dem allgemeinen Gebrauch der Länder; und da im Orient sowohl Juden als Heiden den Bart pflegten wachsen zu lassen, thaten die Christen dasselbe. Im Occident hingegen, und ganz vorzüglich in Rom, pflegten, zumal Personen von höherem Alter, nach dem Zeugniß des Aulus Gellius, gleichsam zu einem Zeichen des Adels, den Bart sich zu scheren, und dieser allgemeinen und ehrbaren Sitte fügten sich dort auch die Christen; die übrigen aber ahmten die Römer nach.

Es kam zwar späterhin durch den langen Aufenthalt der Barbaren in Rom und in Italien von dieser Sitte wieder ab; dennoch aber behielt die Geistlichkeit dieselbe viele Jahrhunderte bei; und Gregorius VII., der im Jahre 1080 an den Bischof von Cagliari schrieb, trug demselben auf, den Clerus zu verhalten, daß sie den Bart nach der Sitte der Vorfahren sich abnehmen ließen, und versichert, es sei dieß von Anbeginn der Kirche an also gehalten worden. Das Nämliche schrieb er auch an den Herzog von Sardinien. Nur die Orden, die aus dem Orient nach Europa sich verpflanzten, behielten den Bart bei; späterhin jedoch trat ziemliche Willkühr ein, die auch noch heut zu Tage herrscht; so daß hierin so ziemlich Jeder thut was ihm beliebt.

6.

Von der Ceremonie, dem Oberhaupt der Kirche die Füße zu küssen.

Nicht nur die Irrgläubigen, sondern auch Viele, die zur katholischen Kirche sich bekennen, schmähen diesen uralten Gebrauch in sehr unglimpflichen Ausdrücken und sagen, man bete auf solche Weise den römischen Papst an. Wir sagten bereits im früheren Bande, welche Bewandtniß es mit dem lateinischen Ausdruck adoratio hat, der im Deutschen sehr uneigentlich mit Anbetung gegeben wird; und wo er in der Schrift vorkommt und sich blos auf Geschöpfe bezieht, füglicher durch Verehrung gegeben würde; z. B. Adoraverunt Deum et deinde regem, sie beteten Gott und dann den König an.« (1. Paralip. 29.)

Diese Ceremonie ist, wie gesagt, nicht neu, sondern sie stammt aus den ersten Zeiten der Kirche her. Der heilige Hieronymus, der im 61. Briefe an Pammachius von dem heiligen Epiphanius spricht, drückt sich also aus: »Es strömten Schaaren Menschen zu ihm aus allen Geschlechtern und Altern, die ihre Kindlein darbrachten, ihm die Füße küßten und an dem Saume seines Gewandes zupften.« Der heilige Johannes Chrysostomus ermahnt in seiner 14. Homilie das Volk sogar, diese Ehrfurcht Ordensmännern und Mönchen zu erzeigen; und in den Acten der heiligen Susanna, die Baronius um das Jahr Christi 264 anführt, wo die Rede vom

Papste Cajus ist, lesen wir: »Bei seiner Ankunft fielen alle, die in dem Hause des Gabinius versammelt waren, der Sitte nach aufs Angesicht nieder; und er sprach zu ihnen« 2c. Und kurz darauf: »Es hielt auch hernach Cajus eine Rede an sie; die auch Maximus anhörte, der, als er dem Cajus die Füße geküßt hatte, den Beschluß des Diocletian über Susanna ihm eröffnete« 2c. Hieraus erhellt wie uralt diese Sitte ist, dem Oberhaupt der Kirche die Füße zu küssen.

Diese Verehrung ward durch den Propheten Isaias geweissagt, wo er von der Kirche Christi sprechend, also ausruft: »Könige werden deine Ernährer seyn und Königinnen deine Ammen; sie werden ihr Angesicht zur Erde neigen und dich anbeten und den Staub deiner Füße lecken!« (Isai. 49.) »Und die Kinder Derjenigen, welche dich gedemüthiget haben, werden gebeugt zu dir kommen; und alle, die dich geschmäht haben, werden die Fußstapfen deiner Füße anbeten.« (Isai. 60.) Endlich spricht auch in der geheimen Offenbarung der Engel, in jenen Worten, die den Bischof zu Philadelphia angehen: »Sieh Ich will machen, daß sie kommen und zu deinen Füßen anbeten; und wissen sollen sie, daß Ich dich liebte.« (Offenb. 3.) Gilt dieß nun von den Füßen eines Bischofs von Philadelphia: wie weit mehr von dem Oberhaupt der Bischöfe und der ganzen Kirche, von dem Stellvertreter Christi auf Erden!

Denn Christo selbst und Gott wird die Ehrfurcht

erzeigt, die wir um Seinetwillen den Menschen erzeigen, in welchen wir Ihn verehren. Sehr schön spricht Tertullian in seiner Abhandlung von der Buße: »Wenn du also zu den Füßen des Bruders dich wirfst, berührest du Christum und flehest zu Christo.« Man wendet ein, Petrus habe sich geweigert, die Anbetung des Hauptmanns Cornelius anzunehmen. (Apost. 10. 25. u. 26.) Doch diese Einwendung ist von sehr geringer Kraft; denn dieser Cornelius, der noch nicht im Glauben unterrichtet war, wollte ihm eine abgöttische Anbetung erzeigen, da er ihn für einen Gott, oder wenigstens für ein übermenschliches Wesen hielt; in welchen Irrthum auch die Listrier geriethen, die den Aposteln Paulus und Barnabas göttliche Ehre erweisen wollten. Denn wollte je ein Mensch die Ehre, die ihm Gottes wegen erwiesen wird, sich selbst aneignen und auf sich beziehen, so wäre er nicht nur ein ruchloser Gottesräuber, sondern auch der Blindeste aller Thoren; so wie hinwieder, wer Gottes Stelle auf Erden vertritt und sich weigerte, als Solcher die Verehrung anzunehmen, die in ihm und durch ihn der göttlichen Majestät erwiesen wird, die Ehre Gottes beeinträchtigen würde.

7.

Von der Ehre, die den Witwen und Diaconessen in den frühesten Zeiten der Kirche erwiesen wurde.

Denkwürdig sind die Worte des heiligen Märtyrers Ignatius an die Tharser, worin er von den

Jungfrauen und Witwen spricht: »Achtet Jene, die in Jungfräulichkeit leben, gleich Priestern Christi; die Witwen aber, die in der Keuschheit verharren, gleich dem Altare Gottes.« Er betrachtete nämlich die Jun gfrauen, »welche gedenken was des Herrn ist, daß sie heilig seien an Geist und Körper,« (1. Cor. 7.) als Priesterinnen, die Gott das wohlgefälligste Opfer ihrer selbst darbrachten die Witwen aber als einen Altar, da sie wegen des Gelübdes der Keuschheit, das die meisten aus ihnen ablegten, Gott geheiligt und geweiht waren. Von solchen spricht auch der Apostel zu Timotheus: »Ehre die Witwen, die wahre Witwen sind.« (1. Tim. 3.) Wahre Witwen aber wurden vorzüglich die armen, verlassenen Frauen genannt, die weder Mann, noch Brüder noch Kinder hatten, die für sie gesorgt hätten.

Die Ehre aber, die der Apostel solchen Witwen zu erweisen befiehlt, besteht, wie der heil. Chrysostomus erklärt, nicht sowohl in äußerlichen Ehrenbezeugungen als in liebreichen Unterstützungen; und diese Ehre war's vorzüglich, die in der ersten Kirche den Witwen erwiesen ward; wo man für sie sorgte. Auch führt der nämliche Heilige unter den Gründen, die ihn bewogen, nicht in seine bischöfliche Wahl zu willigen, die sehr schwere Last an, für die Bedürfnisse der Witwen zu sorgen. Und diese Sorge war allerdings beschwerlich, da manche Kirche mehrere hunderte, manche andere über tausend Witwen versorgte.

Aus ihrer Anzahl wurden jene erwählt, die man Diaconessen nannte, deren Einsetzung mit der Kirche begann. Der heilige Apostel selbst schreibt dem Timotheus die Eigenschaften vor, mit welchen Diejenige begabt seyn mußte, die zu diesen Amte zu erwählen war. »Es soll eine Witwe erwählt werden, spricht er, die nicht unter sechzig Jahren ist, die nur Eines Mannes Weib war, die das Zeugniß guter Werke hat, ob sie Kinder erzog, ob sie zur Herberge aufnahm, ob sie die Füße der Heiligen gewaschen hat, ob sie allen guten Werken nachging.« (Tim. 5.) Die hochbetagten Diaconessen wurden auch aus Verehrung zuweilen presbyterae genannt; wiewohl sie weder Auflegung der Hände noch irgend eine Weihe empfingen; denn das Concilium zu Nyssa rechnet sie selbst den weltlichen Personen bei.

Das Amt dieser Diaconessen bestand übrigens darin, daß sie in der Kirche bei den Pforten standen, durch welche die Personen des Frauengeschlechtes eingingen, gleichwie die Thürsteher, (ostiarii) bei den Pforten wachten, durch welche die Männer eintraten. Dann halfen sie auch den Frauenbildern, die in dem Quell der heiligen Taufe die Wiedergeburt und die Salbung mit dem heiligen Oel empfingen. Ferner wurden sie zu Zeiten der Verfolgung, wenn die Diaconen nicht an solche Orte gehen konnten, mit geheimen Aufträgen an die heiligen Blutzeugen und Bischöfe gesandt, trugen Nothleidenden das Almosen ins Haus, wuschen die Leichen der Frauen, sorgten für ihr Begräbniß, und waren endlich gleichsam

die Mütter und Lehrerinnen der übrigen; bereiteten sie durch Unterricht zur Taufe vor und standen den Kranken bei. Es scheint sogar als hätten sie auch an den gemeinsamen Tischen, die in der ersten Kirche üblich waren, die Speisen ausgespendet, wenigstens deuten einige Schrifterklärer jene Stelle der Schrift: »Es erhob sich ein Murren der Griechen wider die Hebräer, daß ihre Witwen in der täglichen Ausspendung verschmäht würden,« (Apost. 6.) dahin, daß nur die hebräischen Witwen diesen Dienst versahen, und man die griechischen Witwen nicht Antheil daran nehmen ließ; wiewohl diese Stelle auch einen andern Sinn haben kann.

Diese Diaconessen bestanden in der griechischen Kirche länger als in der lateinischen, wie aus den Acten des Conciliums zu Orleans erhellt. In der Kirche zu Mailand, die dem ambrosianischen Ritus gemäß, noch Einiges aus dem Griechischen beibehielt, besteht das Amt der Diaconessen zum Theil noch heutigen Tages. Dieß sind betagte Witwen, die im Verein mit einigen alten Männern, welche die Ältesten des Volkes vorstellen, bei feierlichen Hochämtern, dem Priester das Brot und den Wein zur Consecration an den Altar bringen.

Es scheint als hätten ursprünglich jene Witwen in einem gemeinsamen Hause zusammen gewohnt; so wie auch die Jungfrauen gemeinsam wohnten, die dem Dienste Gottes auf besondere Weise sich weihten. Und darauf scheint der heilige Ignatius durch die Worte in dem Schreiben an die Philipper

5 *

zu deuten: »Ich grüße den Verein der Jungfrauen und die Versammlung der Witwen.« Auch scheint es, als hätten sie das Gelübde der Keuschheit abgelegt; und daß der heil. Paulus aus diesem Grunde von einigen schrieb, sie hätten »die erste Treue gebrochen.« (1. Cor. 5.) Zur Zeit des heiligen Augustinus war ihre Tracht von der Kleidung der Weltlichen verschieden; und darum tadelt in seinem 199. Briefe dieser Heilige eine gewisse Codicäa, daß sie, ohne Erlaubniß ihres Mannes, das Gewand der Laien abgelegt habe und schwarz gekleidet ginge.

8.

Von dem Gebrauche der Glocken in der katholischen Kirche.

Stephanus Dürant sagt, die Glocke würde lateinisch campana genannt, weil die ersten Glocken in der Landschaft Campana im Königreich Neapel erfunden wurden; da man aber solche zu Nola, einer Stadt in dieser Landschaft, goß, werden sie auch Nolae genannt. Hin und wieder in Italien, z. B. in Piemont, werden sie auch ciocche genannt, was offenbar von dem deutschen Worte Glocke stammt. Der nämliche Schriftsteller behauptet, es habe im siebenten Jahrhunderte noch keine Glocken gegeben; und er erweist seine Behauptung aus dem Ereigniß, das zur Zeit des heiligen Märtyrers Anastasius geschah; da im vierten Buche von den Wundern dieses Heiligen erzählt wird, es seien, als im Jahre 627 seine Reliquien in die Nähe von Cäsarea kamen, die Bürger denselben mit großer Freudigkeit

entgegen gegangen, ligna sacra pulsantes (das heilige Holz schlagend;) welches wahrscheinlich nichts anderes als hölzerne Instrumente gleich jenen waren, die wir noch heut zu Tage in der Charwoche gebrauchen.

Doch dieß Argument Dürants beweist nur so viel, daß zu jener Zeit der Gebrauch der Glocken im Morgenlande noch nicht eingeführt war, die auch daselbst vor dem Jahr Christi 865 nicht eingeführt wurden; in welchem, wie Baronius erweist, der Doge von Venedig dem Kaiser Michael von Constantinopel einige Glocken sandte; worauf alsbald der Gebrauch jener hölzernen Werkzeuge aufhörte; die jedoch, wie der nämliche Schriftsteller anderswo berührt, nicht allgemein in allen Kirchen, sondern blos in Klöstern gebraucht wurden, die Mönche zusammen zu berufen. Doch wann immer die Glocken im Morgenlande eingeführt wurden, läßt sich daraus nicht auf die Zeit der Einführung derselben im Abendlande schließen; wo sie wahrscheinlich weit früher im Gebrauche waren.

In den früheren Zeiten der Kirche, zumal während der Verfolgungen, waren die Glocken in der Kirche nicht anwendbar; sondern es ward die Zeit heiliger Versammlungen den Gläubigen auf andere Weise kund gethan; bis endlich die Kirche zum Frieden gelangte, was bekanntlich erst unter Constantin geschah; und wahrscheinlich kamen bald nach dieser Zeit die Glocken auf. Vielleicht geschahen bis dahin die feierlichen Zusammenberufungen durch Po-

saunen; wie dieß im alten Bunde der Fall war. Denn der Herr hatte dem Moyses befohlen: »Mache dir zwei Posaunen von getriebenem Silber, mit welchen du die Gemeine zusammen berufen könnest, wann das Lager aufbrechen soll.« (Num. 10.) Auch ersieht man aus dem 25. Cap. des Buches Leviticus, daß an festlichen Tagen das Volk durch den Schall der Posaunen zusammen berufen ward; und eben darauf deuten auch die Worte: »Blaset die Posaune zu Sion!« (Joel. 2.) Da also die Nothwendigkeit bestand, das Volk durch irgend ein Zeichen zu heiligen Versammlungen zu berufen, entschloß die Kirche aus sehr weisen Gründen sich zur Annahme der Glocken, deren Gebrauch leicht, deren Schall anmuthig und weit hintönend ist, und die von langer Dauer sind.

Da, wie der Apostel spricht, jedes Geschöpf durch das Wort Gottes und das Gebet geheiliget wird, und die Kirche alles was zu heiligem Gebrauche dient, zu segnen und dem Herrn zu weihen pflegt, führte sie auch die Weihe der Glocken ein, die getauft, gesalbt und gesegnet werden. Doch wird hier die Taufe, ob auch die Glocken dabei einen Namen erhalten, dennoch nur im allgemeinen Sinne einer Abwaschung verstanden. Und mächtig wirkt der feierliche Schall der Glocken allerdings auf fromme Gemüther und zieht sie zur Andacht an. Auch ist der Gebrauch derselben bei Begräbnissen lobwürdig; denn nützen sie auch den Verstorbenen selbst nichts

durch sich, so ermahnen sie doch die Lebenden, ihren vorangegangenen Brüdern durch Gebete, Fürbitte und fromme Werke zu Hilfe zu kommen.

9.

Mit wie großer Wachsamkeit die Kirche von den frühesten Zeiten an darauf sah, daß nur Jene als Heilige verehrt würden, die von ihr als solche waren anerkannt und feierlich canonisirt worden.

Die feierliche Canonisation der Heiligen ist nichts anderes als ein öffentlicher Ausspruch und ein Zeugniß der Kirche von der ewigen Seligkeit irgend eines Heiligen; und der religiösen Verehrung, die ihm als einem Solchen gebührt. Heiligsprechungen dieser Art sind in der Kirche darum im Gebrauch, damit Gott in seinen Heiligen verehrt werde, und die Gläubigen einen neuen Antrieb erhalten, ein tugendhaftes und heiliges Leben zu führen. Die Ehre, die einem canonisirten Heiligen erwiesen wird, besteht erstens darin, daß alle katholischen Christen verpflichtet sind, von ihm wie von einer Person zu denken und zu sprechen, die der glückseligen Ewigkeit im Himmel sich erfreut. Zweitens, daß man seinen Namen anrufen und in den öffentlichen Gebeten und Litaneien ihn um seinen Beistand und um seine Fürbitte bei Gott anflehen darf. Drittens daß man zu seiner Ehre und zu seinem Andenken Tempel, Oratorien und Altäre errichten darf, wo Gott, dem Allerhöchsten, Opfer zur Danksagung für die Herrlichkeit dargebracht werden, die Er seinen Heiligen

mitgetheilt hat. Viertens, daß ihm zur Ehre Feiertage können eingesetzt und gehalten werden. Fünftens daß die Reliquien des Heiligen der öffentlichen Verehrung ausgesetzt, und solche ehrfürchtig besucht werden können.

Und billig ist's, daß die Heiligen auf solche Weise wegen ihrer trefflichen Werke und wegen ihrer erhabenen Tugend geehrt werden, deren unzertrennliche Gefährtinn immer die Ehre ist, die derselben wie der Schatten dem Körper folgt. Überdieß sind wir ihnen diesen Tribut aus Dankbarkeit schuldig, daß sie der heiligen Kirche durch ihr Beispiel so nützlich waren, und durch dasselbe uns ein beständiges Denkmahl dessen hinterlassen, was sie bei ihren Lebzeiten gethan haben. Es sprach der Apostel zu den Gläubigen: »Seid eingedenk eurer Vorsteher, die euch das Wort Gottes geprediget haben; fasset den Ausgang ihres Glaubens ins Auge und ahmet ihren Glauben nach!« (Hebr. 13.) O wie nützlich, wie heilig ist diese Nacheiferung, von welcher der nämliche Apostel spricht: »Eiferet nach bessern Liebesgaben!«

Es pflegten in den früheren Zeiten der Kirche die Bischöfe den Völkern ihres Sprengels als Heilige zu ihrer Verehrung Diejenigen vorzustellen, die diese Ehre verdient, besonders aber Jene, die den Märtyrertod erlitten hatten; und der heil. Cyprian befahl sogar, ihm Kunde von Denjenigen zu geben, die für Christum gestorben waren; »damit wir, spricht er, ihr Angedenken unter den Gedächtniß-

feiern der Märtyrer begehen, und ob ihrer Erinnerung Opfergaben und Opfer dem Allerhöchsten darbringen können.« Und hierin ging er mit größter Scharfsichtigkeit zu Werke. So erzählt auch der Bischof Optatus von Milevis, daß Lucilla, ein sehr berüchtigtes Weib und eine Beschützerinn der Donatisten, von Cäcilianus dem Erzdiacon zu Carthago zurechtgewiesen ward; daß sie, bevor sie zur Communion ging, »das Gebein eines, ich weiß nicht welches verstorbenen Menschen, ob vielleicht auch eines, doch noch nicht erklärten Märtyrers, küßte.« Auch der heilige Augustinus bemerkt in brev. collocat., daß zur Zeit der Verfolgung die fleißigste Untersuchung angestellt ward, um zu wissen, welche als wahre, und welche nicht als wahre Märtyrer gestorben waren. Und er rügte einige umherschweifende Mönche, die, schnöden Geldgewinnstes wegen, Reliquien verkauften, die sie für Gebeine der Märtyrer ausgaben.

Indessen konnte man dennoch damals nicht mit so scharfsichtiger Wachsamkeit vorgehen, daß bei dem Volke nicht zuweilen ein Irrthum unterlaufen wäre, und sie nicht dann und wann die Ehre eines Heiligen Einem erwiesen hätten, der kein Heiliger war. Dessen lesen wir ein Beispiel in dem Leben des heiligen Martinus, das Sulpitius Severus beschrieb, und in den canonischen Gesetzen c. 8. Audivimus de Reliquiis, lesen wir: »Wir vernahmen, daß Einige aus euch, von teuflischer Arglist betrogen, einen Menschen, der in Trunkenheit und Rausch ge-

todtet wurde, auf die Weise der Heiden als einen Heiligen verehren; da doch die Kirche für Solche, die in Trunkenheit umkommen, kaum zu Beten erlaubt; sintemal der Apostel spricht: Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht besitzen. Unterfanget euch also nicht, diesen Menschen länger zu verehren; da es euch, wenn sogar Wunder durch ihn geschähen, dennoch nicht erlaubt wäre, ohne das Ansehen der römischen Kirche, ihn als einen Heiligen zu verehren.« Also ordnete Alexander III. dieß an, daß man Niemand als rechtmäßig in den Catalog der Heiligen sollte eingetragen betrachten, der nicht durch die Päpste canonisirt wäre; was auch in der Kirche immer üblich war und von den andern Päpsten für immer festgehalten ward.

Es scheint übrigens, daß der erste Heilige, der von den Päpsten feierlich canonisirt wurde, der heilige Bischof Suidbert war, den um das Jahr 800 Leo III. auf die Bitte Carls des Großen und Hildebalds, Erzbischofs zu Cöln, dem Catalog der Heiligen feierlich beischrieb. Also schreibt im Leben dieses Heiligen der Priester Marcellinus, und Surius im 2. Bande, in folgenden Worten: »Endlich kam auf die fromme Bitte Kaiser Carls und Hildebalds, Erzbischofs zu Cöln, derselbe Papst von Cöln nach Werdam und schrieb daselbst nach andern Feierlichkeiten den heiligen Suidbertus dem Catalog der heiligen Bekenner feierlich am 4. Sept. ꝛc. Späterhin canonisirte Innozenz den heiligen Hugo, Bischof von Grenoble, und also geschahen von derselben Zeit an

alle übrigen Canonisationen, wie Jedermann bekannt ist.

Endlich wird noch ein Ausspruch des heiligen Augustinus angeführt, der also lauten soll: »Es werden die Leiber Vieler auf Erden verehrt, deren Seelen in der Hölle gepeiniget werden.« Über diesen Ausspruch jedoch ist zu bemerken, daß derselbe sich in durchaus keiner Schrift dieses Heiligen befindet; fände er sich aber auch darin vor, so würde solcher dennoch die untrüglichen Entscheidungen der Kirche auf keine Weise beeinträchtigen. Zudem auch läßt dieser Ausspruch sich sehr richtig dahin deuten, daß Viele auf Erden gerühmt und gepriesen werden, und prächtige Grabmähler haben, wie die Pyramiden in Aegypten, das Grabmahl des Mausolus ꝛc., und dennoch von Gott verworfen sind. Ferner ließe sich auch wohl sagen, falls dieser Ausspruch von dem heiligen Augustinus wäre, er verstehe darunter die Häretiker, zumal die Donatisten und ihre Märtyrer, welchen sie prächtige Grabstätten errichteten; oder aber solche Körper, die durch boshaften Trug der Gottlosen als Körper eines Heiligen, zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurden; da solche doch vielmehr Personen angehörten, die im Stande der Todsünde gestorben und der ewigen Verdammniß anheim gefallen waren. Endlich läßt dieß Wort sich auch von den Göttern des Alterthums verstehen, die lasterhafte Menschen waren und nach ihrem Tode von dem Volke für Götter gehalten und angebetet wurden; z. B. Jupiter, dessen Grabstätte man in

Candia zeigte, Mercurius, Romulus und ähnliche; deren Grabmähler zu jener Zeit noch bestanden.

10.

Von der großen Frömmigkeit zweier Kaiser von Constantinopel, die den Sieg über die Feinde, der allerseligsten Jungfrau zuerkannten und ihr Bild im Triumph einführten.

Im Jahr 1123 hatte Johannes Comnenus, Kaiser von Constantinopel, einen Krieg mit den Scythen zu führen, die jenseits der Donau wohnten und in großer Anzahl in Thrazien eingefallen waren; er aber schlug sie, tödtete einen großen Theil ihres Heeres und nahm derselben eine zahllose Menge gefangen. Es erkannte aber der Kaiser, daß er diesen Sieg dem mächtigen Schutz der Mutter Gottes verdankte, deren Beistand er auch schon in früheren Schlachten augenscheinlich erfahren hatte; und er weigerte sich, die Ehre des Triumphes anzunehmen, sondern trat dieselbe der hochgebenedeiten Jungfrau ab, durch deren siegreiche Hilfe, er die Scythen, die Perser und andere Feinde des Reiches überwunden hatte.

Als er nun nach Constantinopel zurückkehrte, ließ er den Triumphzug ansagen und einen Wagen von wunderbarer Schönheit verfertigen, der ganz mit Gold und Silber bedeckt und mit den kostbarsten Steinen geschmückt war. Und es wurden alle Gassen der Stadt mit kostbaren, golddurchwirkten Tapeten geziert, worauf die Bilder Christi und der Heiligen mit lebendigen Farben abgeschildert waren; und auf beiden Seiten erhöhte und reich ver-

zierte Bühnen für die Zuschauer errichtet. Der Triumphwagen wurde von vier schneeigen Rossen gezogen; und statt des Kaisers, der in demselben sitzen sollte, ward das Bildniß der Mutter Gottes darin aufgestellt, welcher er den festlichsten Jubelruf anstimmte, und als der Mitherrscherinn über das Reich den Sieg aneignete. Er gab den größten Herren seines Hofes und seinen Verwandten die Zügel der Rosse zu regieren, ging selbst ein Kreuz in der Hand, demüthig vor dem Wagen einher, geleitete denselben in den Tempel zur göttlichen Weisheit, gewöhnlich Sancta Sophia genannt, worauf er, nachdem er daselbst Gott öffentlich für den glücklichen Erfolg des Krieges gedankt hatte, sich in den kaiserlichen Pallast zurückzog.

Einen ähnlichen Triumph ordnete sein Sohn und Nachfolger Emmanuel Comnenus zur Ehre der allerseligsten Jungfrau an, den Nicetas Coniates, der auch den früheren schilderte, also beschreibt: »Vor dem Kaiser gingen silberne und goldene Wagen, bespannt mit Pferden weisser denn Schnee, und auf dem prächtigsten dieser Wagen thronte das Bild der unbesiegten Helferinn und unüberwindlichen Streiterinn, der Mutter Gottes. Es gab aber die Achse keinen laut krachenden Schall, da sie nicht die heftige Göttinn Minerva, die fälschlich eine Jungfrau genannt wird, sondern die wahrhaftige Jungfrau trug, die das Wort des Vaters auf unerklärliche Weise gebar.« — Also Nicetas. Durch den laut krachenden Schall der Achse aber spielt dieser Schrift-

steller auf jene Fabel Homers an, wo die Achse der Wagen von dem Gewichte seiner falschen Götter krachte, und ins besondere auf jene Stelle der Iliade, wo Minerva den Wagen bestieg, dem Diomedes in der Schlacht gegen die Trojaner zu helfen.

Dieß Bild der seligsten Jungfrau ward von den Griechen »die Urheberinn der Siege« genannt und ist, wie Justinian im 2. Buch seiner Geschichte von Venedig spricht, das nämliche, das späterhin nach dieser Stadt gebracht ward, wo es in der Marcus-Kirche aufbewahrt und bei feierlichen Bittgängen getragen wird. Dasselbe sagt auch Spondanus im ersten Bande seiner Fortsetzung des Baronius um das Jahr Christi 1204.

11.

Von der Antiphone oder dem Wechselgesang in der Kirche.

Antiphone ist ein griechisches Wort und bedeutet die entgegen sprechende Stimme zweier Chöre, die abwechselnd singen, und von welchen der eine den folgenden Vers dort aufnimmt, wo der andere einen Ruhepunct hält. Diese Art zu singen nahm, wie Einige erachten, ihren Ursprung aus der Erzählung des Isaias von den Seraphim her, »die einander zuriefen und sprachen: Heilig, heilig, heilig ist der Gott der Heerschaaren!« (Isai. 6.) Auch wird erachtet, der heilige Ignatius, ein Jünger des heiligen Johannes, der zu den Zeiten der Apostel lebte und mit ihnen wandelte, sei der Erste gewesen, der die Griechen in dieser Gesangesweise unter-

richtet habe. Es hatte nämlich dieser Heilige in einem wunderbaren Gesichte gesehen, wie die Engel in Chöre gereiht, die heiligste Dreieinigkeit abwechselnd lobten; und nach diesem Gesichte ordnete er in der Kirche zu Antiochia an, die er als Bischof leitete, daß der Clerus diese Art zu singen nachahmen sollte; welchen Gebrauch dann bald alle Kirchen des Morgenlandes annahmen. Also erzählt Socrates im sechsten Buche seiner Kirchengeschichte, Nicephorus und viele Andere.

Daß zur Zeit des heiligen Basilius die Psalmen auf diese Weise gesungen wurden, erhellt aus seinem 69. Sendschreiben an den Clerus zu Neocäsarea, wo er spricht: »In der Nacht begibt sich das Volk noch lange bevor der Tag anbricht, in das Bethaus; und haben sie daselbst in Arbeit, Trübsal und unabläßigen Thränen ihr Bekenntniß zu Gott vollbracht, dann erheben sie sich endlich vom Gebet, gehen an den Psalmengesang, reihen sich in zwei Theile und beginnen abwechselnd zu psalliren.«

In der lateinischen Kirche scheint es, als ob der heilige Ambrosius der Erste gewesen wäre, der den Chorgesang eingeführt hätte. »Um jene Zeit, spricht Paulinus im Leben dieses Heiligen, fing man in der Mailändischen Kirche an, Antiphonen, Hymnen und Vigilien zu feiern; und diese andächtige Feier besteht nun nicht blos in derselben Kirche, sondern beinahe in allen Gegenden des Abendlandes.« Durch die Antiphone versteht der heilige Augustinus ebenfalls den Chor- und Wechselgesang, und

spricht im siebenten Buche der Bekenntnisse: »Da ward eingeführt, Hymnen und Psalmen nach orientalischer Weise zu singen, damit nicht das Volk vor Überdruß verginge; und dieser Gebrauch ward bis auf den heutigen Tag beibehalten; und viele, ja beinahe alle Kirchen, auch in den übrigen Ländern des Erdkreises, nahmen denselben an.«

Philo verfaßte noch als Jude ein Werkchen über das beschauliche Leben, worin er von den Essениern spricht, es sei bei ihnen Sitte gewesen, im Speisesaale sich in zwei Chöre zu theilen. Der eine dieser Chöre bestand aus den Männern, der andere aus den Frauen; und beide Chöre sangen bald mit einander, bald abwechselnd; und begleiteten den Gesang mit Geberden und Bewegungen des Leibes, je nachdem die Gegenstände es erforderten, die sie nicht sowohl sangen als durch diese äußerlichen Geberden darstellten. Es ist aber kein Zweifel, daß dieser Schriftsteller durch solchen Vortrag mit ernsten religiösen Geberden, von jenen Gesängen redete, die man im Latein cantica dramatis zu benennen pflegt; da durch Drama ein Vortrag mit Geberden verstanden wird. Von diesen Vorträgen aber spricht Plutarch in den gastlichen Fragen: »Du weißt ja, daß Plato's Gespräche theils in Erzählung, theils in Geberden bestehen, und daher dramatisch genannt werden. Nun erlernen aber die Kinder die leichtesten dieser Gespräche und sagen sie bei Gelegenheit auswendig her; wobei sie Geberden anwenden, die den Sitten der Personen angemessen sind, und die Stimme, die Art

und Weise und den Vortrag auf entsprechende Art abändern.« Und von solchen, mit Handlungen begleiteten Gesängen werden jene Worte verstanden, die in den geistlichen Tagzeiten von der allerseligsten Jungfrau gesungen werden: Ante thorum hujus virginis frequentate nobis *dulcia cantica dramatis*.

12.

Von den nächtlichen Vigilien in den früheren Zeiten der Kirche, und wie dieselben abgehalten wurden.

Es pflegten die Christen der Vorzeit während der Nacht in den Kirchen und Oratorien sich zu vereinigen, um zu beten, zu psalliren und irgend eine geistliche Rede und Ermahnung zum Heil ihrer Seelen anzuhören. Diese Andachten wurden, wie Tertullian spricht, »nächtliche Zusammenberufungen,« gewöhnlich aber Vigilien oder nächtliche Wachen genannt. Sie wurden bei Nacht gehalten, weil die Zeit der Nacht ruhiger und geeigneter zum Gebet ist als die Zeit des Tages. Also nämlich spricht der heilige Chrysostomus in der 42. Homilie an das Volk zu Antiochia: »Nicht dazu ward die Nacht erschaffen, daß wir immer schlafen und alles Wirkens uns enthalten; wie Handwerker, Thierewärter, und Kaufleute dessen Zeugen sind. Steht also die Kirche Gottes um Mitternacht auf, so steh auch du auf. Betrachte die Reigen der Sterne, die tiefe Stille, die große Ruhe, und bewundere die Anordnung deines Herrn. Deine Seele ist reiner, leichter, subtiler, erhabener und voll lebendiger Beweglichkeit.

Selbst die Finsternisse und die ruhige Stille können zur Zerknirschung führen.« Und kurz hierauf: »Zu Männern und zu Weibern spreche ich hier: Beuge die Knie, seufze, flehe, daß der Herr dir versöhnlich werde; denn mehr wird Er durch nächtliche Gebete versöhnt, wenn du die Zeit der Ruhe in die Zeit reuiger Zerknirschung umwandelst. Gedenke, was jener König sprach: Ich arbeitete in meinen Seufzern; waschen werde ich jegliche Nacht mein Bett, und meine Liegerstätte mit meinen Thränen benetzen.«

Noch ein anderes Beispiel führt dieser Heilige in seiner glänzenden Beredsamkeit an und spricht: »Wie immer du hier arbeiten magst, kommt deine Bemühung dennoch nicht den Arbeiten des Kupferschmiedes gleich, der den schweren Hammer schwingt, seinen Leib Funken und Rauch aussetzt; und dennoch den größten Theil der Nacht bei dieser Arbeit zubringt.« Der heilige Ambrosius aber wendet ein anderes Gleichniß an und spricht: »Wenn Studierende, die sich auf weltliche Wissenschaften verlegen, dem Schlafe nur sehr wenig Zeit gönnen: wie weit weniger sollen Diejenigen, die nach der Erkenntniß Gottes streben, durch körperlichen Schlaf sich verhindern lassen, und sich auf das Nothwendige beschränken?« Ferner: »Der Herr Jesus übernachtete im Gebet; nicht weil Er der Hilfe des Gebetes bedurfte; sondern Er stellte dir ein Beispiel zur Nachahmung auf. Für dich betend durchwachte Er die

Nacht, damit du lerntest, wie du für dich beten solltest.«

Überdieß auch führen die heiligen Väter das Beispiel der Engel an, und es spricht der heil. Hieronimus über jene Stelle Daniels: »Und sieh da, der Wächter und Heilige stieg vom Himmel herab;« (Dan. 4.) — Theodotion behielt den chaldäischen Ausdruck hier bei, das die Engel bedeutet; weil solche immer wachen und zum Dienste Gottes bereit sind. — An einer andern Stelle aber spricht jener Vater: »Hörest du nicht, wie der Heiland spricht: Nicht Eine Stunde konntet ihr mit Mir wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet, der Geist ist zwar willig aber das Fleisch ist schwach!« Auch ruft der, mit großen Regierungssorgen belastete König aus: »Mitten in der Nacht stand ich auf, daß ich Herr, deine Gerichte bekännte.« Deßgleichen lesen wir, daß die Apostel, im Kerker verschlossen, die ganze Nacht hindurch wachten; und daß, während sie psallirten, die Erde erschüttert ward, der Wächter des Kerkers glaubte, die Obrigkeit sammt der Stadt heftig erschracken.

Endlich führt Lactantius noch einen Grund an, nämlich daß die ersten Christen erachteten, Christus werde um Mitternacht plötzlich zum Gerichte erscheinen, jener Parabel von den zehn Jungfrauen gemäß, wo die Worte ertönen: »Mitten in der Nacht erhob sich das Geschrei: Sieh der Bräutigam kommt!« (Matth. 25.) Wohin auch noch jener andere Ausspruch lautet: »Wachet also; denn

ihr wisset nicht, wann der Herr kommen wird: spät oder um Mitternacht, oder beim Hahnenruf oder frühe.« (Marc. 13.) Weßwegen auch die ersten Christen nicht nur um Mitternacht, sondern auch zu den übrigen Zeiten der Nacht dem Gebet abzuwarten pflegten, was selbst den Heiden kund war; wie man bei Plinius und Lucian ersehen kann.

Die Beschäftigungen aber und Übungen während dieser nächtlichen Zeit der Vigilien war das Gebet, dann der Psalmen- und Hymnengesang und die Anhörung geistlicher Lesungen oder Ermahnungen zum Unterricht und zur Erbauung. Die Psalmen, die in der Finsterniß der Nacht bei brennenden Kerzen gesungen wurden, heißen Psalmi lucernales. Es sang anfänglich das Volk mit dem Clerus; dieß aber ward späterhin abgeändert; da viele Laien entweder nicht das rechte Maß hielten, oder nicht mit gebührender Sittsamkeit sangen; worüber der heilige Chrysostomus in einer seiner Homilien bittere Klagen führt. Bei den geistlichen Ermahnungen herrschte übrigens die tiefste Stille; und die Anwesenden waren verpflichtet, solche auch Jenen mitzutheilen, die aus irgend einer wichtigen Ursache verhindert waren, diesen nächtlichen Versammlungen beizuwohnen. So spricht der heilige Augustinus in seiner 26. Homilie: »Und da heute nicht alle Männer noch Weiber den Vigilien beiwohnen konnten, so bitte ich euch, Söhne oder Töchter, daß ihr, was euch gesagt wurde, Denjenigen, die abwesend waren, höchst getreu mittheilet, damit ihr nicht nur

den Lohn eurer eigenen, sondern auch der Besserung Anderer erlanget.« Überdieß geht auch aus den Reden der heiligen Hilarius und Basilius hervor, daß die Beicht und das Bekenntniß der Sünden einen Theil der Vigilien in Anspruch nahmen.

Es erschienen aber bei dieser nächtlichen Andacht Alle, die nicht durch Krankheiten oder rechtmäßige Beschäftigungen davon abgehalten wurden; sogar die kleinsten Mädchen, die sonst nirgend öffentlich erschienen; nur daß dabei größere Vorsicht angewendet ward. Daher schreibt der heilige Hieronymus an Läta über die Art und Weise ihre Tochter zu erziehen: »Die Tage der Vigilien und die nächtlichen Versammlungen soll unsre zarte Jungfrau also feiern, daß sie nicht nagelbreit von ihrer Mutter sich entferne.« Diese Feier der Vigilien bestand lange Zeit in der Kirche; zuletzt jedoch schlichen sich Unordnungen dabei ein, die so schreiend wurden, daß die Elibertinische Kirchenversammlung den Personen des Frauengeschlechtes untersagte, dabei zu erscheinen; das Concilium zu Auxerre aber solche gänzlich aufhob.

13.

Mit wie großer Strenge die vierzigtägige Faste von den Christen der Vorzeit, zumal in den Ländern des Orients gehalten ward.

Wie strenge die Faste in den früheren Zeiten der Kirche gehalten wurde, mag man aus dem 56. Canon einer Synode der Griechen zu Constantino-

pel ersehen, wo von den Speisen die Rede ist, die während der Quadragesima können gestattet werden. Dieser Canon lautet: »Deßgleichen erfuhren wir auch, daß im Lande der Armenier und auch an andern Orten an den Sonnabenden und Sonntagen der heiligen Fastenzeit Einige Eier und Käse essen. Auch hierüber bedünkte uns also, daß die gesammte Kirche Gottes auf dem ganzen Erdkreis ihr Fasten auf Einerlei Weise vollbringen, und gleichwie von allem Schlachtbaren, also auch von Eiern und Käse sich enthalten soll; da diese Dinge Früchte und Geburten der andern sind, deren wir uns enthalten. Diejenigen aber, die dieß nicht beobachten, sollen, im Falle sie Cleriker sind, abgesetzt, wofern aber Laien, abgesondert werden.«

Sehr strenge fürwahr ist diese Verordnung, da sie nicht nur Fleisch, Eier und Milchspeisen, sondern sogar Fische untersagt, wie der Ausdruck »von allem Schlachtbaren« deutlich besagt. Theodor Balsamon, ein griechischer Schriftsteller, erinnert über den 69. Canon der Apostel über die Speisen, die man Ausnahmsweise vom Fastengesetze den Kranken gestatten könne, daß zur Zeit der Quadragesima Keinem erlaubt werde, Fleisch zu essen, ob er auch so krank sei, daß er sterben müsse; daß man ihnen jedoch zu einiger Erquickung Oel und Fische gestatte. Es bestanden also die Speisen in der Fastenzeit blos aus Früchten und Dingen, die kein Blut haben und auch nicht von solchen herkommen, von welcher Art Käse und Eier sind. Darum auch nann-

ten die Griechen diese Art zu fasten Xerophagia, d. h. ein Essen getrockneter Dinge, z. B. Mandeln, Nüsse, Feigen, Weintrauben und anderer Früchte, die den Winter hindurch sich trocken aufbewahren lassen.

Timotheus, Patriarch von Alexandrien, spricht in seinen canonischen Antworten auf die zehnte Frage mit der nämlichen Strenge über die Haltung der vierzigtägigen Faste. »Wenn ein Kranker, spricht er, aus allzuschwerer Krankheit ganz geschwächt und erschöpft zur vierzigtägigen Faste der Osterzeit gelangt, soll da der Priester ihm erlauben, zu essen was er essen kann, sogar Oel und Wein?« — Auf diese Frage aber gibt er die Antwort: »Es soll dem Kranken erlaubt werden, Speise und Trank zu nehmen, so viel er dessen vertragen kann; denn sehr billig ist es, dem, der einmal erschöpft ist, den Gebrauch des Oeles zu gestatten.« Diesem zu Folge also scheint es, daß dem Kranken erlaubt ward, zu essen so viel ihm beliebte und die Noth erforderte; doch ward ihm weder Wein, noch Fleisch, noch auch eine andere Speise gestattet, deren die Christen in der Quadragesima sich zu enthalten pflegten. Indessen bemerkt Balsamon über diese Antwort des Timotheus, Einige erachteten, diese strenge Faste sei nicht an allen vierzig Tagen, sondern blos in der Charwoche zu beobachten.

Palladius erzählt in seiner Geschichte der Altväter, die Mönche zu Tabenna in Ägypten hätten die ganze vierzigtägige Fasten hindurch nichts Gekochtes gegessen. War dieß aber bei diesen Mönchen

etwas Besonderes, das einer eigenen Bemerkung werth geachtet ward, so darf man wohl glauben, daß die Laien hinsichtlich der Qualität der Speisen minder strenge fasteten. Überhaupt aber waren die Alten hierin sehr strenge, und der heilige Hieronymus will nicht einmal, daß in der vierzigtägigen Faste die schwachen Kinder gänzlich von dem Gebot frei gelassen werden. Auch führt er das Beispiel einer sehr heiligen Jungfrau an, die zuweilen unter dem Jahre zwei bis drei Tage hindurch aller Speise sich enthielt; in der Quadragesima aber die ganze Woche hindurch nur Ein Mal aß. Wunderbar ist dieß, doch nicht neu; und sogar Lucian spricht in seinem Gespräche Philopatris, sie pflegten so strenge zu fasten, daß sie sogar zehn Tage ohne Speise zubrächten. Auch der heilige Gregorius von Nazianz erzählt, es seien zu seiner Zeit in der Wüste zu Pontus viele Mönche gewesen, die zwanzig Tage und eben so viele Nächte ohne alle Speise zugebracht hätten. Und der heilige Augustinus spricht in seinem 20. Sendschreiben, es seien auch zu seiner Zeit Einige gewesen, die in der Quadragesima über acht Tage alles Essens sich enthalten hätten; Einer aber habe die ganzen vierzig Tage über keine Speise in den Mund gebracht.

Baronius erzählt um das Jahr 545, daß, als bei Gelegenheit eines gewissen Edicts des Kaisers Justinianus ein Irrthum in der Zeit veranlaßt ward, wann das Osterfest einfiel, ungeachtet des kaiserlichen Widerrufes und der Eröffnung der Schlacht-

bänke, dennoch kein Mensch Fleisch kaufte, und man also allgemein eine ganze Woche länger als gewöhnlich fastete. Mit wie großer Strenge aber zumal in der Quadragesima die Völker Armeniens, die Rutenen, Moskowiten, Abyssinier oder Aethiopier die Faste beobachteten, läßt sich aus dem Werke des Pariser Theologen Johann Filesac ersehen, das den Titel führt: Quadragesima christiana, wo dieser Gegenstand weitläufig abgehandelt wird. Wir sehen aber aus dem jetzigen Stande der Dinge, wie sehr jener Eifer der früheren Christen sich verminderte, und wie sehr auch die kirchliche Zucht hierin nachließ.

14.

Von den frommen Gastmählern, Agape genannt, die ehemals in den christlichen Kirchen üblich waren.

Im Anbeginn der Kirche und lange Zeit hindurch pflegten die Gläubigen zum Zeichen ihrer Verbrüderung unter einander, der Eintracht und Liebe, so wie nicht minder zur liebreichen Erquickung und Unterstützung der Armen, gewisse Gastmahle zu halten, die man Agape, d. h. Liebesmahle nannte. Der Ort, wo solche gehalten wurden, war die Kirche selbst; und der heilige Chrysostomus spricht in einer seiner Reden also darüber: »Aus diesem Gesetze und dieser Gewohnheit entsprang in den Kirchen jene uralte und wunderbare Sitte, daß alle Gläubigen in ihren Zusammenkünften, nach Anhörung der heiligen Lehre, nach dem Gebet, der Communion und der Predigt, in das Haus hinaufgin-

gingen. Die Reichen aber und die Wohlhabenden ließen Speisen aus ihren Häusern herbeibringen, beriefen die Armen zusammen, hielten gemeinsame Tische und gemeinsame Mahlzeiten in der Kirche selbst, und wurden auf solche Weise durch diesen gemeinsamen Tisch nnd die Heiligkeit des Ortes allseitig zur Liebe entzündet; und zwar nicht ohne die süßeste Wonne und den größten Nutzen. Denn es wurden dabei die Armen, die dazu berufen wurden, durch Trost aufgerichtet; die Reichen aber trugen die Frucht des Wohlwollens sowohl von Denjenigen, die sie speisten, als von Gott davon, um welches willen sie dieselben ernährten.« Auch Tertullian spricht in seiner Schutzschrift: »Unser Abendmahl gibt seinen Grund durch seinen Namen an; denn es wird Agape genannt; was bei den Griechen Liebe heißt. Und wie viele Unkosten auch darauf verwendet werden, ist es immerhin ein Gewinn, der Milde wegen Unkosten zu machen; da wir auch den Armen durch diese Erquickung zu Hilfe kommen.« 2c.

Hinsichtlich der Zeit, wurden diese Mahlzeiten nach der heiligen Communion gehalten; so daß nach dem Ausdruck des heil. Augustinus diese beiden Tische vereint wurden; da durch allgemeine Übereinstimmung der Kirche festgesetzt wurde, daß die Gläubigen die heilige Communion nüchtern empfingen, so wie auch nüchtern die Priester seyn mußten, welche das heilige Opfer feierten. Zwar pflegten im ersten Anbeginn der Kirche, zur Nachahmung des

letzten Abendmahles Christi, die Reicheren, oder Diejenigen, welche die Kirche regierten, die Agape bald vor, bald nach der heiligen Communion zu halten, und es nahmen zu einem Zeichen christlicher Liebe sowohl die Reichen als die Armen ohne Unterschied Antheil daran. Doch schlichen sich zumal in der Kirche zu Corinth Mißbräuche ein. Denn die Reichen hielten förmliche Gastgelage, wobei sie sich berauschten, die Armen ausschlossen oder sie nicht erwarteten, und feierten statt eines christlichen Liebesmahles ein Bacchanale; über welchen Unfug der heilige Apostel Paulus sie in den schärfsten Worten zurecht weist.

Was die Art und Weise betrifft, die dabei beobachtet wurde, begannen solche vor Allem durch das Gebet; weßwegen Tertullian an der bereits angeführten Stelle spricht: »Man begibt sich nicht zu Tische bevor man nicht durch das Gebet Gott früher gekostet hat.« Das Essen selbst war mäßig, die Unterredung sittsam. »Es wird getrunken, fährt der nähmliche Vater fort, so viel züchtigen Menschen frommt; die Gäste sättigen sich dergestalt, daß sie dabei bedenken, sie müssen auch bei der Nacht Gott anbeten; und sie sprechen dabei als Solche, welche wissen, daß der Herr sie hört.« Eben so schreibt auch Minutius Felix: »Wir halten nicht nur keusche, sondern auch mäßige Mahlzeiten; denn wir gestatten uns keine Gastgelage, noch schwelgen wir auch beim Wein, sondern wir mildern die Fröhlichkeit durch frommen Ernst.« Der heilige Clemens von

Alexandrien aber will, daß diese Liebesmahle kurz, leicht und solcher Art seien, daß die Gläubigen dadurch zu den Vigilien der folgenden Nacht geeignet seien; insbesondere aber, daß man dabei weder Fleisch noch Wein aufsetze.

Es fanden sich bei diesen Liebesmahlen gewöhnlich auch der Bischof, die Priester und Diaconen ein, sowohl um das Fest zu ehren, als durch ihre Gegenwart die Gäste in den Gränzen der Mäßigkeit und Sittsamkeit zu erhalten. Gleichwie aber dieselben mit dem Gebet anfingen, also wurden sie auch damit beschlossen und hierauf entfernte sich Jeder in so religiöser Sittsamkeit, daß Tertullian in der angeführten Schutzschrift sagt, es schiene nicht sowohl als hätten sie beim Abendessen, als vielmehr bei der geistlichen Zucht sich erquickt.

Diese Agapen wurden, außer der Zeit der heil. Communion, auch noch bei verschiedenen andern Gelegenheiten, z. B. an den Festen einzelner Heiligen, bei Leichenbegängnissen, Hochzeiten und Kirchweihen gehalten; wie man bei dem heiligen Gregorius von Nazianz, Theodoret, Origenes u. A. sehen kann. Wiewohl aber bei diesen lobwürdigen Mahlzeiten die möglichste Sittsamkeit beobachtet wurde, gab es dennoch Manche, die dieselben tadelten, schmähten und verachteten; daher faßten in einem Concilium, das unter Constantinus dem Großen gefeiert wurde, die versammelten Väter folgenden Beschluß: »Wer Diejenigen verachtet, welche nach Sitte der Gläubigen den Armen Agapen d. h. Mahlzeiten spenden und

um der Ehre Gottes willen die Brüder zusammenberufen, derlei Zusammenberufungen nicht beiwohnen will, und verschmäht was da geschieht, der sei im Banne!«

Indessen gab es, wiewohl diese Einsetzung an sich selbst alles Lob verdiente, unter den Christen dennoch auch viele Unvollkommne, die, durch ihre Eitelkeit oder durch Anderes, Unordnungen in diese Sache brachten, die zu einem heiligen Zweck war eingesetzt worden; und es kam so weit, daß es auch den heiligsten und eifrigsten Bischöfen anfing zu mißfallen, daß diese Agapen in den Kirchen gehalten wurden; und die Concilien sahen sich endlich genöthigt, solche strenge zu verbieten. Ich sagte aus Eitelkeit; denn es gab Reiche, die, wenn sie eine solche Mahlzeit geben wollten, aus Prahlerei mit Posaunen dazu blasen ließen und gänzlich jenes Ausspruchs des Herrn vergaßen: »Wenn du Almosen gibst, so laß nicht die Posaunen vor dir her blasen, wie die Heuchler in den Synagogen oder auf den Gassen thun, damit sie von den Menschen geehrt werden. Wahrlich Ich sage euch, sie haben ihren Lohn empfangen!« (Matth. 6.)

Außerdem ist es aber auch wahrscheinlich, daß Manche auf vielfältige Weise gegen die Sittsamkeit, den Anstand und die Ehrfurcht sich versündigten, die der heiligen Stätte und der Agape gebührte; und daher kam es denn, daß man zwar den Gebrauch dieser Mahlzeiten beibehielt, doch solche nicht mehr in der Kirche feierte; dem Beschluß des Conciliums

zu Laodicäa gemäß: »Man soll in den Basiliken oder Kirchen keine Agapen mehr feiern, noch darin essen und Tische decken.« Eine spätere Synode aber verbot dieß unter Strafe des Kirchenbannes.

Der heilige Gregorius jedoch erlaubte, wie aus dem 71. Briefe des neunten Buches erhellt, den Engländern, die erst unlängst zum christlichen Glauben sich bekehrt hatten, am Feste der Kirchweihe oder der Märtyrer, deren Reliquien in ihren Kirchen ruheten, in der Nähe der Kirche grüne Lauben zu errichten, und daselbst religiöse Mahlzeiten zu feiern.

15.

Von dem alten kirchlichen Gebrauche, den Kindern nach der Taufe die Communion zu reichen; das Sacrament des Altars den Laien mit nach Hause zu geben, und dasselbe auf Reisen bei sich zu tragen.

Es war nach den Zeugnissen des heiligen Augustinus, Hieronymus und Tertullians, ein uralter Gebrauch der Kirche, den neuen Christen, alsbald sie getauft waren, das heiligste Altarssakrament zu reichen; und zwar ward dasselbe nicht nur den Erwachsenen, sondern auch den Säuglingen gereicht. Alcuin in dem Buche de divinis offic. erinnert aus diesem Grunde, man soll die Säugammen verhalten, den Kindern die Brust nicht früher zu reichen bis sie nicht die Communion empfangen hätten.

Daß die Laien die heilige Communion mit sich nach Hause nahmen, war ein uralter Gebrauch,

der sich aus vielfältigen Zeugnissen der Väter, besonders des heiligen Clemens von Alexandrien und des heiligen Cyprian erweisen läßt. Letzterer erzählt in dem Buche von den Gefallenen, daß ein Weib, die nach damaligem Gebrauche den Frohnleichnam des Herrn in einem Kistlein aufbewahrt hatte, und solches dann mit unwürdigen Händen zu öffnen versuchte, plötzlich durch Feuer zurückgeschreckt ward, das aus der Kiste hervorbrach; so daß sie es dann nicht mehr wagte, solche zu berühren. Der nämliche Heilige erzählt auch von einem Andern, der in eine schwere Sünde gefallen war und mit den Übrigen sich heimlich hinzu drängte, den Frohnleichnam des Herrn zu empfangen, daß er, als er denselben speisen wollte, ihn nicht zu berühren vermochte, und als er die Hände öffnete, statt desselben Asche darin fand.

Uebrigens ward den Männern gestattet, das Sacrament auf der bloßen Hand zu empfangen; die Personen weiblichen Geschlechtes aber erhielten solches auf ein weißes Tuch, das man Dominicale nannte. Daher spricht der heilige Augustinus in der 252. Predigt des Kirchenjahres: »Alle Männer sollen, wenn sie zu communiciren verlangen, sich die Hände waschen; und alle Frauen reine Linnen überreichen, worauf sie den Frohnleichnam des Herrn empfangen; und das Concilium von Auxerre spricht ausdrücklich: »Keinem Weibe sei es erlaubt, die Eucharistie auf der bloßen Hand zu empfangen;« ferner: »Jedes Weib soll, wenn es zur Communion

hinzutritt, ihr Dominicale haben; und hat sie keines, so soll sie mit der Communion bis zum nächsten Sonntage warten.«

Es trugen aber die Christen die heilige Communion nicht nur in ihre Häuser, sondern sie nahmen solche auch auf Reisen mit sich; wie der heilige Ambrosius von seinem Bruder, dem heiligen Satyrus, ausführlich erzählt. Auch finden wir dessen ein Beispiel im Leben des heiligen Gregorius des Großen, von Johannes dem Diaconus beschrieben, worin im 33. Cap. des 1. Buches erzählt wird, daß die Christen, die mit dem Bischof Maximianus von Syracus zur See reisten und sich in Gefahr eines Schiffbruches befanden, einander den Frieden gaben und das Sacrament des Leibes und Blutes des Herrn nahmen. Ein anderes Beispiel lesen wir im Leben des heiligen Ludwigs, Königs von Frankreich. Als dieser heilige König einst auf dem Meere reiste, erhob sich bei Nacht ein wüthender Sturm, der das Schiff, worin der König sich befand, mit solcher Gewalt an eine Klippe oder Erdzunge schleuderte, daß die Schiffer den plötzlichen Untergang des Fahrzeuges mit jedem Augenblicke erwarteten. Da nun die Priester und die Uebrigen, von dieser Erschütterung aufgeschreckt, zu dem Könige eilten, fanden sie denselben in tiefster Andacht vor dem hochwürdigsten Frohnleichnam des Herrn knien, den er immer bei sich trug, und in inbrünstigem Gebete begriffen; und alle waren des festen Glaubens, daß sie dem unvermeidlichsten Tode nur durch die Andacht

und die Verdienste dieses heiligen Fürsten entkamen.

16.

Von der Ceremonie der geweihten Asche am ersten Tage der Quadragesima.

Die erste Zeit der heiligen Quadragesima oder der vierzigtägigen Faste, die, nach apostolischer Tradition, in allen Jahrhunderten zu Werken der Buße bestimmt war, beginnt an der Mittwoche damit, daß den Gläubigen geweihte Asche auf das Haupt gestreut wird, wobei, zur Betrachtung unsrer Sterblichkeit uns zu erwecken, die Worte gesprochen werden: »Bedenke, Mensch, daß du Staub bist, und zum Staube zurückkehren wirst!«

Es war ein uralter Gebrauch, von welchem die heilige Schrift uns mehrere Beispiele zeigt, daß in Zeiten der Trauer man das Haupt mit Asche bestreute, auf derselben saß, ja auch in derselben sich wälzte. Diesem Gebrauche gemäß thaten jene drei Freunde Job's, als sie ihn besuchten und in dem überaus kläglichen Stande fanden, in welchen er versunken war. »Sie zerrissen ihre Kleider und streuten Asche auf ihr Haupt.« (Job. 2.) Auf gleiche Weise, als die Königinn Esther, wegen der Gefahr ihres, von Aman verfolgten, hebräischen Volkes trauerte, »zog sie Kleider an, die zu Trauern und Weinen sich schickten, und statt allerlei köstlicher Salben, überschüttete sie das Haupt mit Asche und Koth.« (Esth. 14.) Eben so sprach Jeremias, als

Bayerische Staatsbibliothek München

er die Inwohner Jerusalems einladen wollte, die Verwüstung zu beweinen, die dem Vaterlande bevorstand: »O Tochter meines Volkes, umgürte dich mit dem härenen Bußkleide und besprenge dich mit Asche; brich in Wehklagen aus wie über den Tod eines eingebornen Sohnes, denn plötzlich wird der Verwüster über uns kommen!« (Jerem. 6.) In seinen Klagliedern aber spricht der nämliche Prophet: »Schweigend saßen die Greise der Tochter Sion auf der Erde und bestreuten ihre Häupter mit Asche.«

Und nicht nur bei den Hebräern, sondern auch bei den Heiden war die Asche der Ausdruck der tiefsten Trauer. So lesen wir von dem heidnischen Beherrscher Ninive's, als der Prophet Jonas die Zerstörung dieser Stadt verkündet hatte: »Und der König stand auf von seinem Throne, warf sein Gewand von sich, zog einen Sack an und setzte sich in die Asche.« (Jon. 3.) Ja auch bei Seneca spricht in dem Trauerspiel die Trojaner, Hekuba: »Löset den Haarschmuck; es wallen den Hals entlang trauernd die Haare, häßlich von lauer Asche Troya's.« Übrigens sind in der Schrift die Ausdrücke Asche und Staub oft gleichbedeutend; daher die Ehre eines Menschen in Staub auflösen (Ps. 7.) aus dem Staube erwecken (Ps. 43.) ꝛc.

Auf diese uralten Gebräuche ist also auch diese Ceremonie der Kirche an der Aschermittwoche gegründet; und es spricht Tertullian im Buche von der Buße: »die Beicht der Schulden und das Niederfallen auf die Erde sind Acte der Demüthigung,

welche die göttliche Barmherzigkeit anrufen; so wie nicht minder der Bußsack, das Bestreuen mit Asche und das Liegen auf derselben.« Auch der heilige Ambrosius, der an eine Gefallene schrieb, forderte dieselbe auf, im Bußgewande und in der Asche, mit Thränen und Fasten Buße zu wirken.

In dem Decrete Gratians wird die Art und Weise vorgeschrieben, wie Diejenigen, die zu öffentlicher Buße verurtheilt waren, dieselbe verrichten sollten. Im Anbeginn der Quadragesima also mußten sie, mit dem härenen Kleide angethan, barfuß und mit erdwärts gesenktem Haupte an der Kirchenpforte und vor dem Bischof erscheinen, der dort zugegen war, und auf solche Weise ihre Schuld gegen Gott und seine Kirche bekennen. Zugleich auch mußten die Erzpriester der Pfarreien und die Priester der Büßer sich dort einfinden, welchen die Beurtheilung der Gemüthsstimmung dieser Büßer zustand, und die, je nachdem die Schuld beschaffen war, die Buße auszusprechen hatten. Hierauf wurden sie in die Kirche eingeführt, wo der Bischof mit dem Clerus zugleich auf das Angesicht fielen und die sieben Bußpsalmen unter Thränen für sie beteten. Waren die Psalmen zu Ende, dann standen sie auf und der Bischof legte ihnen die Hände auf das Haupt und besprengte sie mit Weihwasser, nachdem er ihnen früher das Haupt mit Asche bestreut und solches mit einem Cilicium bedeckt hatte.

Und nun sprach er unter Thränen und vielfältigen Seufzern zu ihnen, daß gleichwie Adam we-

gen seiner Schuld aus dem Paradiese, also würden auch sie, ihrer begangenen Sünden wegen aus dem Paradiese der Kirche vertrieben. Nach diesem Ausspruch befahl der Bischof seinen Dienern, sie zur Kirche hinaus zu treiben, und der Clerus begleitete sie ein Responsorium absingend: In sudore vultus tui vesceris pane tuo ꝛc. Dieß Alles aber geschah, damit die Büßer, bei dem Anblick, wie die ganze Kirche bewegt und von Schauder ergriffen war, einen Begriff von der Schwere ihrer Schuld hegten, und ihre Buße nicht für allzu strenge hielten. Endlich wurden sie am grünen Donnerstage nach dieser öffentlichen Buße von ihren Decanen und Priestern abermal zur Versöhnung in die Kirche eingeführt.

Also war in früheren Zeiten die Kirchenzucht hinsichtlich der Buße. Die Kirche aber, die, aus billigen Gründen bewogen, diese öffentliche Buße milderte, forderte nun, daß im Anfang der vierzigtagigen Faste die Gläubigen bei dieser heiligen Ceremonie ihr Haupt von dem Priester mit Asche bestreuen ließen, zur äußerlichen Bezeugung des innerlichen Schmerzes, daß sie Gott durch ihre ungeordneten Begierden und Werke beleidiget haben.

17.

Von den Predigten in den früheren Zeiten der Kirche.

In den ersten Zeiten der Kirche predigten eigentlich nur die Bischöfe, zu deren vorzüglichsten Pflichten dieß gehörte. Aus diesem Grunde erwähl-

ten die Apostel, als erste Bischöfe der Kirche Christi, um in der Ausübung dieses heiligen Dienstes nicht gestört zu werden, sieben Diaconen, die das Zeitliche zu besorgen hätten, und sprachen: »Wir aber werden dem Gebet und dem Dienste des Wortes abwarten.« (Apost. 6.) Und eben so der heil. Paulus: »Christus sandte mich nicht, zu taufen, sondern das Evangelium zu verkündigen.« (1. Cor. 1.) Es predigten aber die Bischöfe in ihren Bisthümern und reiste ein fremder Bischof durch dasselbe hindurch, oder befand er sich aus irgend einer Ursache in einem fremden Bisthum, so ward er ersucht, eine Anrede zur Erbauung an das Volk zu halten. Daher in den apostolischen Satzungen die Stelle: »Du Bischof sollst ihn (den fremden Bischof) ersuchen, eine Rede an das Volk zu ihrer Belehrung zu halten. Denn eine Ermahnung und Anrede der Gäste ist willkommen und gereicht zu wundersamem Nutzen.« Diese Sitte erneuerte der heilige Carl von Borromäo, Erzbischof von Mailand, der die Bischöfe, die dazu geeignet waren, einlud, in seiner Kirche zu predigen. Den predigenden Bischöfen assistirten, wie der heilige Papst Evaristus anordnete, zu größerer Zierde, die Diaconen.

Späterhin kam der Gebrauch auf, daß auch die Priester predigten, doch wollten die Kirchen in Afrika sich lange nicht hieran gewöhnen; und noch weniger duldeten sie es, daß ein Priester in Gegenwart des Bischofs predigte. Hierauf bezieht sich was Possidonius im Leben des heiligen Augustinus erzählt,

daß die afrikanischen Bischöfe sich für beleidigt hielten, als Valerius, Bischof von Bona, diesen Heiligen, der damals nur noch Priester war, in seiner Gegenwart predigen ließ. Von den Diaconen der ersten Kirche ist bekannt, daß sie predigten; und Philippus, Einer der sieben Ersten, welche die Apostel weihten, (Apost. 21.) ward der Evangelist genannt, nicht weil er ein Evangelium hatte, sondern weil er dasselbe predigte und verkündigte. So war es auch zu den Zeiten der Kirchenverfolgungen ein ganz besonderes Amt der Diaconen, die Gefängnisse zu besuchen und die heiligen Bekenner, die sich zur Marter vorbereiteten, durch ihre Predigten zur Erduldung der Peinen zu ermuthigen. Hierauf zielt der heilige Cyprian im eilften Sendschreiben mit den Worten: »Immer geschah es in verflossenen Zeiten unter unsern Vorfahren, daß die Diaconen zu den Kerkern gingen, und die frommen Begierden der Märtyrer durch ihren Rath und die Gebote der Schrift regierten.«

Übrigens standen oder saßen die Prediger, je nach ihren Kräften und Bedürfnissen; die Zuhörer aber wohnten den Predigten meist stehend bei. Dahin zielen die Worte des heiligen Augustinus in der 49. Predigt: »Damit ich euch also nicht lange hinhalte, zumal da ich sitzend rede, ihr aber mühsam stehet« ꝛc. Zuweilen ward auch die Predigt von einem geistlichen Notar vorgelesen; wie wir aus dem Prolog des heiligen Papstes Gregorius zu seinen Homilien über das Evangelium ersehen; wo er also

spricht: »Während der feierlichen Messen habe ich aus jenen Dingen, die an gewissen bestimmten Tagen in dieser Kirche, der Sitte gemäß, vorgelesen werden, vierzig Lesungen des heiligen Evangeliums erklärt; und einige dieser Erklärungen wurden dem beiwohnenden Volke durch den Notar vorgelesen; andere aber habe ich selbst dem Volke vorgetragen; wie ich aber redete, wurden dieselben schriftlich aufgezeichnet.« Diese letzten Worte deuten auf die Schnellschreiber, welche, wie es wirklich damals üblich war, die Predigten aufschrieben.

Hinsichtlich der Zuhörer, konnten bei den Predigten nicht nur die Getauften, sondern auch die Katechumenen sich einfinden; doch mußten diese nach der Predigt sich entfernen; wie der heilige Augustinus in der 237. Rede spricht: Post Sermonem fit missa catechumenis; nämlich nach der Predigt wurden sie entlassen, und durften dem heiligen Opfer nicht beiwohnen. Auch ward strenge darauf gesehen, daß die Männer und Weiber von einander gesondert blieben. Übrigens waren die Tage, an welchen gepredigt wurde, die nämlichen wie heut zu Tage, nämlich die Sonn- und Feiertage und die Feste besonderer Heiligen der Kirche. Auch war der gewöhnliche Ort, wo die Gläubigen zur Predigt sich versammelten, die Kirche. Es predigten die heiligen Vincentius Ferrerius, Antonius von Padua, Bernardinus von Siena und auch Andere zuweilen auf öffentlichen Plätzen, wenn der Zulauf des Volkes so groß war, daß die Kirche dasselbe nicht erfassen

konnte; und wohl auch in der Absicht, daß Jene, die nicht zur Kirche gekommen wären, nützliche Lehren zum Heil ihrer Seele hörten; und diese Sitte besteht an manchen Orten in Italien noch bis auf den heutigen Tag.

18.

Von den Klöstern in den ersten Zeiten der Kirche.

Der Ursprung des Einsiedlerlebens, das nach und nach dem klösterlichen Leben sich näherte und zuletzt mit demselben sich verschmolz, begann in den frühesten Zeiten der Verfolgungen der Kirche; wo manche aus Furcht, den Glauben Christi in den Qualen zu verläugnen, sich in ferne unwirthliche Einöden flüchteten, um vor den Nachstellungen der Christenverfolger in Sicherheit zu seyn. Aus diesem Grunde floh selbst der Berühmteste aller Einsiedler, der heilige Paulus, in die Wüste, wo er über hundert Jahre allen Menschen unbekannt lebte. Auf gleiche Weise entfernte sich der heilige Antonius in eine Wüste, wo er die ersten zwanzig Jahre ohne allen menschlichen Umgang lebte. Und der heilige Hieronymus bezeugt, er selbst habe in einer Wüste gegen Syrien hin Solche gesehen, die über dreißig Jahre eingeschlossen waren und von Brot und Wasser lebten. Einige schlossen sich in Höhlen, andere in Grabmähler, andere in Felsenklüfte, andere in enge Hütten ein; andere endlich, Styliten genannt, wohnten auf Säulen, unter welchen der heilige Simeon der berühmteste ist.

Es war jedoch die Kirchenverfolgung nicht der einzige Grund, der so viele eifrige Christen der ersten Jahrhunderte bewog, von der Welt sich zu entfernen, um in der Einsamkeit zu wohnen; sondern Viele entfernten sich auch, den Gefahren der Sünde zu entfliehen, und gleich Elias und Johannes, dem Täufer, ein reines und heiliges Leben zu führen und der Betrachtung ewiger Dinge abzuwarten. Also entfloh, wie Palladius erzählt, die heilige Jungfrau Alexandra, von einem Unzüchtigen zur Sünde gereizt, in ein Grabmahl, wo sie zwölf ganze Jahre sich aufhielt, ohne je herauszugehen; und wo sie ihre dürftige Speise sich durch eine Öffnung reichen ließ, die daselbst angebracht war. Viele andern aber begaben sich auch späterhin in Wüsteneien, strenge Buße für ihre Sünden zu thun, und auf ihren Tod sich vorzubereiten.

Es hatte zwar schon der große Ruf des heiligen Antonius Viele angezogen, sich als Jünger unter seine Leitung zu begeben; doch erst spät nach ihm entwarf der heilige Pachomius eine förmliche Regel für eigentliche Mönchsklöster, deren Bewohner gemeinsam lebten, ihre Zeit in Gebet, Betrachtung, Psalmengesang, Bußwerke und Handarbeiten zubrachten; und im dritten Jahrhunderte finden wir bereits die scythische, thebaidische und andere Wüsten mit wohlgeordneten Klöstern bevölkert. In einigen derselben wohnten siebenzig, in andern über hundert fünfzig Mönche beisammen. Unter diesen Mönchsklöstern und Anachoretenwohnungen zeichneten sich

die sogenannten Lauren, unter diesen aber die Lauren der heiligen Eutymius, Sabas, die Laura Pharan und die des heiligen Gerasimus besonders aus. Lauren wurden sie von dem griechischen Worte Laura genannt, das ein Dorf bedeutet; denn sie waren dergestalt gebaut, daß Eine Einsiedlerhütte in einer kleinen Entfernung von der andern stand; so daß das Ganze das Ansehen eines Dorfes hatte. In der Laura des heiligen Abtes Gerasimus war das klösterliche mit dem ascetischen Einsiedlerleben vereint. Er hatte dieselbe in der Nähe des Jordans gegründet und mitten darin das Kloster errichtet, wo gleich bei ihrer Bekehrung Diejenigen aufgenommen wurden, die geistlich werden und ein gemeinsames Leben führen wollten. Doch gestattete der heilige Abt nur Denjenigen, die zu einer hohen Vollkommenheit gelangt waren, das Kloster zu verlassen und in die einsamen Zellen der Lauren sich zu begeben, um daselbst ein zurückgezogenes und geistigeres Leben in den Übungen des Gebetes, der Lesung und beschaulichen Betrachtung zu führen.

Die also in die strengere Einöde sich zurückzogen, lebten blos von Brot, Wasser und wenigen Datteln; nie aßen sie Gekochtes in ihren Zellen; doch kamen sie am Sonnabend und am Sonntage zur Kirche, wo sie die heilige Communion empfingen, und aßen dann auch im allgemeinen Speisesaal mit den übrigen Mönchen, wo ihnen gekochtes Essen, und auch etwas Wein vorgesetzt ward. Unter der Woche verwendeten sie die Zeit, die ihnen vom Gebet und den geist-

lichen Übungen erübrigte, auf verschiedene Handarbeiten, Flechtwerke, Rohrdecken, Handkörbe ꝛc., und kehrten sie am Abend des Sonntages zu ihren Zellen zurück, so nahmen sie Brot, Datteln, ein Gefäß mit Wasser, Schilf und Palmblätter mit sich dahin. Ihre Zellen waren immer offen; so daß zu jeder Zeit Jedermann hineingehen und alles hinwegnehmen konnte; dieß aber thaten sie theils aus großer Liebe zur Armuth, theils auch einander um so leichter mit dem wenigen und armen Geräthe aushelfen zu können.

Übrigens ward in den Lauren die Zucht auf das strengste beobachtet; so daß, als einst Einer der Einsiedler den Abt Gerasimus um die Erlaubniß gebeten hatte, in seiner Zelle sich Wasser wärmen, Gekochtes essen und beim Licht lesen zu dürfen, dieser Heilige es ihm durchaus nicht erlaubte; sondern zu ihm sagte, wenn er dieß wolle, und es ihm Bedürfniß wäre, also zu leben, so sei es besser, daß er zum allgemeinen Leben des Klosters zurückkehre; wo auch Diejenigen wohnten, die sich mit Bücherschreiben beschäftigten. In diesen Klöstern und Einsiedlerhütten, bildeten sich große Heilige, Gelehrte, Bischöfe und Stützen der Kirche. Die Stifter späterer Orden erborgten von ihnen die Grundregeln ihrer Stiftungen, und änderten dieselben je nach den Bedürfnissen der Länder ab, in welchen sie ihre Klöster errichteten. Allenthalben aber, wohin sie nach dem Abendlande sich verbreiteten, waren sie, so lange sie strenge nach dem Geiste ihres Ordens lebten, eine Zierde der Kirche und ein Segen der Länder.

19.

Von den Frauenklöstern früherer Zeiten.

Philo, der Jude, sagte, an der Stelle, wo er das heilige Leben der Essenier schildert, die, wie viele der alten Schriftsteller erachten, zur Zeit der ersten Kirche, Christen und Religiosen waren, es sei zwischen der Abtheilung der Männer und der Frauen, eine Mauer von mehreren Ellen in der Höhe bestanden, welche den Übergang aus einer Abtheilung in die Andere, doch nicht die Stimme verhindert hätte, durch die sie mit einander redeten. Und im Leben der heiligen Anastasia, der älteren, deren Marter in das Jahr Christi 262 fällt, wird erzählt, daß die Heiden, die in das Kloster eindringen wollten, die Pforten mit Gewalt sprengten; aus welcher Erzählung des Metaphrastes sich auf das hohe Alterthum der Clausur der Nonnen schließen läßt.

Im Leben des heiligen Abtes Pachomius, der zur Zeit Constantins lebte, und eine Schwester hatte, die nach dem Beispiele ihres Bruders, viele Jungfrauen versammelte und ein Kloster errichtete, wird erzählt, »daß wenn irgend ein Mönch unter den Nonnen eine Schwester oder eine nahe Verwandte hatte, die er besuchen wollte, demselben ein Gefährte von erprobter Tugend mitgegeben ward. Waren nun beide bei dem Kloster angekommen, so wurde zuerst die Äbtissinn gerufen, und in ihrer so wie in einiger älteren Frauen Gegenwart sprach er dann

mit seiner Schwester oder Verwandten in großer Sittsamkeit und heiliger Zucht. Geschenke wurden gegenseitig weder gegeben noch genommen; da sie wegen der wahrhaft großen Armuth, zu welcher sie kraft des Gelübdes verpflichtet waren, nichts zu geben hatten; und es genügte ihnen der einfache Besuch, der durch heilige Unterredungen, zumal über die Hoffnung des ewigen Lebens, vergeistiget ward. Trat aber irgend Nothwendigkeit ein, daß ein Mönch in die Clausur eintreten mußte, so ward dazu ein Greis von vollendeter Tugend erwählt, der, sobald das Geschäft zu Ende war, in sein Kloster zurückkehrte; ohne daß es ihm erlaubt war, in dem Frauenkloster auch nur das Geringste zu essen oder zu trinken.«

Merkwürdig sind auch, über die Clausur der Nonnen, die Worte des heiligen Augustinus im Buche von den Sitten der Kirche, wo er spricht, ihre Absonderung von den Männern sei sehr strenge gewesen, und es sei nicht nur kein junger Mönch, sondern sogar keiner der ältesten und tugendhaftesten, außer im Nothfalle, und auch da nur bis zur Pforte des Frauenklosters gekommen, ohne weiter vorzudringen; da zwischen Geistlichen und Nonnen keine Unterredung, außer in so fern statt fände, als sie mit solcher Trennung vereinbar sei; und sie seien blos durch das Band der heiligen Liebe und Nachahmung der Tugend vereint. Diese Clausur aufrecht zu erhalten, wurden in verschiedenen Zeiten von den Päpsten und Kirchenversammlungen besondere

Beschlüsse und canonische Satzungen erlassen, die ziemlich allgemein bekannt sind.

Es gab aber auch von den frühesten Zeiten der Kirche bis auf unsre Tage immer fromme Jungfrauen; die, ohne in ein Kloster zu treten, im eigenen Hause in großer Zurückgezogenheit lebten, weltlich gekleidet gingen, und dennoch das Gelübde oder wenigstens den allgemeinen Vorsatz hatten, beständige jungfräuliche Keuschheit zu bewahren. Zu diesen gehörten jene vier Töchter des heiligen Diaconus Philippus, dessen mit folgenden Worten in der Apostelgeschichte Erwähnung geschieht: »Am andern Tage aber reisten wir ab, kamen nach Cäsarea, und traten in das Haus Philippi, des Evangelisten, der Einer aus den Sieben war; und verblieben bei ihm. Dieser aber hatte vier Töchter, Jungfrauen, welche weissagten.« (Apost. 21.) Es waren dieß heilige Töchter eines heiligen Vaters, und sie weissagten, weil der Geist Gottes sich ihnen mittheilte und ihnen die Zukunft offenbarte. Zu den Zeiten des heiligen Hieronymus standen noch die vier Zimmer, woselbst sie gewohnt hatten, wie dieser heilige Kirchenvater in seinem 27. Sendschreiben bezeugt. Solche Jungfrauen auch waren Marcella und Sophronia, die heilige Marcelline und unzählige andere.

Achtes Buch.

Von verschiedenen Erscheinungen, Wundern, Gesichten, Träumen und andern übernatürlichen Dingen.

1.

Ob die Gestalt, welche, auf die Beschwörung der Zauberinn von Endor, dem Saul erschien, Samuel selbst, d. h. seine Seele war.

Bekannt ist jene schwere Angst Saul's, der im Kriege gegen die Philister begriffen, seine Zuflucht zu einer Zauberinn nahm, um zu erfahren, welchen Ausgang die Schlacht nehmen würde, die er ihnen liefern sollte, und sie drängte, durch ihre Kunst den Propheten Samuel erscheinen zu lassen, damit er von ihm Kunde von der Zukunft erhielte. Diese Geschichte steht in 4. B. der Könige ausführlich beschrieben, wo wir auch sehen, daß diese Zauberinn ihrer Kunst gemäß that; worauf Samuel erschien, dem Saul einen scharfen Verweis gab, und ihm seinen Tod und den Untergang des israelitischen Heeres weissagte. — Nun stellen aber Viele in Zweifel, ob jene Gestalt, die beiden erschien, der wahre Samuel

oder blos ein Schatten gewesen, der durch die Kunst des bösen Geistes und der Zauberinn erschienen sei und die Fragen Saul's beantwortet habe.

Einige läugnen dieß gerade zu und sagen, es könne auf keinen Fall Samuel selbst gewesen seyn; weil Zauberwerken weder die Kraft noch das Vermögen innewohnt, eine Seele, die im Stande der Seligkeit oder der Verdammniß ist, zu zwingen, daß sie erscheine; und man auch nicht sagen könne, Samuel sei nicht auf den Zwang der Beschwörung, sondern freiwillig erschienen; weil er dadurch zu etwas Unerlaubtem mitgewirkt und die Zauberei begünstigt hätte; was man von Samuel auf keine Weise sagen kann noch darf. Dann hätte auch Samuel sich nimmermehr von Saul anbeten lassen; da er doch hier ohne Widerrede diese Anbetung sich erweisen ließ, die Gott allein gebührt. Überdieß sprach Samuel zu Saul, sie würden am folgenden Tage beide an Einem Orte beisammen seyn: »Morgen wirst du und deine Söhne bei mir seyn!« Nun waren aber diese alle verworfen und zur Verdammniß verurtheilt, wo Samuel sich nicht befand, der im Schooße Abrahams ruhete. Somit also hat es den Anschein, es sei jene Gestalt, die als Samuel erschien, kein anderer denn ein böser Geist gewesen, der dem Saul ankündigte, sie würden am folgenden Tage beide zusammen in der Hölle seyn.

Doch aller dieser Gründe ungeachtet, ist die entgegen gesetzte Meinung ziemlich allgemein angenommen; und es ist auch gewiß, daß der Geist, welcher

erschien, wahrhaftig die Seele Samuels war. Unwidersprechlich ist dieß durch die Schrift selbst erwiesen, welche von Samuel in folgenden Worten sich ausdrückt: »Und hernach entschlief er, und verkündigte dem Könige, und zeigte ihm das Ende seines Lebens; und er erhob seine Stimme aus der Erde zur Weissagung, die Ruchlosigkeit des Volkes zu tilgen.« (Eccli. 46.) Das heißt: Samuel starb, und erschien nach seinem Tode, erhob sich aus der Erde, zeigte sich, sprach und weissagte was geschehen sollte; ins besondere daß das Heer Israels würde überwunden, und dadurch die Gottlosigkeit dieses Volkes getilgt werden. Die entgegen gesetzten Gründe beweisen nichts; denn Samuel erschien nicht, durch den Zauberspruch gezwungen, sondern auf den göttlichen Willen, welcher wollte, daß dieser heilige Prophet dem Saul seine Verwerfung, die er durch seine Missethaten verdient hatte, und zugleich auch den Untergang des Heeres weissagen sollte.

Was jene Anbetung betrifft, war solche blos eine bürgerliche Ehrenbezeugung, die Fürsten und hohen Standespersonen erwiesen wird. Die Worte aber: »Ihr werdet bei mir seyn,« beziehen sich nicht auf den Ort der Strafe; sondern sie bedeuten blos, sie würden in gleichem Stande des Todes, wenn auch nicht im Stande gleichen Heiles seyn. Kehrt man abermal mit der Frage zurück, ob Samuel in Kraft der Zauberei der Pythonissinn erschien, so ist die Antwort abermal: Nein! Und dieß ergibt sich aus den Worten des heiligen Textes selbst, welcher er-

zählt, die Zauberinn habe sich vor Schrecken entsetzt, als sie Samuel erscheinen sah, zumal da sie ihr gottloses Zauberwerk noch nicht vollendet hatte; und es überdieß gewiß ist, daß keine erschaffene Macht Gewalt hat, einem Sterblichen die Seele eines Verstorbenen vorzurufen, der in das Haus seiner Ewigkeit eingegangen ist. Doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß Seelen erscheinen können, wenn in einzelnen Fällen der Wille Gottes und seine Vorsehung es befiehlt und zum Heile Einzelner als nothwendig erachtet.

Was den angenommenen Leib Samuels betrifft, läßt sich antworten, daß derselbe aus Luft gestaltet war; weil nach der gewöhnlichen Weise, auf welche Geister den Menschen erscheinen, dieselben einen Körper aus verdichteter Luft annehmen, was Geister durch ihre natürliche Kraft vermögen; mit welcher sie Körper bewegen und verdichten können.

2.

Von dem Traume Salomons, in welchem er Gott um Weisheit anflehte, und von Solchen, die während des Schlafes mancherlei Verrichtungen treiben.

Die heilige Geschichte erzählt von einem wunderbaren Traum, in welchem Gott dem Salomon erschien und ihn mit jener erhabenen Weisheit begabte, wodurch er zu einem Ruhme gelangte, der durch alle Zeiten hindurch besteht. Denn es gefiel dem Herrn wohl, spricht die Schrift, daß er Ihn um weisen Sinn angefleht hatte, und Er sprach zu

Salomon: »Dieweil du solches begehrt hast, und hast nicht für dich gebeten um viele Tage, noch um Reichthum, noch um die Seelen deiner Feinde, sondern um Weisheit, das Gericht zu unterscheiden: sieh so habe Ich gethan nach deinen Worten, und habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben; so daß deines Gleichen nie vor dir war, und auch nach dir nicht aufstehen wird . . . . Da nun Salomon erwachte, erkannte er, daß es ein Traum gewesen war.« (3. Kön. 3.)

Es ergibt sich hier die Frage, wie Salomon Verdienste erwerben, und erflehen konnte, daß die Weisheit ihm eingeflößt würde während er schlief und seine Vernunft gebunden war; da doch Dinge, die im Schlaf geschehen, nicht willkührlich und frei sind, folglich weder Belohnung noch Strafe verdienen?

Hierauf antworten einige Schrifterklärer, Salomon habe schon früher, und zumal an dem nämlichen Tage, inbrünstig um die Gabe der Weisheit zum Herrn gefleht; und dieser Gegenstand seines sehnlichsten Verlangens habe ihn natürlicher Weise im Traume beschäftigt, so daß er die nämliche Bitte wiederholte, die ihm auch in der That, entweder damals gleich oder bei seinem Erwachen, nicht zwar kraft des nächtlichen Flehens, sondern wegen der inbrünstigen Andacht gewährt wurde, in welcher er wachend darum gebetet hatte. Also spricht der heilige Thomas: »Nicht durch Schlafen verdiente und empfing Salomon die Weisheit; sondern es

ward im Schlafe ihm erklärt, daß wegen seines vorhergegangenen Verlangens die Weisheit von Gott ihm eingeflößt würde.« Auf solche Weise löst dieser heilige Kirchenlehrer die Schwierigkeit; und es stimmen die Meisten ihm bei, die nach ihm über diesen Gegenstand geschrieben haben.

Andere dagegen erachten als wahrscheinlich, daß Salomon selbst im Schlafe die Gabe der Weisheit verdienen und von Gott erflehen konnte. Denn sprechen sie, Gott kann auch den Verstand und die Einbildungskraft eines Schlafenden zum vollkommenen Gebrauch der Vernunft und zur richtigen Beurtheilung sowohl einer practischen als einer speculativen Wahrheit erheben; was bei Adam geschah, von welchem wir lesen: »Es sandte Gott einen Schlummer in ihn.« (Genes. 2.) Dieser Ansicht stimmt auch der heilige Ambrosius bei, der über den 118. Psalm spricht: »Damals betete Salomon und verdiente durch sein Gebet Erhörung.« Wendet man ein, der Schlaf verhindere den Gebrauch der Vernunft und des richtigen Urtheils, da diese Kräfte dann gebunden sind, ohne welche die Vernunft nicht frei zu wirken vermag; so ist dieß zwar allerdings wahr, wenn vom natürlichen, doch nicht wenn vom übernatürlichen und von Gott gesandten Schlafe die Rede ist, wie der Schlaf Adams, Salomons und der Propheten war, die Gott nicht selten im Schlafe erleuchtete; und eben so wenig verhinderte auch der Schlaf das intellectuelle Wirken in Christo; von

welchem die Worte gelten: »Ich schlafe, aber mein Herz wacht!«

P. Franz Mendoza stellt in einem seiner Werke die Frage, ob Schlafende zuweilen Verrichtungen obliegen, welche sonst nur Wachende thun; und er führt bei Gelegenheit derselben den Ausspruch des heiligen Ambrosius an den Anisius an: »Immer ist der Schlaf der Heiligen werkthätig;« Jenem gemäß was da geschrieben steht: »Ich schlafe, aber mein Herz wacht;« und auch jene Worte Philo's aus seinem Werke über Träume: »Isaak schlief zwar den Sinnen nach; allein seine Seele wachte.« Dabei gibt er einige Beispiele von Solchen an, die während des Schlafes genau also wirkten als ob sie wach gewesen wären; von welchen wir hier einige wenige anführen wollen.

Ein gewisser Mariano, spricht er, hatte eine Magd, die zuweilen bei Nacht im Schlafe aufstand, und mit fest geschlossenen Augen, den Brotteig knetete, den Backofen heitzte und das Brot eben so gut buck als sie solches wachend zu backen pflegte. Ein Anderer, Namens Pisano, bewaffnete sich in der Nacht während des Schlafes und ging singend in der Stadt umher. Ferner war ein Engländer, der sich zu Paris aufhielt und von der Sanct Benedict-Kirche bis zum Seinefluß ging, dort ein Kind erschlug und, ohne zu erwachen, zurückkehrte und sich abermal in sein Bett begab. Auch hatte er selbst einen Menschen gekannt, der während des Schlafes aus dem Bette aufstand, den Säbel zog, die Haus-

thür öffnete und in der Stadt umher streifte. Unglückseliger Weise begegnete ihm einmal bei seiner Rückkehr nach Hause die Stadtobrigkeit, von einer Schaarwache begleitet; da er nun auf dieselbe stieß und sie für Feinde hielt, hieb er auf sie ein und focht wie ein Verzweifelter; doch erwachte er nie wieder, denn Einer der Soldaten verwundete ihn tödlich, so daß er auf der Stelle liegen blieb.

Diesen Beispielen will ich noch Jenes beifügen, was einem Kaufmann von dem Tode des Papstes Johannes XXI. im Schlafe gesagt, und wahr befunden ward. Johannes Villani und auch andere ernste Schriftsteller erzählen, daß ein Kaufmann aus Florenz, Namens Berto, der auf einer Seereise nach der Levante begriffen war, bei Nacht plötzlich mit Entsetzen aus einem Traume auffuhr und seine Angst mit heulender Stimme kund gab. Als sie ihn nun fragten, was ihm fehle, antwortete er im Schlafe, er sehe einen ungeheuern Riesen von schwarzer Farbe, der seine ganze Kraft aufbiete, mit einer Keule die Säule niederzuschlagen, auf welcher die Wölbung eines Zimmers ruhe. Kurz hierauf rief er abermal aus: »Nun hat er sie niedergeworfen, und der Unglückselige stirbt!« Da sie fragten, wer der Sterbende sei, antwortete er: »Der Papst!« — Da zeichneten sie Tag und Stunde auf, und erhielten bald darauf die Nachricht, die Decke des päpstlichen Zimmers sei genau in derselben Stunde herabgefallen und habe den Papst erschlagen.

Ptolomäus von Luca, den Rinaldi um das Jahr

1277 anführt, spricht hierüber also: »Dieß ist ein denkwürdiges Beispiel für alle, die sich unbehutsam über ihren Stand und ihre Würde mit Stolz erheben. Denn alle Geschichtschreiber erzählen, daß während dieser Papst allein in dem Saale war, den er selbst neben dem päpstlichen Pallaste zu Viterbo erbaut hatte, und wo er öfters sich aufzuhalten pflegte, — sich ganz glorreich brüstete und wohlgefällig lächelte, plötzlich die Decke über ihm zusammen stürzte; und daß er, zwischen den Balken und Steinen zerschmettert, am fünften Tage nach diesem Einsturz den Geist aufgab und seiner Hoffnung beraubt ward. Denn er glaubte und sagte auch zuweilen, er werde diese Würde lange besitzen.« Indessen läßt sich von der Barmherzigkeit des Herrn hoffen, der diese Eitelkeit mit dem Tode bestrafte, daß er durch die Schmerzen, welche er während dieser sechs Tage erlitt, von seiner Schuld gereinigt, das ewige Heil seiner Seele erlangte.

3.

Von einem Schreiben des Propheten Elias aus dem irdischen Paradiese an Joram, König von Juda, und von einem andern Schreiben Theodosii II. an den längst verstorbenen heiligen Johannes Chrysostomus.

»Elias, spricht die Schrift, ward im Sturm des Feuers aufgenommen auf einem Wagen mit feurigen Rossen.« (Eccli 48.) Ausführlicher steht diese Geschichte im 2. Cap. des vierten Buches der Könige beschrieben. Nun ergab es sich aber neun

Jahre nach dieser Aufnahme des Propheten in das irdische Paradies, wohin er, wie alle Väter erachten, übersetzt ward, daß ein Sendschreiben seiner Hand an Joram, König von Juda, kam, das voll schwerer Drohungen war und also lautete:

»Dieß spricht der Herr, der Gott Davids, deines Vaters: Dieweil du nicht gewandelt hast auf den Wegen Josaphat, deines Vaters, und auf den Wegen Asa, des Königs Juda, sondern auf den Wegen der Könige Israel einhergegangen bist und gemacht hast, daß die Inwohner Jerusalems Hurerei trieben; und auch dem Hause Achab in der Unzucht gefolgt bist; überdieß auch das Haus deines Vaters, deine Brüder getödtet hast, die besser waren denn du: Sieh, so wird der Herr dich schlagen mit großer Plage; dich sammt deinem Volke und deinen Kindern, und deinen Weibern und aller deiner Habe. Über dich aber wird eine sehr böse Krankheit des Bauches kommen, bis dein Eingeweide allmählig Tag für Tag herausgehe!« (2. Parah. 21.)

Eine wunderbare Bewandtniß hat es allerdings mit diesem Sendschreiben, da Elias, wie gesagt, bereits neun Jahre früher auf feurigem Wagen der Erde entrückt und in das Paradies übersetzt war. Wie also kam dieser Brief an den König? und schrieb Elias denselben im Paradiese? — Emanuel Sa, ein scharfsinniger Schrifterklärer, erachtet, dieser Prophet, dem die ferne Zukunft entfaltet war und der vorhersah, daß Joram als König über Juda herrschen würde, habe, vom Eifer für Gottes Ehre

2 Paralip. 21,12

und das Heil des Volkes ergriffen, den König durch diese Drohungen zur Besserung ermahnen wollen und dieß Schreiben noch vor seiner Entrückung verfaßt und mit dem Auftrag hinterlassen, solches diesem Könige zu seiner Zeit zu überbringen. Andere dagegen glaubten, der Verfasser dieses Briefes sei nicht jener große Prophet Elias, der Thesbiter, gewesen, der, wie es schien, nichts mehr mit menschlichen Angelegenheiten gemein hatte; sondern es habe solchen ein anderer Prophet geschrieben, der ebenfalls Elias hieß. Mehr jedoch spricht mich die Ansicht des Livanus an, der mit vielen andern Schrifterklärern dafür hält, Elias habe dieß Schreiben nach seiner Entrückung geschrieben und es sei dem Könige durch irgend einen Engel überbracht worden.

Ein geringeres Wunder ist es doch gewiß, daß der noch lebende Elias aus dem irdischen Paradiese, ob auch allerdings aus weiter Entfernung und ganz von allem menschlichen Umgang abgesondert, an den König von Juda schrieb, als daß ein lebender Mensch an einen längst Verstorbenen mit erwünschtem Erfolg schreibe. Nun berichtet aber der Kirchengeschichtschreiber Nicephorus, der Imperator Theodosius habe an den heiligen Johannes Chrysostomus geschrieben, der bereits fünf und dreißig Jahre todt war. Dieser heilige Bischof war ins Elend verwiesen worden und auf der Reise gestorben, bevor er wieder hatte in sein Bisthum zu Constantinopel können eingesetzt werden. Proclus aber, ein sehr heiliger Bischof der nämlichen Stadt, hatte zur Ehre dieses seines glorreichen

Vorgängers eine Rede gehalten, durch die er die Inwohner gewaltig zur Liebe, Andacht und Sehnsucht nach diesem ihrem heiligen Hirten angeregt hatte. Als nun Proclus diese lobwürdige Stimmung der Gemüther sah, ging er zu Theodosius hin und bat ihn dringend, daß der heilige Leib des Patriarchen nach Constantinopel zurückgebracht würde. Der Vorschlag gefiel dem Imperator und er befahl denselben auszuführen; da sie aber die Hände an den Sarg legten, worin der heilige Leib lag, ward derselbe, ob er auch von Natur leicht war, so ganz außerordentlich schwer, daß es nicht möglich war, ihn von der Stelle zu bringen. Als der fromme Imperator dieß erfuhr, schrieb er an den heiligen Johannes Chrysostomus ein Schreiben folgenden Inhalts.

»Dem öcumenischen Patriarchen und Lehrer, seinem gottseligen Vater Johannes Chrysostomus, Theodosius der Imperator. Da wir erachteten, dein Leichnam sei gleich denen der übrigen todt, verlangten wir, ehrwürdiger Vater, unkluger Weise, denselben ohne öffentliche Ehrenbezeugungen von dannen fort, und zu uns hierher zu übertragen; weßhalb wir auch nicht mit Unrecht durch Nichterfüllung unsres Verlangens bestraft wurden. Doch du, ehrwürdigster Vater, der du die Buße weit mehr als irgend ein Anderer lehrtest, verzeihe den Bittenden, gib, gleich liebenden Ältern den Kindern, dich selbst uns zurück und erfreue durch deine Gegenwart Diejenigen, die nach dir sich sehnen!«

Dieß war das Schreiben des Theodosius, das

vermögend war, die Gebeine des heiligen Patriarchen zu rühren, die früher den Senatoren und Priestern sich unerbittlich gezeigt hatten. Denn kaum hatten sie dasselbe auf seine Brust gelegt, da ward der Sarg ohne Vergleich leichter als er seiner Natur nach war, und ward mit großer Andacht und unter feierlichen Ceremonien nach Chalcedon gebracht, wo der Imperator mit seiner Schwester, der heiligen Pulcheria, und dem heiligen Patriarchen Proclus auf der kaiserlichen Galeere ihm entgegen kam, von einer zahllosen Menge Fahrzeuge begleitet, auf welche das Volk sich eingeschifft hatte.

Endlich ward er mit feierlichstem Gepränge und unter Hymnengesang zu Constantinopel in der Kirche der heiligen Apostel bestattet. Dort warf Theodosius bei dem Grabmahl des Heiligen sich nieder und betete für seine Ältern, ins besondre für seine Mutter, damit das Geräusch und Gepolter aufhören möchte, das seit ihrem Tode bis zu jenem Augenblicke in ihrem Grabmahl gehört ward; und hierauf plötzlich und für immer verstummte. Dann ließ Proclus den heiligen Leichnam auf den bischöflichen Thron bringen; was unter dem freudigsten Zuruf des ganzen Volkes geschah. Es bezeugte aber sowohl der heilige Patriarch Proclus als auch Andere, sie hätten aus dem Munde des Heiligen die Worte gehört: »Der Friede mit euch!« Endlich ward nach der Feier des heiligen Opfers, der heilige Leichnam durch die Hände der Bischöfe mit größter Ehrerbietigkeit unter den Altar bestattet; wie bei Ba-

ronius im 5. B. um das Jahr 438 weitläufig erörtert wird.

4.

Von der Ermordung vieler heidnischen Weltweisen, die durch Zauberei zu erforschen suchten, wer dem Imperator Valens in der Regierung nachfolgen würde.

Im Jahr Christi 370, da der Imperator Valens sich nach Antiochien begab, ward eine scharfe Untersuchung gegen Viele eingeleitet, welche waren angeklagt worden, sie hätten durch Zauberei herauszubringen gesucht, wer dem Valens im Reiche nachfolgen würde. Dieser abergläubige und gräuliche Vorwitz war erst kurz vorher von dem nämlichen Imperator durch ein eigenes Rescript verboten worden, das im Codex Theodosianus unter dem Artikel de maleficiis eingeschaltet steht, und wodurch alle Zaubereien und Wahrsagereien bei Todesstrafe untersagt werden.

Sozomenes sagt im sechsten Buche seiner Kirchengeschichte, eine große Anzahl der berühmtesten heidnischen Philosophen damaliger Zeit hätten die Verbreitung des christlichen Glaubens höchst ungern gesehen und vor Verlangen geglüht, eine baldige Veränderung in der Regierung zu erleben und einen heidnischen Imperator zu haben. Nachdem sie nun alle erdenklichen Arten der Wahrsagerei versucht, hätten sie endlich einen sonderbaren Dreifuß ersonnen, die Dämonen mit gräßlichen Anrufungen beschworen, und endlich herausgebracht, es würde

dem Valens Einer nachfolgen, dessen Name mit den Buchstaben THEOD. anfinge. Diesem zufolge hätten die Heiden die feste Hoffnung gehegt, es würde ein gewisser Theodor Imperator werden, der ein ausgezeichneter Kriegesmann und ein Heide war, der zur Leibwache des Valens gehörte.

Da jedoch ihre Verhandlungen verrathen und dem Imperator angezeigt wurden, ließ er sowohl den Theodor als Diejenigen verhaften, die den Dreifuß gemacht hatten; verurtheilte letztere zur Enthauptung, den Theodor aber zum Feuer. Indessen griff aber der Zorn des Valens noch weiter um sich und erstreckte sich sogar auf Diejenigen, die in ihrer Kleidung einige Ähnlichkeit mit den Philosophen hatten, ob sie auch andern Standes waren; weßwegen auch Niemand mehr den Philosophen Mantel trug, der in jener Zeit noch sehr üblich war. Außerdem ließ er auch noch einigen Andern das Leben nehmen, deren Namen mit den vorbesagten Buchstaben anfing; unter welchen sich auch ein Patrizier befand, der Theodosius hieß und aus Spanien herbei geführt ward. Viele änderten damals ihre Namen, der Gefahr sich zu entziehen. Unter den berühmtesten Philosophen, die bei dieser Gelegenheit getödtet wurden, nennen Zosimus und Ammianus auch den Maximus, welcher der Lehrer Julians des Abtrünnigen in der Zauberkunst gewesen war, und der endlich die Strafe seiner Verbrechen zu Ephesus durch das Schwert büßte. Also ward dieser Theurg, der durch die Wahrsager=

kunst die Liebe Julians gewonnen, und durch Zeichen und Vorbedeutungen seine Erhöhung zum Imperator ihm angezeigt hatte, durch ein gerechtes Gericht Gottes, um der nämlichen Zauberei willen, hingerichtet.

Ammianus fügt noch bei, man habe damals mit großem Fleiße in allen Häusern die Bücher über diese verbotene Kunst aufgesucht, und derselben eine zahllose Menge in Gegenwart der Richter verbrannt. Viele auch, damit man solche nicht in ihren Häusern fände, verbrannten dieselben heimlich; Andere warfen sie in den Fluß; bei welcher Gelegenheit der heilige Johannes Chrysostomus einmal in große Gefahr gerieth. Er selbst erzählt in der 34. Homilie über die Apostelgeschichte, er sei damals mit einem Gefährten längst dem Ufer eines Flusses spatzieren gegangen und habe ein Buch, das auf dem Wasser schwamm, lachend herausgezogen, das sie bei dessen Besichtigung als ein Zauberbuch erkannten. Indessen aber ging ein Soldat vorbei, der dieß alles angesehen hatte, und eilig in die Stadt kehrte; worüber beide in große Angst geriethen; da man mit äußerster Strenge vorging und selbst solche ins Gefängniß legte, die kein Verdacht traf. Auch betrachtete der Heilige es als eine besondere Gnade, daß er dieser Gefahr entkam; denn hätte man ihn mit diesem Buche angetroffen, so hätte er es ohne Zweifel mit dem Leben bezahlt.

Es wurden aber nicht nur im Orient, sondern auch im abendländischen Theile des Reiches die streng-

sten Untersuchungen gegen Diejenigen angestellt, die der Wahrsagerei ergeben waren, und wie Ammian versichert, wurden sogar mehrere Senatoren gepeinigt.

Endlich starb Valens im Jahre 378; und da hierauf, wegen einer Empörung der Allemanen, Gratianus, der Sohn des Valentinianus, nach dem Frankenreiche kam, ernannte er zum Imperator über den Orient und zum Nachfolger des Valens einen Spanier Namens Theodosius; auf welche Weise die Vorhersagung in Erfüllung ging, daß dem Valens im Reiche Einer nachfolgen würde, dessen Name mit THEOD anfinge. Denn können auch die Dämonen künftige Dinge, die von dem freien Willen Gottes und der Menschen abhängen, auf keine Weise wissen noch vorhersagen, so können sie doch allerdings die Verhältnisse der Personen, Orte, Zeiten und natürlichen Umstände betrachten und beurtheilen, und daraus zuweilen errathen was geschehen wird; so wie auch weise und scharfsichtige Menschen nicht selten derlei Ereignisse vorhersehen und ganz richtig prophezeien.

5.

Von Träumen.

»Ihr sollt nicht auf Träume achten!« spricht die Schrift. (Levit 26.) Es fragt sich, ob man diesen Worten zufolge kluger Weise und ohne Sünde auf Träume halten könne. Protagoras, ein alter Philosoph, sprach, jeder Traum habe seine Bedeutung;

und es gereiche dem menschlichen Leben zum Nutzen, sie zu beobachten. Xenophanes hingegen erachtete, alle Träume seien eitel, betrüglich, und es sei ein großer Leichtsinn, derselben zu achten und seine Handlungen darnach einzurichten. Die Wahrheit steht hier wie überall in der Mitte; denn die wenigsten Träume haben Zusammenhang und Bedeutung; es sind einzelne abgerissene Bilder geschehener Dinge, die durch die aufsteigenden Dünste des Magens im Gehirn angeregt werden, und so wenig bedeuten als die Wolkenbilder, die aus den Dünsten des Meeres sich gestalten und Schiffe, Palläste, Felsen, Rosse rc. vorstellen. Indessen läßt sich doch nicht gänzlich in Abrede stellen, daß es auch wahre, geheimnißvolle und prophetische Träume gibt; und die heilige Schrift selbst zeigt uns dessen viele Beispiele, in Abraham, Abimelech, Jacob, Joseph und Andern. Diesen Unterschied wahrer und falscher Träume erkannten auch die Alten; und Homer spricht sich sehr zierlich darüber aus.

Gewöhnlich kehren im Traume die Bilder solcher Dinge zurück, mit welchen das Gemüth wachend beschäftiget war. So träumt dem Jäger von Jagden, dem Richter von Prozessen, dem Kaufmann von Gewinn, dem Gefangenen von Freiheit, dem Kranken von Gesundheit; und wunderbar ist was die Alten von den Kranken erzählen, die in den Tempeln der Götter schliefen, und im Traume die Mittel sahen, ihre Gesundheit wieder zu erlangen; worüber Pausanias, Philostrates und Strabo viele Beispiele

erzählen. Also sah Alexander der Große im Traum einen Drachen, der eine Wurzel im Rachen trug, welche, als man solche nach seiner Angabe suchte und fand, den Ptolomäus, einen seiner Feldherrn von einer Wunde heilte, die er von einem vergifteten Pfeile bekommen hatte; und auch Andern nützte, die auf gleiche Weise waren verwundet worden.

Noch wunderbarer ist was der heilige Augustinus in dem Buche: de cura pro mortuis gerenda von einem Menschen erzählt, dessen Vater vor Kurzem gestorben war. Es kam nämlich Einer zu dem jungen Manne, überbrachte ihm einen Schuldschein, worin der Verstorbene bekannte, der Überbringer desselben habe ihm eine gewisse Summe geborgt; die Dieser nun ungestüm einforderte. Hierüber aber ward Jener nicht wenig bestürzt und verwunderte sich auch, wie es möglich wäre, daß sein Vater bei Verfassung seines Testamentes einer so bedeutenden Summe hätte vergessen können. Indeß er nun in dieser schweren Betrübniß und Beklommenheit war, erschien sein Vater ihm im Traume und sagte ihm, er sollte an einem gewissen Orte, den er ihm bezeichnete, nachsuchen und er würde die Gegenschrift des Gläubigers finden. Kaum war der Sohn erwacht, so stand er auf, suchte an dem bezeichneten Orte und fand die Quittung, worin jener falsche Gläubiger bekannte, er habe die geborgte Summe sammt den Zinsen bar zurückempfangen; womit er ihn dann überzeugte und die Handschrift seines Va=

ters zurückerhielt, die dieser vergessen hatte, ihm abzufordern.

Ein ähnliches Beispiel erzählt der berühmte Arzt Hieronymus Fracastoro in seinem Werke: de intellectione, von Marc Antonin Flaminio, einem sehr frommen und gelehrten Manne, der ebenfalls durch seine Schriften bekannt ist. Als Dieser sich einst zu Genua aufhielt, borgte er von einem Freunde ein etwas seltenes Werk aus, das er einmal aus Vergessenheit auf seinem Bette liegen ließ. Da er nun nach Hause zurückkehrte fand er das Buch nicht mehr daselbst, und suchte solches vergeblich in allen Orten und Winkeln des Zimmers. Hierüber versank er nun in schwere Betrübniß und wußte sich nicht zu helfen. Endlich sah er in einem Traumgesichte, was mit dem Buche vorgegangen war und wo dasselbe sich befand. Er sah nämlich, daß Eine der Mägde des Hauses das Buch von dem Bette hinwegnahm, um es auf einen Tisch zu legen. Indeß sie aber dieß thun wollte, gleitete dasselbe ihr aus der Hand, fiel auf den Boden, und es zerbrach dabei einer der Deckel des Buches. Hierüber erschrack die Magd und verbarg das Buch sogleich; damit ihr Mißgeschick nicht kund würde. Als nun Flaminio erwachte, erzählte er den Traum und suchte das Buch ungesäumt an dem Orte, wo er dasselbe im Traume gesehen hatte, fand auch dasselbe mit zerbrochenem Deckel. Sogleich stellte er die Magd zur Rede; und diese bekannte ihre Schuld und erzählte die Sache genau, wie er sie im Traume gesehen hatte.

Noch ein anderes denkwürdiges Beispiel, das dieser gelehrte Arzt über die Träume anführt, ist folgendes. Wenige Jahre vorher als Petrus Bembo, ein edler Venetianer, Cardinal ward, hatte er einen Rechtshandel, der vor Gerichte zu entscheiden war. Da er sich nun auf das Rathhaus begeben wollte, bat seine Mutter ihn, er möchte diese Sache auf einen andern Tag verschieben, denn es habe ihr in der Nacht geträumt, er würde, wofern er heute vor Gericht erschiene, von seinem Widersacher am kleinen Finger der linken Hand verwundet werden. Doch Bembo achtete dieses Traumes nicht und sagte, die Mutter zu trösten, Träume seien betrüglich; und es wäre Thorheit ihnen Glauben beizumessen. Als er nun, aller Bitten und Vorstellungen der Matrone ungeachtet, vor Gerichte erschien, erhob sein Widersacher einen furchtbaren Lärm und ließ nicht ab, zu zanken, auch nachdem die Sache entschieden war; so daß beide in einen scharfen Wortwechsel mit einander geriethen; der damit endigte, daß der Widerpart den Degen zog und den Bembo, genau wie die Mutter gesagt hatte, am kleinen Finger der linken Hand verwundete.

Über diese beiden Träume geht nun Fracastoro in eine weitläufige Erörterung ein, und sucht solche, wiewohl vergeblich, aus natürlichen Gründen zu erklären. Denn so wohl geordnete, zusammenhängende, mit allen Umständen dargestellte und durch genaue Erfüllung bewahrheitete Träume liegen tiefer und außerhalb des Bereiches natürlicher Ursachen;

wie er am Ende der Untersuchung selbst bekennt, die er mit den Worten beschließt: »Darum sind alle jene Träume, die wunderartig, oder eine Bedeutung zu haben scheinen, entweder zufällig, oder aber sie beruhen auf geheimen und verborgenen Gründen; oder in der Beschaffenheit des Körpers, oder endlich in einer, von der Materie gesonderten Intelligenz, welche gegenwärtige und zukünftige Dinge erkennt und derlei Träume uns einflößt.«

Über die geheimnißvollen Träume, deren die heilige Schrift erwähnt, mag hier noch erinnert werden, daß nicht nur heilige Menschen, wie Jacob, Joseph, Daniel, die Weisen aus dem Morgenlande und Andere, sondern auch Böse, wie Pharao und Nabuchodonosor derlei Träume hatten. Doch waren die Träume der Ersten klar und durch sich selbst verständlich; die der Bösen aber waren dunkel, räthselhaft und durch sich selbst nicht zu erklären. Und dieß geschah darum, damit die Fürsten, die solche hatten und von ihren Magiern keine befriedigende Deutung erhielten, genöthiget wären, an die Anbeter und Propheten des wahren Gottes sich zu wenden, die Erklärung und den wahren Sinn derselben zu erfahren. Hieraus aber erfolgte, daß die wahre Religion und die Bekenner derselben um so höher geachtet und der wahre Glaube von Vielen erkannt und angenommen wurde.

6.

Auf wie wunderbare Weise die Bücher des heiligen Papstes Gregorius gefunden wurden.

Vieles ließe sich von der Heiligkeit und der vortrefflichen Lehre des heiligen Papstes Gregorius erzählen; dem die Vorzeit mit Fug und Recht den Namen des Großen beilegte. Der heilige Isidor, Bischof von Sevilla, spricht in dem Buche de illustribus Scriptoribus in folgenden Worten von diesem heiligen Papste: »Gregorius, römischer Papst und Bischof des apostolischen Stuhles, war ein Mann voll der heiligen Zerknirschung und Furcht Gottes, sehr tief in der Demuth gegründet, und durch die Gnade des Heiligen Geistes in so hohem Grade mit dem Licht der Wissenschaft begabt, daß er nicht nur unter den Doctoren jetziger Zeit, sondern auch in der ganzen Vorzeit nicht seines Gleichen hatte. Er also erörterte auf die dringende Bitte des Bischofs Leander das Buch des seligen Job in sittlichem Sinne und erklärte, wie aus überquellendem Strom, die ganze Geschichte dieses Propheten mit glänzender Beredsamkeit in dreißig Büchern. Wie viele heiligen Geheimnisse aber darin eröffnet werden, wie viele Sittengesetze zur Liebe des ewigen Lebens darin enthalten sind, und wie wundersame Beredsamkeit darin erglänzt: dieß vermag kein Weiser zu erklären; und wenn auch alle seine Glieder in Zungen sich umwandelten.« Diesem Zeugnisse des heiligen Isidorus stimmen Johannes der Diaconus, Ado,

Honorius, Trithemius und Andere in nicht minder kräftigen Ausdrücken bei.

Diese unübertrefflichen Sittenbücher, die der Heilige, wie gesagt, auf die Bitte des heiligen Leander, Bischofs von Sevilla verfaßt hatte, brachte dieser heilige Bischof mit sich in seine Kirche nach Spanien. Nach seinem und des heiligen Isidors Tode aber, der im Bisthum ihm nachfolgte, gingen solche durch die Nachlässigkeit Derjenigen verloren, die nach diesen heiligen Bischöfen kamen; so daß in ganz Spanien sich keine Abschrift derselben vorfand.

Nach einigen Jahren aber ließ Cindesindo, König von Spanien, zu Toledo ein Concilium von dreißig Bischöfen berufen, und sandte den Bischof von Saragossa, Namens Tagio, nach Rom, gab ihm ein Schreiben an den Papst mit und beauftragte ihn, allen Fleiß aufzubieten, die besagten Bücher wiederzufinden. Und es erwählte der König diesen Prälaten, weil er großes Vertrauen auf seine Einsichten, auf seine Frömmigkeit und auf seine Liebe zu den heiligen Wissenschaften setzte.

Es begab sich also dieser Bischof nach Rom und überreichte das Schreiben und die Geschenke, die der König ihm für den Papst mitgegeben hatte. Da er aber sah, daß man mit der Sache von einem Tage zum andern zögerte, und wegen der Menge der Bücher und Schriften, die im Archiv aufbewahrt wurden, sich entschuldigte, und allerlei Schwierigkeiten vorwendete, diese Sittenbücher unter einer

so zahllosen Menge Schriften herauszufinden, bat er um die Erlaubniß, eine ganze Nacht in der Kirche zum heiligen Petrus im Gebet zu durchwachen; was ihm gern bewilliget ward.

Während er nun vor dem Altar auf den Knien lag und in inbrünstigem Gebet zum Herrn flehte, seine Angelegenheit zu einem guten Ausgang zu führen, sah er um Mitternacht die ganze Kirche urplötzlich von großem Glanze erleuchtet; und es traten in die Kirche eine große Anzahl Männer von ehrwürdigem Angesichte, weiß gekleidet, die je zwei und zwei nach einander gegen den Altar des heiligen Petrus hinwandelten. Über diesen Anblick erstaunt und erschrocken, wagte Tagio es nicht, von dem Orte sich zu rühren, wo er sich befand; als zwei aus der Gesellschaft die Prozession verließen und auf ihn zukamen. Und Einer aus ihnen begrüßte ihn sehr freundlich, fragte ihn wer er sei, von wannen er gekommen, in welcher Absicht er sich hierher begeben habe und warum er zu so ungewöhnlicher Stunde im Gebet anhielte. Der Bischof aber beantwortete diese Fragen der Ordnung nach, erklärte ihm die Ursache seiner Reise und seines Gebetes. Da sprach Jener: Siehst du dort jenen Schrein? — In demselben befinden sich die Bücher, die du suchest.

Bei diesen Worten faßte der Bischof sich ein Herz und sprach: Ich bitte Euch, Herr, wollet mir doch sagen, wer Ihr seid und wer Diejenigen sind, die eine so würdige Prozession halten? — Jener aber erwiederte: Die Beiden, die vor allen Andern

einhergehen und einander bei der Hand halten, sind die seligen Apostel Petrus und Paulus; Jene aber, die ihnen paarweise folgen, sind ihre Nachfolger auf dem heiligen Stuhle zu Rom; und sie gehen genau in der Ordnung in welcher sie einander in der Zeit nachfolgten, als sie noch auf Erden lebten. So wie sie aber diese ihre Kirche im Leben liebten, lieben sie dieselbe auch nach ihrem Tode und besuchen solche oft. Da fügte der Bischof noch die Frage bei und sprach: Ich bitte euch, Herr, wollet mir doch euern Namen offenbaren! Der Andere aber sprach: Ich bin Gregorius, dessen Bücher du mit so großer Mühe und Ungemach zu suchen kamst, und ich bin dir erschienen, damit du erlangtest was du begehrtest und dich im Herrn erfreutest. Und hierauf vereinte er sich abermal sammt seinem Gefährten mit den Übrigen; die, als sie zu dem Altar des heiligen Petrus kamen das Haupt neigten, und in der nämlichen Ordnung, wie sie gekommen waren, sich abermal zur Kirchenpforte hinaus begaben.

Am folgenden Morgen erzählte der Bischof dem Papste dieß Gesicht der Ordnung nach; und da nun die Sittenbücher des heiligen Gregorius auf solche Weise gefunden waren, ließ er eine Abschrift davon nehmen und kehrte damit nach Spanien zurück. Von dieser Zeit an pflegt man diese Erzählung an die Spitze der Sittenbücher des heiligen Gregorius zu setzen, aus welchen wir solche hier aufgenommen haben. Baronius erzählt diese Geschichte um das Jahr 649; wo der heilige Martinus I. Papst war und

sagt, die Urschrift, worin solche erzählt wird, befinde sich im Anhang zu dem siebenten Concilium zu Toledo, und jener König von Spanien heiße Chindasvuindo.

7.

Von dem Grabmahl, das dem heiligen Beda errichtet ward; und warum dieser heilige Kirchenvater gewöhnlich nur Beda der Ehrwürdige genannt ward.

Diesem heiligen Mönch und ehrwürdigen Priester ward nach seinem Tode eine Grabschrift gesetzt, die zwar allerdings fromm, doch in so äußerst mattem und unzierlichem Latein abgefaßt ist, daß man sich wundern muß, wie in seinem Kloster, wo doch Gelehrsamkeit aller Art blühte, Niemand sich fand, der bessere Verse hätte zusammenbringen können. Diese, eines so ausgezeichneten Gelehrten und so heiligen Mannes unwürdige Grabschrift lautet wie folgt:

Presbyter hic Beda quiescit, carne sepultus,
Dona, Christe, animam in coelis gaudere per aevum;
Daque illi Sophiae de briari fonte, cui jam
Suspiravit ovans, intento semper amore.

Hier, dem Fleische nach, ruht begraben Beda, der Priester;
Laß die Seele, o Christus, sich ewig im Himmel erfreuen;
Gib zu trinken ihm dort aus der vollen Quelle der Weisheit,
Nach der jauchzend er hier in beständiger Liebe sich sehnte.

Gewiß ist's, daß die Kirchen Englands das Fest dieses Heiligen, wiewohl an verschiedenen Tagen, einige nämlich am 13. Merz, andere am 29. October, andere am 26. Mai, die meisten aber am 27. desselben Monats feierten, unter welchem

Tage sein Name auch im römischen Martyrologium steht.

Daß aber dieß große Licht der Kirche gewöhnlich nur der Ehrwürdige genannt wird, will man aus wunderartigen Ereignissen herleiten, die man in der Lebensgeschichte liest, welche seinen Werken gewöhnlich vorgedruckt ist. Das erste derselben ist, daß Einer seiner Jünger auf seinem Grabmahl einen sogenannten Leoninischen Doppelvers anbringen wollte, der also anfing: Haec sunt in fossa. Diesen Vers auszufüllen folgte dann: Bedae sancti, oder Bedae presbyteri ossa. Da aber diese Worte nicht mit dem Sylbenmaß übereinstimmen wollten, und ihm kein anderes Wort einfiel, das den Vers gehörig ausfüllte, ward er der Sache überdrüßig und begab sich zu Bette, ohne den Vers zu vollenden. Als er aber am folgenden Morgen in aller Frühe sich abermal zu dem Grabmahl hinbegab, da stand der Vers von den Händen der Engel vollendet und lautete:

Haec sunt in fossa Bedae venerabilis ossa.

Dieß also wäre der erste Grund warum er Venerabilis, oder ehrwürdig genannt wird. Als zweiter Grund wird Folgendes angeführt. Da er durch sein hohes Alter bereits das Augenlicht verloren hatte, ward ihm, wenn er zu körperlicher Erholung ausging, ein Begleiter mitgegeben. Nun geschah es einmal, daß Derjenige, der ihn begleitete, ein loser Spötter war; der, als sie an einen Ort kamen wo eine große Menge Steine auf einander gethürmt

waren, zu ihm sprach, es sei hier viel Volkes versammelt, und sie harreten in tiefer Ehrfurcht schweigend, daß er sie durch eine geistliche Rede trösten möchte. Der Heilige aber ward bei dieser Nachricht vom Eifer des Geistes ergriffen und hielt eine wunderschöne und tief ergreifende Rede. Da er aber an das Ende derselben gekommen war, schloß er mit den Worten: Per omnia saecula saeculorum; worauf, durch ein unerhörtes Wunder, die Steine antworteten: Amen, venerabilis Beda! Und von dieser Zeit an, blieb ihm beständig dieser Name. Wir lassen diese Erzählungen, besonders diese letzte, auf sich beruhen, wiewohl wir nicht in Abrede stellen, daß eine außerordentliche Begebenheit diesem Heiligen den besagten Namen erwirkte; mit welchem er von den frühesten Zeiten an und gleich nach seinem Tode, ja sogar nach seiner Canonisation immer genannt ward.

8.

Wunderbares Ereigniß aus dem Leben des heiligen Germanus, Bischofs von Auxerre.

Surius erzählt unter dem 31. Julius von dem heiligen Germanus, Bischof von Auxerre, daß dieser heilige Prälat einst im strengsten Winter eine Reise machte, und am späten Abend einen Ort erreichte, wo er, müde von den Beschwerlichkeiten des Weges und erschöpft von dem Fasten jenes Tages, um eine Stätte sich umsah, daselbst die Nacht hindurch zu herbergen. Nun ersah er ein sehr elen-

des, halb zerstörtes, kleines Haus ohne Dach, worin seit undenklicher Zeit kein Mensch wohnte; woher denn auch, wie dieß in verlassenen Häusern der Fall zu seyn pflegt, Disteln, Brennesseln und anderes Unkraut daselbst überhand genommen hatte. Sicherer wäre es vielleicht gewesen, unter freiem Himmel als in dieser elenden Herberge zu übernachten; zumal, da zwei Männer des Ortes dem Heiligen sagten, das Haus sei, wegen des nächtlichen Lärms und der schauderhaften Gestalten und Gespenster, die daselbst erschienen, gänzlich unbewohnbar.

Indessen wollte der heilige Bischof dennoch daselbst übernachten und befahl sein weniges Gepäcke in eines der zerfallenen Zimmer zu bringen, woselbst er auch seine Leute ließ, die von dem kärglichen Vorrath, den sie mitgenommen, ein dürftiges Abendmahl hielten, während er, ohne irgend Speise zu berühren, mit einem Cleriker in ein anderes Zimmer sich begab, aus den heiligen Schriften sich vorlesen ließ und seine Seele mit dem Worte Gottes nährte.

Nach einiger Zeit begann er, da er wie gesagt von der Reise ermüdet und vom Fasten erschöpft war, einzuschlummern, und sieh, da erschien vor dem Anblick des Vorlesers ein furchtbares Gespenst und es ward ein Gerassel gehört, als ob die Steine eines Hauses über einander stürzten. Über diese Dinge erschrocken und von Todesangst durchdrungen, stieß der Cleriker einen lauten Schrei aus und

bat den Heiligen um Hilfe. Dieser erhob sich sogleich, rief den Namen Christi an und befahl mit ruhigem Gemüthe dem Gespenste, zu sagen, wer es sei, was es wolle, und was es hier zu thun habe. Die Schreckensgestalt aber antwortete mit demüthiger und flehender Stimme, sie sei der Schatten eines Verstorbenen, dessen Leichnam nebst dem eines Gefährten in diesem Hause und zwar unter den Trümmern unbestattet lägen, und sie beunruhigten Andere, weil auch sie selbst keiner Ruhe genössen. Und hierauf bat es den heiligen Bischof, ihm und seinem Gefährten durch sein Gebet und die Fürbitte der Kirche für die Verstorbenen zu Hilfe zu kommen.

Der heilige Germanus aber ward von der Noth dieser Seele tief innig gerührt, ergriff eine brennende Kerze und folgte dem Schatten bis an den Ort, wo die Gebeine der Verstorbenen lagen. Am folgenden Morgen ließ er nun den Schutt hinwegräumen, der dieselben bedeckte; und sie fanden daselbst die Gebeine und eiserne Ketten, mit welchen ihre Körper einst waren gefesselt gewesen. Und er ließ sie anständig auf dem Friedhofe bestatten, brachte das heilige Opfer und die gewöhnlichen Gebete der Kirche für sie dar; und von jener Stunde an war der Ort friedlich und ruhig; und niemals ließ sich mehr das geringste Geräusch an demselben hören.

Diese Geschichte wird etwas umständlicher in dem Leben des Heiligen selbst erzählt. Ähnliche Fälle aber und beinahe mit den nämlichen Umständen liest man bei verschiedenen glaubwürdigen Autoren; so

daß man auf den ersten Anblick glauben möchte, es sei die nämliche Geschichte, wiewohl es sich bald zeigt, daß es andere und verschiedene Ereignisse sind. So lesen wir bei Plinius, dem Jüngeren, ein ganz ähnliches Ereigniß, das er im 27. Schreiben des 7. Buches also erzählt.

Es war zu Athen ein großes und geräumiges, aber sehr verrufenes Haus. Mitten in der Nacht hörte man ein Geräusch, das immer näher und näher kam und wie ein Kettengerassel klirrte. Plötzlich erschien dann ein Gespenst, eine alte bleiche und abgezehrte Gestalt, mit langem Barte, schauerlichen Haaren, und Fesseln an Händen und Füßen, die es schüttelte und wodurch es den Inwohnern Angst und Schrecken einflößte; so daß sie dadurch schlaflos und krank wurden, worauf gewöhnlich der Tod folgte. Denn verschwand auch das Gespenst, so blieb dennoch das schauerliche Bild desselben der Einbildungskraft tief eingeprägt und ward ein Grund zu noch größerer Angst für die nächstfolgende Nacht.

Endlich ward das Haus verlassen, öde und diesem Ungethüm gänzlich preisgegeben. Indessen schrieb man dasselbe dennoch aus; ob etwa ein Unvorsichtiger, der nichts um die Sache wüßte, ein so großes Übel miethen oder kaufen möchte. Da kam Athenodorus, der Philosoph, nach Athen, las die Aufschrift; und, weil der Kaufschilling ihn allzu gering bedünkte, schöpfte er Verdacht, erkundigte sich, welche Bewandtniß es mit dem Hause habe, und nachdem er Alles genau erfahren, kaufte er dasselbe des-

sen ungeachtet, ja es war dieß ein Grund mehr für ihn, es zu kaufen.

Als es nun Abend geworden war, befahl er, man sollte im vordern Theile des Hauses ihm ein Bett aufschlagen, verlangte eine Schreibtafel, einen Griffel und Licht, schickte seine Leute ins Innere des Hauses, setzte sich dann, schrieb und harrte aufmerksam, damit er nicht, wenn er jenes Gerassel hörte, von plötzlichem und eitlem Schrecken ergriffen würde. In der Stille der Mitternacht endlich regte sich's, er hörte fernes Geklirre und Kettengerassel; horchte auf, heftete die Blicke in die Gegend, woher dasselbe kam und faßte sich ruhig, um zu sehen was geschehen würde.

Nun nahm der Lärm überhand, es kam immer näher, kam bis zur Thür, trat selbst in das Gemach, und plötzlich sah er das Gespenst, wie man dasselbe ihm geschildert hatte, welches stehen blieb und ihm mit dem Finger winkte, gleich als ob es ihm riefe. Er aber gab ihm ein Zeichen, es sollte noch etwas verziehen, und fuhr fort zu schreiben. Da schüttelte das Gespenst die Ketten noch fürchterlicher; er blickte dasselbe abermal an; und es winkte ihm aufs neue. Nun griff er ohne längere Zögerung zum Lichte und folgte ihm. Es ging aber dasselbe mit ernstem Schritte, gleich als ob es schwer an den Ketten zu tragen hätte, lenkte in die Hausflur ein, versank und verschwand plötzlich, und ließ ihn mit dem Lichte allein. Da rupfte er in Eile Gras und suchte Blätter zusammen, die er auf die Stelle leg-

te, wo das Gespenst verschwunden war, damit er solche bei Tage wieder erkännte. Am folgenden Morgen aber zeigte er die Sache der Obrigkeit an und ermahnte sie, jenen Ort aufgraben zu lassen. Als sie nun dort gruben, fanden sie Gebeine in Ketten verschlungen und Reste einer verwitterten Leiche; dieß alles sammelten sie; und als sie solche nach öffentlichem Gebrauche bestattet hatten, hörte jener Spuck für immer auf.

Auch Plutarch erzählt in seinem Werke: Paralata, mehrere ähnliche Fälle, die bei den Römern und Griechen sich ergaben, und die aller Aufmerksamkeit würdig sind.

9.

Geschichte der Heuschrecken, die auf wunderbare Weise durch das Gebet der Litanei vertrieben wurden.

Franz Alvarez ein heiliger Priester und Capellan des Königs von Portugall erzählt, daß zur Zeit, wo er bei der Präfectur von Matzada im Königreich Barnagasso in Äthiopien war, das unter der Oberherrschaft des Prestejannes steht, die Heuschrecken von Zeit zu Zeit in so ungeheurer Menge zu kommen pflegten, daß sie alle Saaten, alle Früchte und alle Blätter der Bäume gänzlich auffraßen. Das Heer derselben war so überaus groß, daß sie gleich den dichtesten Wolken die Sonne verdunkelten und eine finstere Nacht auf der Erde verbreiteten. Kämen diese Heuschrecken jedes Jahr in dieß Reich, spricht er, so geriethen, wiewohl das Land zu den

fruchtbarsten gehört, die Inwohner in die bitterste Noth und litten gänzlichen Mangel an allen Dingen. Doch es ordnete die göttliche Vorsehung die Dinge also, daß sie bald in dieses bald in jenes Land des Königreiches ziehen, und nur von Zeit zu Zeit in die Gegenden zurückkehren, wo sie früher erschienen waren.

Das Zeichen ihrer Ankunft ist die Blässe der Sonne, die immer vorangeht, und auch der gelbe Wiederschein derselben, den man auf der Erde wahrnimmt; denn diese Thiere sind gelb, und kommen an Größe den europäischen ziemlich gleich. Sehen die Inwohner des Landes diese Vorzeichen, dann werden sie so betroffen, so niedergeschlagen und traurig, daß sie mehr athmenden Leichen als Menschen ähnlich sehen. Ich selbst, spricht dieser Autor, sah diese Geißel Gottes dreimal; und als ich mich zu Barna aufhielt, hörte ich oft erzählen, die Heuschrecken hätten dieses oder jenes Land zerstört.

Als sie zu uns kamen, und wir die Sonne erbleichen und die gelbe Farbe der Luft sahen, da ergriff uns schwere Traurigkeit und Angst; und am folgenden Tage kamen sie im Anzuge so dichter Wolken, daß sie, wie hernach beobachtet ward, das Land auf hundert zwanzig Meilen bedeckten. Da nun die Vorzeichen dieser Geißel begonnen hatten, kamen die Priester und das Volk zu mir und baten mich um Rath und Hilfe in so großer Noth. Ich aber sagte ihnen, wir müßten unsre Zuflucht zu Gott und zu geistlichen Mitteln nehmen, und die göttli-

che Barmherzigkeit demüthig anrufen, von so schwerem Übel uns zu befreien. Ich that ihnen also den Vorschlag, in dieser Absicht eine andächtige Prozession abzuhalten. Dieß gefiel Allen höchlich, und die Prozession wurde für den folgenden Tag festgesetzt. Es kam das Volk mit den Priestern, welchen das Kreuz vorangetragen ward; und die Priester selbst trugen den geheiligten Stein des Altars; wie dieß in diesem Lande bei ähnlichen Feierlichkeiten üblich ist. Es fanden sich bei dieser Prozession auch die Portugiesen ein, welche den Gesang der Litanei anstimmten; und auf das Kyrie eleison antworteten die Eingeborenen des Landes in ihrer Sprache: Zio marinas Christos, Christe, erbarme dich unser!

Auf diese Weise gingen wir dann fünf Meilen weit vor unsre Wohnungen auf das Feld hinaus; und da sagte ich, sie sollten mir einige dieser Heuschrecken bringen. Diese beschwor ich dann nach kirchlichem Gebrauche; und befahl ihnen, daß sie binnen drei Stunden das Land räumen und sich entweder in das Meer stürzen oder auf die Gebirge oder in die Wildnisse sich entfernen sollten; ohne den Gütern der Christen, noch dem Getreide und den Saaten irgend Schaden zu thun; kämen sie aber diesem Befehle von Gotteswegen nicht nach, so sollten sie den Vögeln zur Beute werden, die sie auffressen, und den Sturmwinden, die sie zerstreuen und tödten würden. Und hierauf ließen wir diese Heuschrecken dahin fliegen, wo das Heer der übrigen sich befand.

Und es gefiel der göttlichen Barmherzigkeit,

unser Gebet zu erhören. Denn während wir in der nämlichen Ordnung, in welcher wir ausgegangen waren, zur Stadt zurückkehrten, fingen die Heuschrecken an, sich zu erheben und flogen mit solchem Ungestüm dem Meere zu, daß sie uns Haupt und Schultern gleich einem gewaltigen Hagel bestreiften, und stürzten sich ins Meer. Die Frauen, Kinder und alle die zu Hause geblieben waren, stiegen auf die Dächer, diese plötzliche und wunderartige Abreise der Heuschrecken zu sehen, riefen mit lauter Stimme aus und dankten Gott für die so große Gnade ihrer Flucht.

Hierauf folgte ein schwerer Regenguß und ein gewaltiges Ungewitter, das sie vollends alle niederschlug und aufrieb; so daß, als dieß böse Wetter aufgehört hatte, alle Gräben und ein großer Theil der Ebene voll der Leichen dieser Thiere waren, die an manchen Orten bis zehn Schuh hoch auf einander lagen. Niemand war, der dieß nicht als eine Wohlthat der göttlichen Barmherzigkeit erkannt hätte, drei Mönche des Landes ausgenommen, die von der Häresie angesteckt waren und sagten, es sei dieß durch Zauberei oder durch die Wirkung des bösen Geistes geschehen.

10.

Von dem Berge Monserrat und von einem Bilde unsrer Lieben Frau, das daselbst verehrt wird.

Der Berg Monserrat in Spanien gehört fürwahr zu den Naturwundern dieses Landes, beson-

ders wegen seiner großen Höhe; denn er ragt hoch über alle Berge und Felsen, die ihn rings umgeben, und bedünkt Diejenigen, die ihn von fern sehen, eine ungeheure Vestung mit himmelhohen Thürmen auf einem Berge. Die höchste Spitze desselben ragt hoch in die Wolken hinauf, und wer von dort herab sieht, glaubt alle Felsen, Berge und Hügel rings umher seien eine einfache Ebene ohne Erhöhungen. Der Berg selbst ist rauh und steil und voll zackiger Riffe; und ist man auf die Anhöhe gekommen und glaubt den Gipfel erstiegen zu haben, dann sieht man erst den eigentlichen Gipfel, der ohne Vergleich höher ist, und den man nur auf hölzernen Leitern erklimmen kann, die hin und wieder angebracht sind.

Wer den Berg aus der Ferne sieht, den bedünkt solcher außerordentlich rauh; dennoch hat die menschliche Kunst denselben an manchen Stellen angebaut, und man sieht darauf schöne grüne Bäume, die das Auge ergetzen und sehr freundlichen Schatten den Wanderern gewähren, die daselbst von der Mühe des Weges ausruhen und sich erquicken. Man sagt, ein gutes Auge sehe bei heiterm Himmel und wenn die Luft nicht mit Wolken beschwert ist, von der höchsten Spitze des Berges die Inseln Majorca und Minorca, die sechzig deutsche Meilen davon entfernt sind. Am Fuße des Berges fließt ein Fluß, in der Landessprache Lobregat genannt, den aber Ptolomäus Rubricatum nennt, welcher Name wegen des rothen Sandes ihm füglich gebührt, über welchen er fließt und der seinem Gewässer eine rothe Farbe

gibt. Doch gewährt dieser Fluß dem Lande wenig Nutzen, da er im Winter übermäßig anschwillt, im Sommer aber, wo die Umgegend des Wassers am meisten bedürfte, beinahe gänzlich ausgetrocknet ist.

Was die Kirche und das Kloster betrifft, die auf diesem Berge stehen, wird der Ursprung derselben auf folgende Weise berichtet. Im Jahr 880, als Gottfried III. Graf von Catalonien war, bemerkten einige Hirten, die auf dem Berge ihr Vieh weideten, daß an den Sonnabenden Nachmittags von einer gewissen Gegend des Berges ein großes Licht herabstiege, und daß daselbst eine wunderliebliche Musik ertönte. Da nun die jungen Hirten dieß mehrere Male gesehen und gehört hatten, erzählten sie es ihren Ältern; diese aber gingen hin, die Sache mit eigenen Augen zu sehen; und als sie von der Wahrheit der Aussage sich überzeugt hatten, hinterbrachten sie die Kunde dieses Ereignisses dem Pfarrer des Ortes und dem Bischof von Manresa, der mit seinem Clerus sich auf den Weg begab, die Stätte zu besuchen. Sie gelangten unter der Führung der Hirten und mittels eines sehr lieblichen Geruches, der von dem Felsen ausging, bald an den Ort, fanden daselbst eine Höhle, und in der Höhle ein Bild der allerseligsten Jungfrau, das der Bischof nach Manresa tragen wollte. Doch es war nicht der Wille Gottes, daß das Bild an einen andern Ort sollte gebracht werden; denn als sie Prozessionsweise bis an die Stelle gekommen waren, wo nun die Kirche und das Kloster steht, war es nicht mög-

lich, das Bild weiter zu bringen, und sie fühlten sich durch übernatürliche Kraft gezwungen, solches daselbst zu lassen. Bei diesem offenbaren Wunder that der Bischof das Gelübde, eine Kirche und ein Kloster an dem Orte zu erbauen; was er auch ausführte. Dieß Kloster liegt auf der Mitte des Berges unter einem überaus hohen und unersteiglichen Felsenriff, der darüber hervorhängt und demselben den Einsturz zu drohen scheint; wie es denn vor einigen Jahren nicht bei der bloßen Drohung bewendet blieb; da wirklich ein Felsenstück sich von dort losriß, durch das Dach des Krankenzimmers hindurch schlug und einige Kranken erschlug, die daselbst lagen.

Die Kirche selbst ist nicht groß, und etwas dunkel; alle Wände derselben sind mit Votivtafeln behängt, und vor dem Gnadenbilde brennen über neunzig silberne Lampen. Das Bild unsrer Lieben Frau ist bräunlich, aber sehr majestätisch, und flößt große Ehrfurcht und Andacht ein. Hin und wieder auf dem Berge sind zwölf Einsiedeleien unter den Felsen angebracht, die gleich Schwalbennestern an diesen Riffen hängen; und von welchen man glauben möchte, der leichteste Wind könne solche umwerfen. Geht man aber in diese Hütten ein, so findet man daselbst mehrere Gemächer, einen kleinen Hof, einen Garten, eine Capelle, ein Speisezimmer, ein Schlafzimmer, ein Studierzimmer und alle Bequemlichkeiten, deren ein Einsiedler zu seinem Gebrauche bedarf. Überhaupt ist dieser Berg sehr für Solche geeignet, die ein zurückgezogenes, ruhiges und ein-

sames Leben lieben; denn kein Geräusch, kein Lärm ertönt daselbst; noch findet sich auch irgend etwas, das ein frommes Gemüth im Gebet und in der Betrachtung göttlicher Dinge stören könnte; den Gesang der Vögel allein ausgenommen; die jedoch so zahm sind, daß sie in die Zellen der Eremiten fliegen und aus ihren Händen Speise nehmen. Von den Gnaden und Wundern aber, die der Herr auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, ihren frommen Verehrern daselbst erwies, wurden ganze Bände geschrieben, auf die wir andächtige Leser verweisen.

11.

Von dem wunderbaren Kreuze zu Caravaca in Spanien.

Der berühmte und gelehrte Jesuit Gretserus erzählt in seinem Buche vom heiligen Kreuze eine sehr wunderbare Geschichte von dem Kreuze zu Caravaca, die er aus der Handschrift eines Spaniers entnahm und in dem besagten lateinischen Werke der übrigen Welt kund gab; da diese Geschichte bis dahin außer in Spanien wenig bekannt war.

Caravaca ist eine Stadt, die mitten im Königreiche Murcia in Spanien, auf einem etwas rauhen Berge liegt und dem Ritterorden Sanct Jago angehört. Diese Stadt hat eine sehr starke Vestung, die wohl bewacht wird, und unter welcher sich viele Felsenhöhlen befinden, die zu den Zeiten der Mauren als Gefängnisse dienten, die christlichen Sclaven darin zu verschließen, auf die sie ohne Unterlaß ausgingen.

Nun geschah es einmal, daß der König der Mauren sich in jenes Schloß begab und die christlichen Sclaven sich vorführen ließ, die in den Felsenhöhlen eingesperrt waren. Als er aber sah, wie übel sie behandelt und wie bleich und abgezehrt sie waren, konnte er des Mitleids über ihren elenden Stand sich nicht erwehren; und er befahl, daß man sie künftig nicht mehr in diese Höhlen einsperren sollte. Überdieß befragte er jeden Einzelnen sehr gütig über sein Vaterland, seine Ältern und über die Kunst oder das Handwerk, das er erlernt habe, und gab Befehl, man sollte sie je nach ihren Kenntnissen und Künsten zum Nutzen des Staates verwenden, und auf solche Weise ihr Unglück mildern, damit sie ruhiger und zufriedener lebten.

Unter den Übrigen aber, die dem König vorgeführt wurden, befand sich auch ein Priester, der, als er um seine Kunst ihn befragte, ihm sagte, er sei ein Priester der Christen, und sein Stand übertreffe an Erhabenheit jede andere, sogar die königliche Würde. Da bezeigte der König ihm das Verlangen, daß er sein priesterliches Amt in seiner Gegenwart ausübte; und befahl ihm das Opfer nach dem Ritus und den Gebräuchen der Kirche zu feiern. Der Priester entschuldigte sich, daß es ihm an allem dazu Erforderlichen fehle; der König aber sandte auf der Stelle in den nächsten christlichen Ort, und ließ Alles herbeibringen was der Priester ihm als nothwendig angezeigt hatte.

Sobald nun die heiligen Gefäße und Gewande

herbei gebracht waren, ward ein Altar aufgerichtet und der geheiligte Stein darauf gelegt; auch kleidete der Priester sich an und wollte eben das heilige Opfer beginnen, als er wahrnahm, daß das Kreuz auf dem Altare fehlte, das dem heiligen Gebrauche gemäß daselbst aufgestellt seyn mußte; und zwar an jenem Tage um so weniger fehlen durfte, als es gerade der dritte Mai war, an welchem das Fest der Kreuzeserfindung in der Kirche begangen wird. Da nun der Priester einige Augenblicke nachdachte, was er thun sollte und der König ihn um die Ursache dieser Zögerung befragte, sagte er ihm diese Gründe an und bat um Entschuldigung. Doch sieh, in demselben Augenblicke öffnete sich das Gewölbe, unter welchem der Altar stand, und es erschienen in großem Glanze zwei Engel, die ein zwei Spannen langes, hölzernes Cruzifix trugen, und dasselbe auf den Altar niederstellten.

Über den Anblick dieses Wunders entsetzte sich der maurische König und sein ganzer Hof; die Christen aber, die zugegen waren, dankten dem Herrn für eine so wunderbare Gnade, brachen in Thränen der Andacht aus, schlugen an die Brust, und bezeigten mit lauter Stimme ihr Erstaunen und ihre Freude. Der König und sein Hof konnten einem so großen und so erstaunlichen Wunder nicht widerstehen; er bekehrte sich zum Christenthum, empfing die heilige Taufe, schenkte allen Christensclaven die Freiheit und erbaute in der Veste selbst eine Capelle, worin dieß wunderbare, vom Himmel gesandte

Kreuz aufbewahrt und mit gebührender Ehrfurcht und Andacht verehrt wurde. Dieß Kreuz befindet sich daselbst noch bis auf den heutigen Tag und wird unter drei Schlüsseln verwahrt; von welchen der eine bei dem Castellan der Veste, der andere bei dem Domprobst, der dritte bei der Landesregierung von Caravaca hinterlegt ist.

Zu beständigem Andenken an dieß Wunder wird jedes Jahr am dritten Mai eine feierliche Prozession abgehalten, zu welcher zahllose Pilger, und sogar solche hinzuströmen, deren Heimath fern von Spanien liegt. Diese Prozession wandelt zu einem Quell, der durch sein reichliches Gewässer einen Teich bildet, welcher mit einem eisernen Gitter umgeben ist. In diesen Teich wird dann das Cruzifix gesenkt, um durch seine Berührung das Wasser zu weihen, von welchem hierauf den Kranken zu trinken gebracht wird, und das auch zu anderm Gebrauche dient. Da das Capitel und die Geistlichkeit es mehrmals versucht hatten, dieses Kreuzes habhaft zu werden, um es in der Domkirche zu öffentlicher Verehrung aufzustellen, wird vor der Prozession immer ein schwerer Eid von dem Klerus gefordert, daß sie nach der Prozession dasselbe getreu zurückstellen. Als ein denkwürdiges und wunderbares Zeichen wird auch bemerkt, daß dieß Kreuz, das bereits so viele Jahrhunderte zählt, nicht das geringste Merkmal einer Versehrung, Veralterung oder irgend einer Beschädigung an sich hat, sondern so

ganz neu und unversehrt ist, als ob es eben aus den Händen des Künstlers hervorgegangen wäre.

12.

Von einigen Heiligen und Frommen, die durch besondern Schutz der göttlichen Vorsehung vor dem Einsturz der Häuser bewahrt wurden.

Die Geschichte erzählt uns mancherlei Beispiele von Personen, die durch die Mahnung des heiligen Schutzengels oder durch andern besondern Schutz der göttlichen Vorsehung aus der augenscheinlichen Gefahr errettet wurden, von dem Einsturz eines Hauses oder des Daches und der Mauern erschlagen zu werden. So lesen wir in dem Leben des heiligen Polycarpus, daß er einst in einer kleinen Herberge ankam, wo er von der langen Reise ermüdet, nach einem dürftigen Abendessen, sich zur Ruhe niederlegte, und plötzlich bei seinem Namen gerufen ward. »Was ist's?« erwiederte er. Die Stimme aber sprach: »Steh in Eile auf und entferne dich aus diesem Gasthause; denn es wird nicht lange währen, so stürzt das ganze Gebäude zusammen.« — Der Heilige stand alsbald auf, weckte seinen Diacon und Reisegefährten, der eben im ersten Schlafe begriffen war und sich verwunderte, daß der Bischof ihm zu so ungelegener Zeit rief und befahl, sich auf den Weg zu machen. Er antwortete ihm also: »Wohin, heiliger Vater, sollen wir denn nun gehen? Ihr übernachtet beständig in der Betrachtung der

heiligen Schrift; und daher kommt's, daß kein Schlaf in eure Augen kommt.«

Nach diesen Worten schlief er abermal ein; und zwar so fest, daß der Heilige aufs Neue von dem Engel ermahnt, ihn drängte, aufzustehen, weil das Haus einstürzen würde. Doch der arme Diacon, der das Bedürfniß nach Ruhe fühlte, gab ihm zur Antwort: »Ich vertraue auf den Herrn, Er werde den Einsturz dieses Hauses nicht zulassen, so lange Ihr darin seid.« Es erwiederte aber der Heilige: »Auch ich vertraue auf den Herrn, doch vertraue ich diesen Mauern nicht.« Dessen ungeachtet stand der ganz schlaftrunkene Gefährte nicht auf, bis auch er von dem Engel gewarnt und wegen seiner Säumigkeit zurechtgewiesen ward; worauf er sich endlich erhob und mit dem heiligen Polycarpus aus dem Hause ging. Sie hatten sich aber kaum wenige Schritte entfernt, als das Haus krachend zusammen stürzte und Alle erschlug, die sich darin befanden.

Da erhob der Heilige seine Stimme und dankte Gott in folgenden Worten: »Herr, allmächtiger Gott, Vater deines gebenedeiten Sohnes Jesu Christi, der du die Zerstörung Ninive's durch deinen großen Propheten Jonas vorherverkündet und den Bewohnern derselben verliehen hast, dieser schweren Gefahr zu entkommen, ich lobe und preise Dich wahrhaft und aus ganzem Herzen, der Du durch deinen Engel diese so augenscheinliche Gefahr uns vorhergesagt und solche von uns abgewendet hast!«

Ein ganz ähnliches Ereigniß erzählt Surius im

Leben der heiligen Austreberda, die als Äbtissinn einem Kloster vorstand. Im Anbeginn der Faste hörte um Mitternacht Eine der Nonnen eine Stimme, die zu ihr sprach: »Steh auf, laufe eilig zur Äbtissinn und sage ihr, daß sie aufstehe, die Nonnen wecken und im Chor zur Mette versammeln lasse.« Die Nonne jedoch, vom Schlafe schwer bedrängt, rührte sich nicht; ja es rief ihr die Stimme auch das zweite Mal vergeblich; bis sie endlich zum dritten Male nicht nur geweckt, sondern auch zurechtgewiesen ward; worauf sie dann der Stimme des Himmels gehorchte und in Eile zur Äbtissinn lief, ihr genau berichtete was geschehen war, und hierauf selbst das Zeichen zur Versammlung im Chor gab, wo auch alle Nonnen sich weit schneller einfanden als sie sonst zu thun pflegten. Kaum aber hatten sie den ersten Psalm angefangen, da stürzte die Decke des Schlafzimmers ein, und alle Klosterjungfrauen waren gerettet; ja auch zwei kleine Mädchen die daselbst schliefen, blieben unbeschädigt; und das eine ward unter einem Tische, das andere unter der Wölbung eines Fensters lebendig und gesund gefunden.

Rugier von Hoveden erzählt deßgleichen in seinen Jahrbüchern um das Jahr 1117, es seien zu Mailand unter einem Thurm mehrere Edelleute versammelt gewesen und hätten sich über Angelegenheiten der Staatsverwaltung besprochen, als plötzlich Einer aus ihnen eine Stimme hörte, die ihn ermahnte und dringend bat, das Gemach, worin er

sich befand, eilig zu verlassen. Da aber der Gerufene sich nicht von der Stelle rührte, trat Jemand in das Zimmer ein, der ihn aufs neue bat, und es auch von ihm erhielt, daß er den Ort alsbald verließ; kaum aber war er draußen, so fiel der Thurm ein, und alle die daselbst versammelt waren, wurden eine Beute des Todes.

Dem heiligen Franciscus Borgia geschah es einst, daß er mit Sverus Vega, dem Sohne eines spanischen Präsidenten reiste. Da sie nun beide in einem Gasthause angekommen waren und sich ein wenig beim Feuer erwärmt hatten, sonderte der heilige Franciscus, seiner Gewohnheit gemäß sich ab, um zu beten, indeß Vega beim Feuer sitzen blieb. Plötzlich aber trat der Heilige ein und sprach: »Fliehen wir in Eile, denn wir schweben in größter Gefahr!« Kaum hatten sie das Haus verlassen, so fiel das Dach ein und hätte alle erschlagen, wofern nicht der Heilige sie bei Zeiten ermahnt hätte.

Zu Lissabon hörte im Jahre 1496 ein sehr gottesfürchtiger und der Andacht gegen die allerseligste Jungfrau sehr ergebener Priester, als er ruhig in seinem Bette schlief, eine Stimme, die ihn beim Namen rief und sprach: »Steh auf, mein Sohn, und geh hinaus aus dieser Kammer!« Anfangs achtete er dieses Rufes nicht, doch besann er sich bald; dachte, es könne irgend Gefahr drohen; stand auf und ging ins Freie; und alsbald stürzte das Dach ein; er aber dankte dem Herrn mit freudigem Herzen für seine Errettung.

Paulinus und Baronius erzählen im Leben des heiligen Ambrosius, daß dieser heilige Bischof, nachdem er seine Kirche einige Jahre regiert hatte, sich in der Nothwendigkeit befand, eine Reise nach Rom zu thun. Auf dieser Reise nun kehrte der Heilige bei einem sehr reichen und an allen Dingen wohlbegüterten Manne zur Herberge ein. Der heilige Bischof befragte ihn, wie es ihm, seinen Kindern und seinem ganzen Hause erginge. Jener aber antwortete ihm mit großer Fröhlichkeit und fing an seinen ganzen Wohlstand aus einander zu setzen; sagte auch, er genösse der trefflichsten Gesundheit, sei in seinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal krank gewesen, und besitze so großen Reichthum und dabei eine so vollkommne Glückseligkeit, daß er niemals die geringste Widerwärtigkeit noch irgend Schmerz, Kummer und Verdruß erfahren habe.

Als der heilige Prälat diese Antwort vernahm, da gedachte er jener Worte, die Job von den Sündern spricht: »Sie bringen ihre Tage in Wohlleben zu, und fahren in Einem Augenblick zur Hölle hinab.« (Job 21.) Und wie durch göttliche Eingebung sprach er zu seinen Reisegefährten: »Gehen wir eilig fort von hier, daß der Zorn Gottes uns nicht treffe, der über diesem Hause schwebt!« Und sie begaben sich hinaus, und kurz darauf stürzte das Haus ein und erschlug den Hausherrn sammt allen, die daselbst sich befanden.

Diesen Artikel zu schließen, wollen wir hier zur Erheiterung des Lesers noch den Inhalt eines Sinn-

gedichtes anführen, das im ersten Buche der griechischen Antologie sich befindet und einen wichtigen Sinn birgt. Ein berüchtigter Raubmörder schlief unter einer baufälligen Mauer unfern eines Götzentempels. Da warnte ihn der Gott Serapis, und sagte ihm, er sollte sich alsogleich hinweg begeben, damit er nicht unter den Trümmern begraben würde. Er gehorchte und plötzlich fiel die Mauer ein. Da brachte der Räuber dem Gott ein Opfer zur Danksagung für so große Wohlthat; doch Apis erschien ihm abermal im Traume und sagte ihm, er habe ihn nicht in der Absicht befreit, ihm eine Wohlthat zu erweisen, sondern damit er zu einem, um so peinlicheren und schmählicheren Tode, nämlich zum Kreuze aufbewahrt würde, das er für seine Verbrechen verdiene.

13.

Auf wie wunderbare Weise der heilige Kaiser Heinrich von Steinschmerzen befreit ward.

Leo von Ostia, den Baronius in seinen Annalen um das Jahr 1022 anführt, erzählt von dem heiligen Kaiser Heinrich, daß derselbe an Seitenstechen und überaus großen Steinschmerzen litt. Da er nun Kaiser geworden war, begab er sich nach Italien, um die Länder wieder zu gewinnen, die dem Reiche waren entfremdet worden, oder im Besitz Solcher waren, welche sie ungerechter Weise an sich gerissen hatten. Indessen aber nahm sein Leiden immer mehr überhand, und da keine menschliche

Hilfe etwas verfangen wollte, ging er auf den Berg Cassino, wo er den Beistand des heiligen Benedictus und der heiligen Scholastica inbrünstig anrief, damit er durch ihre Fürbitte von dieser schmerzlichen Krankheit geheilt würde.

Während er aber vor dem Altar dieser Heiligen auf den Knien lag, befiel ihn ein Zweifel, ob dieß wohl auch die wirklichen Reliquien des heiligen Benedictus wären; oder aber ob solche, wie dieß zuweilen zu geschehen pflegt, anders wohin wären übersetzt worden. Nichts desto minder hielt er inbrünstig im Gebete an, kehrte dann in die, für ihn zubereiteten Zimmer; und da er von der Reise sehr ermüdet war, begab er sich bei Zeiten zu Bette und schlief ein. Und sieh, da erschien der heilige Benedictus ihm im Traume, und hielt in der einen Hand ein scharfes Messer gleich jenen, mit welchen man den Steinschnitt vorzunehmen pflegt, und sprach zu ihm: Da du deine Hoffnung auf Gott und auf seine Heiligen setztest, ward ich von Ihm gesandt, von deinem Übel dich zu heilen. Ich bin Derjenige, an der Echtheit dessen Reliquien du zweifeltest. Doch sieh, zum Beweis, daß meine irdische Hülle wirklich hier ruht, will ich von deinen Leiden dich heilen. Und hierauf öffnete er mit jenem Eisen ihm die Seite, nahm den Stein heraus, der die Ursache seiner Schmerzen war, heilte dann die Wunde und legte ihm den Stein in die Hand, von welchem er ihn befreit hatte.

Da nun Heinrich erwachte, keinen Schmerz

mehr in der Seite fühlte und in seiner Hand den Stein sah, der ihn früher so furchtbar gepeiniget hatte, berief er seine Leibwächter und befahl ihnen, die Prälaten und Reichsfürsten zu berufen, die ihn begleiteten, damit er ihnen Kunde von der wunderbaren Heilung gäbe, die er durch die Hand des heiligen Benedictus erhalten hatte. Als sie aber gekommen waren, da lud er sie ein, den Herrn mit ihm zu loben und für eine so ausgezeichnete Wohlthat zu danken, und sprach: »Sehet, ich, der ich gestern dem Tode nahe war, erscheine nun durch Gottes Barmherzigkeit gesund vor euch und zeige euch hier sichtbar den Stachel des Todes, den ich gestern noch in meinem Leibe verschlossen trug!« Und nach diesen Worten zeigte er ihnen den Stein und die Narbe der Wunde, durch welche der Heilige denselben herausgeholt hatte, worüber alle in unaussprechliches Erstaunen geriethen und mit großer Freude Gott lobten, der durch seinen Heiligen ihrem geliebten, heiligen und tapfern Kaiser die Gesundheit zurückgegeben hatte.

Nach diesen Ausbrüchen der Freude und Dankbarkeit sprach Heinrich zu den Fürsten und Großen des Reiches: Was können wir nun thun, dem heiligen Benedictus für die so große Wohlthat, die wir aus seiner Hand empfingen, uns dankbar zu bezeigen? — Sie aber antworteten, es sei billig, etwas zu thun, das seiner königlichen Großmuth würdig wäre. Der Kaiser that dieß auch in reichlichem Maße, schenkte dem Kloster des Berges Cassino reiche Be-

sitzungen, goldene, mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückte Gefäße zum heiligen Dienste; löste überdieß einen prächtigen Altar aus, den das Kloster aus Noth für 500 Goldthaler verpfändet hatte, sandte ihnen auch von Deutschland aus die prächtigsten kirchlichen Ornate, und gewann eine so große Verehrung und Liebe zu dieser heiligen Stätte auf dem Berge Cassino, daß er den Vorsatz faßte, wofern Gott ihn länger am Leben ließe, die kaiserliche Würde niederzulegen und daselbst Mönch zu werden.

14.

Von einer andern wunderbaren Heilung eines Fürsten, der an Steinschmerzen litt.

Surius erzählt im Leben des heiligen Abtes Gerardus, daß Arnulph, Markgraf von Flandern, ein großer und sehr reicher Fürst, ganz außerordentlich an Steinschmerzen litt. Es kamen an seinem Hofe eine große Menge Ärzte zusammen, die ihm große Dinge verhießen und sich prahlten, sie seien in solchen Dingen sehr erfahren, und würden ihn auch ganz gewiß heilen, wofern er sich nur dem Schnitt unterwerfen wolle; denn dieß sei hier das einzige, aber sichere Mittel. Doch der Fürst, der für sein Leben fürchtete, weigerte sich, ihr Anerbieten und ihren Rath anzunehmen. Um ihn zu ermuthigen, der Operation sich zu unterwerfen, hatten sie bis achtzehn Menschen versammelt, die an derselben Krankheit litten, und dem Schnitt sich unterwarfen, den die Ärzte in seiner Gegenwart vornahmen. Auch

heilten sie dieselben glücklich, bis auf einen Einzigen, der an den Folgen der Operation starb; dieser Einzige aber ängstigte den Fürsten mehr als die siebenzehn Geheilten ihn ermuthigten; und er war nicht zu bewegen, dem Schnitt sich zu unterwerfen.

Endlich wendete er sich zu Gott und setzte sein ganzes Vertrauen auf Ihn, das er früher auf die Kunst und auf menschliche Erfindungen gesetzt hatte. Da er nun von dem großen Rufe der Heiligkeit des seligen Gerardus hörte, zumal aber, daß er einer blinden Frau das Gesicht zurückgegeben hatte, sandte er Einen der Seinigen zu ihm und ließ ihn demüthig und inständig bitten, er möchte es nicht verschmähen, ihn heimzusuchen. Der Heilige machte sich auch alsbald auf den Weg und der Fürst kam ihm entgegen und empfing ihn mit Zeichen der höchsten Verehrung.

Nach den ersten Begrüßungen nun klagte der Fürst ihm, an wie heftigen Schmerzen er litte, und bat ihn, bei Gott für ihn zu bitten und durch sein heiliges Gebet ihm die Gesundheit zu erflehen. Es antwortete ihm aber der Heilige, seine Tugend und seine Verdienste seien nicht solcher Art, daß von seinem Gebete eine so große Wirksamkeit sich hoffen ließe als er solche wünschte; und um derlei Gnaden zu erflehen, müsse man nicht an einen gewöhnlichen und unbedeutenden Menschen, sondern an Diener Gottes von vollendeter Heiligkeit sich wenden, oder vielmehr sein Gebet an jene Heiligen richten, die, von den Banden dieses Lebens gelöst, bereits in der

glorreichen Anschauung, der Gegenwart des Herrn genössen.

Doch der Markgraf ließ durch diese Erwiederung sich nicht beirren; sondern erneuerte seine Bitte und sprach: Mein Vater, Ihr suchet Ausflüchte, diese Gnade mir zu erzeigen; allein ich vertraue auf Gott, der Alles vermag, und auf eure Liebe; und bitte euch verziehet nicht länger, den Trost und die Hilfe mir zu spenden, die ich hoffe durch euer Gebet zu erhalten. Erbarmet Euch meiner, ich bitte Euch, und sehet meinen schmerzlichen und betrübten Zustand, worin ich einem Sterbenden ähnlicher als einem Lebenden bin.

Da antwortete der heilige Abt: damit es nicht den Anschein habe, als hättet Ihr umsonst ein Mittel von mir begehrt, will ich Euch sagen, was Euch zu thun geziemt: »Wirf deine Gedanken auf den Herrn!« Und da Ihr überschwenglichen Reichthum besitzet, so gebet einen Theil desselben als Almosen an die Armen; auf welche Weise Ihr vielleicht für die Sünden eures vergangenen Lebens genugthun möget; denn Leiden dieser Art sind oft nur Strafen für begangene Schulden. Habet Ihr aber auf solche Weise den Herrn versöhnt, dann möget Ihr Ihn um die Gnade der Gesundheit anflehen. — Sehr willkommen ist mir was Ihr mir da saget, sprach der Fürst; gern nehme ich euern Rath an, und wollte Gott, daß ich um solcher Werke willen, seine Gnade erlangen könnte! Sehet, zur Nachahmung des Zachäus im Evangelium »gebe ich die Hälfte meiner

Güter den Armen!« Und hierauf berief er seine vertrauten Verwalter und befahl ihnen, den Rath des heiligen Gottesmannes getreu in Erfüllung zu bringen.

Nachdem dieß geschehen war, kündigte der Diener Gottes ihm eine dreitägige, strenge Faste an, und er selbst fastete mit ihm, damit sie durch die Strenge dieser Enthaltsamkeit gereinigt, geeigneter wären, die heiligen Geheimnisse Christi zu empfangen. Nachdem sie nun diese Faste mit großer Andacht vollbracht und die Fürbitte der Heiligen unter Thränen angerufen hatten, umgürtete sich der Gottesmann mit göttlichen Waffen und feierte, wie er gewöhnlich pflegte, das heilige Opfer unter reichlichen Thränen. Als er nun die heilige Communion empfangen und dieselbe auch dem Markgrafen gereicht hatte, der sie mit sehnsüchtiger Andacht erwartete, empfand bald hierauf dieser Fürst einen unwiderstehlichen Drang, die Blase zu erleichtern. Und da entfernte er sich und ließ mit dem Wasser zugleich, ohne die mindeste Beschwerde auch den Stein, und fühlte sich plötzlich frei von dieser so schmerzlichen und so gefährlichen Krankheit. Wer aber schildert je das Lob und die Danksagungen, die er und alle die ihn liebten, Gott darbrachten; und die Verehrung, mit welcher sie den heiligen Abt betrachteten! Es verschmähte aber der heilige Gerardus allen Reichthum so sehr, daß er von einem großen Schatze Goldes, den der Fürst ihm anbot, nicht einen Heller, weder für sein eigenes noch für

andere arme Klöster annahm; doch übernahm er auf die Bitte Arnulphs, die nicht geringe Mühe, alle Klöster in Flandern zu bereisen und daselbst die geistliche und klösterliche Zucht wiederherzustellen.

15.

Von Heiligen, die an zwei Orten zugleich gesehen wurden.

Der selige Sulpitius Severus in einem Schreiben an seine Schwester Bassula, und der heilige Gregorius von Tours lib 1. Miraculorum S. Martini, erzählen, der heilige Ambrosius sei zu gleicher Zeit in Mailand und in Frankreich gesehen worden, woselbst er der Leichenfeier des heiligen Martinus beiwohnte. Wir führen hier die Sache mit den Worten des heiligen Gregorius an. »Um diese Zeit (nämlich als der heilige Martinus dieß sterbliche Leben verließ,) war der selige Ambrosius, dessen blühende Beredsamkeit die Welt mit Wohlgeruch erfüllte, Bischof zu Mailand. In dieser Kirche aber ward der Gebrauch beobachtet, daß, während an Sonntagen die Messe gefeiert ward, der Lector der mit dem Buche kam, nicht früher zu lesen begann, bis nicht der Bischof ihm das Zeichen dazu gab.

Nun geschah es an jenem Sonntage, nachdem bereits die Lection aus den Propheten gelesen war, und Derjenige der aus den Episteln des heiligen Paulus vorlesen sollte, vor dem Altare stand, daß der selige Ambrosius bei dem Altare einschlief, und, ob auch Viele dieß sahen, dennoch Niemand es wagte, ihn aufzuwecken. Dieß dauerte wohl zwei bis drei

Stunden. Da traten sie endlich dennoch hinzu, weckten ihn und sprachen: die Zeit ist bereits vorüber; lasset es Euch gefallen, heiliger Vater, dem Lector zu befehlen, daß er die Lection beginne; denn schon ist das Volk durch so lange Zögerung ermüdet. Da antwortete der heilige Ambrosius: Beunruhiget euch nicht, denn gar sehr frommte es mir, auf solche Weise geschlafen zu haben; da es während dieser Zeit dem Herrn gefallen hat, mir ein großes Wunder zu zeigen. Wisset nämlich, daß mein Bruder, der Bischof Martinus aus diesem Leben getreten ist; und daß ich daselbst zugegen war und seine Leichenfeier abhielt; die nun eben zu Ende ist; nur noch Ein Capitel erübrigte mir, welches ich nicht mehr lesen konnte, dieweil ihr mich aufgeweckt habet.

Über diese Worte erstarrten alle vor Verwunderung, zeichneten Tag und Stunde auf, wann dieß geschehen war, zogen genaue Erkundigung über diese Sache ein, und erfuhren der heilige Bekenner sei in der That bei der Leichenfeier des heiligen Martinus zugegen gewesen und habe dieselbe abgehalten.«

Eine ähnliche Geschichte erzählt Surius von dem heiligen Bischof Severus. Während dieser Heilige einst die heilige Messe las und zur Epistel kam, ward er von schwerem Schlaf überfallen; und da es sehr lange dauerte bis er wieder erwachte, zupften die Diener, über eine so lange Zögerung ungeduldig, ihn am Gewande, um ihn aufzuwecken, und sprachen: Was beginnet Ihr, Vater? Schlafet

Ihr? Sehet doch, das zahlreiche Volk, das Euer harret! Der Heilige aber, der auf solche Weise aus dem Schlaf erweckt war, sprach: Was beginnet ihr, Brüder? Warum störet Ihr mich? Bin ich auch dem Körper nach hier zugegen, so war ich dennoch dem Geiste nach anderswo. Gott verzeihe Euch was Ihr gethan habet. Ich war in der heiligen Kirche zu Modena und empfahl Gott die Seele des Bischofs Geminianus; und dort hielt ich mich so lange auf, bis er bestattet war. Da sandten die Bürger von Revenna, der bischöflichen Residenz des heiligen Severus, auf der Stelle nach Modena und ließen daselbst sich um den Bischof der Stadt erkundigen, erfuhren aber, daß er gestorben sei. Und es fügten die von Modena bei: »Es war der Herr Severus, euer Erzbischof dabei zugegen und er empfahl Gott seine Seele nach vorgeschriebener bischöflicher Weise; entfernte sich auch nicht früher, bis er zur Erde bestattet war. Ein ganz ähnliches Beispiel wird auch von dem seligen Alphonsus Liguori, Bischof von Sanct Agatha erzählt.

Der heilige Bonaventura erzählt deßgleichen in der Lebensgeschichte des heiligen Franciscus Seraphicus, daß dieser Heilige, weil er nicht allen Provinzial-Capiteln körperlich beiwohnen konnte, daselbst im Geiste mit seiner Sorge für die Leitung des Ordens, mit der Inbrunst seines Gebetes und mit der Wirksamkeit seines Eifers sich eingefunden habe. Es predigte einst, spricht er, der gewaltige Prediger und glorreiche Bekenner Christi Antonius

von Padua über die Worte des Kreuzestitels: Jesus Nazarenus, Rex Judeorum im Capitel der Brüder, das zu Arles gehalten ward. Einer der Ordensbrüder aber, Monaldus genannt, der durch seine seraphischen Tugenden bekannt ist, und damals bei der Pforte des Capitels stand, sah mit leiblichen Augen, wie der heilige Franciscus in der Luft schwebte, die Hände ausstreckte und die Brüder segnete. Auch war der geistliche Trost, den die Brüder damals empfanden, so groß, und so ungewöhnlich, daß sie es innig fühlten, wie ihr heiliger Patriarch sie durch ein Zeichen seiner Gegenwart segnete; wiewohl er zu derselben Zeit wegen Geschäften des Ordens in einem fernen Lande war.

Auch in dem Leben des heiligen Laurentius Justinianus lesen wir, daß eine sehr heilige Jungfrau, die großes Verlangen hatte, am Feste des heiligen Frohnleichnams Christi zur Communion zu gehen, aber keine Gelegenheit dazu hatte, zu dem Heiligen sandte und ihn bitten ließ, bei dem Opfer der heiligen Messe für sie zu beten. Der heilige Patriarch versprach es ihr; und nach der Consecration ward er im Geiste entzückt und brachte der gottseligen Jungfrau den Frohnleichnam des Herrn, »ob im Leibe, oder außerhalb des Leibes, ist Gott bewußt,« wie der Verfasser seiner Lebensgeschichte erinnert.

Endlich wird im Leben des heiligen Franciscus Xavier erzählt, daß während er auf dem Meere war, um nach Indien zu reisen, ein furchtbarer Sturm sich erhob, der die Schaluppe von dem Schif-

se losriß und dieselbe weit forttrieb, so daß sie nicht mehr gesehen wurde. Da kniete der Heilige sich nieder, betete unter Thränen und that das Gelübde, drei Messen zu lesen, die so sehr erwünschte Ruhe des Meeres zu erflehen. Und als er vom Gebete sich erhob, tröstete und ermuthigte er alle, versicherte sie, die Schaluppe und Alle, die sich darin befänden, seien außer Gefahr. Und also war es auch. Denn nach langer Zeit ward endlich das Fahrzeug wieder sichtbar und näherte sich dem Schiffe. Es sprachen aber Jene, die in der Schaluppe waren, zu Denjenigen im Schiffe, sie sollten vor allen andern die Hand dem Pater Xavier reichen, damit er am ersten in das Schiff einsteigen könne. Die im Schiffe aber sprachen, er sei bei ihnen und habe das Schiff nie verlassen. Jene dagegen stritten und behaupteten steif und fest, er sei während des ganzen Sturmes bei ihnen gewesen, habe alle getröstet, zur Hoffnung des Heiles aufgerichtet und den Lauf der Schaluppe zu dem Schiffe geleitet.

16.

Daß man Offenbarungen und Gesichten nicht leicht Glauben beimessen soll, zumal wenn Personen des Frauengeschlechtes solche von sich erzählen; nebst einem sehr denkwürdigen Beispiele darüber.

Wo es Offenbarungen und Gesichten gilt, da bedarf es großer Besonnenheit und Klugheit, wenn man sich nicht offenbarem Irrthum preisgeben will; denn oft wandelt der böse Geist sich in einen Engel

des Lichtes und wirkt dahin, daß er durch falschen Anschein und irrige Offenbarungen betriege; wofür zumal Personen des Frauengeschlechtes so empfänglich, als sie von Natur leichtgläubig sind; auch gehen sie bei weitem nicht mit so vieler Vorsicht und Klugheit zu Werke als Männer zu thun pflegen. Ein sehr trauriges Beispiel sehen wir an Tertullian, einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der, weil er gewissen Gesichten einiger Weiblein Glauben beimaß, selbst von den Lehren abfiel, die er so gelehrt als wahrhaft über diese Gegenstände geschrieben hatte, und in bodenlosen Irrthum versank. Und wollte Gott, er wäre der Einzige gewesen, der auf solche Weise sich irre führen ließ.

Wir wollen hier ein denkwürdiges Beispiel anführen, woraus man sehen kann, wie große Vorsicht erfordert wird, um gewissen Personen nicht leicht Glauben beizumessen was sie von Gesichten und Offenbarungen erzählen; die oft nichts anders als Einbildungen und Träumereien sind, von welchen sie, selbst verführt, auch Andere in den nämlichen Irrthum mit sich reissen, welche nicht wohl unterrichtet sind und diese außerordentlichen Erscheinungen nicht mit gehöriger Umsicht prüfen. Dieß nämlich sind wie der Prophet sie nennt, lügenhafte Gesichte, Betriegereien und Verführungen des Herzens; (Jerem. 4.) Einbildungen, Launen und Täuschungen ihres eigenen Gemüthes.

Es ist eine Thatsache, die zur Zeit großes Aufsehen in ganz Frankreich erregte, und die Pater

Saint Jüre in seinem l'homme spirituel erzählt, so wie auch derselben in der Lebensgeschichte der heiligen Francisca von Chantal weitläufig gedacht wird: daß ein Mädchen ganz Paris, ja dieß ganze große Königreich äffte. Dieß Mädchen hieß Nicole und war von Rheims gebürtig. Sie selbst aber ward auf so ganz sonderbare Weise getäuscht, daß es schwer hielte, einen zweiten ähnlichen Fall zu finden. Viele hohen Personen vom geistlichen und weltlichen Stande beobachteten und prüften aufs genaueste ihre Sitten und ihre Lebensweise, ihre Worte und ihre Werke; und der arglistige Geist der Versuchung wirkte in ihr so geheim, und so fein, daß Alles an ihr die größten Tugenden und die erhabenste Vollkommenheit verrieth; so daß es sich menschlicher Weise nicht bezweifeln ließ, Gott leite sie durch ganz besondere und wunderbare Gnade.

Sie wirkte nämlich dahin, daß in allen Städten Frankreichs das Volk zum Guten angeleitet würde; und da sie zur Zeit der Unruhen lebte, die unter Heinrich dem Dritten und Vierten in diesem Reiche wogten, betheuerte sie, diese öffentlichen Drangsale rührten von nichts anderm als von den Sünden und Lastern der Menschen her; und wofern die Menschen derselben sich enthielten und sich bekehrten, würde jenes Elend bald nachlassen. Ihre Reden wirkten auch so kräftig, daß auf ihre Vorstellungen öffentliche Gebete und feierliche Prozessionen abgehalten wurden und das Volk mit großem Andachtseifer zu den Sacramenten ging. Ins besondere aber

bewirkte sie, daß in Paris eine allgemeine Prozession abgehalten wurde; und sie bedrohte den geistlichen Vorgesetzten, daß er, wofern er hierin nachlässig wäre und es unterließe, nach ihren Ermahnungen zu thun, binnen eines Jahres durch gähen Tod würde hinweggerafft werden. Es ward also die Prozession abgehalten, und das Parlament sowohl als die Gerichtshöfe, Kaufleute und Handwerker stellten bei Gelegenheit dieser so allgemeinen und so feierlichen Andacht ihre Arbeiten und Beschäftigungen ein.

Überdieß ging auch diese Person oftmals zu Sterbenden, und rief ihnen gewisse Sünden ins Gedächtniß zurück, deren sie sich niemals in der Beicht angeklagt hatten; und es erkannten die Kranken, daß was sie sagte, wahr sei und beichteten mit großer Reue und Zerknirschung. Auch weissagte sie viele zukünftigen Dinge, die genau also eintrafen, wie sie solche vorausgesagt hatte. Ihre Reden schienen mehr göttlich als menschlich; und sie führte Stellen aus dem hohen Liede an, die sie in so erhabenem Sinne und so scharfsinnig und treffend erklärte, daß der gelehrteste Doctor der Gottesgelehrtheit sie nicht so bündig erklärt hätte. Entzückungen waren bei ihr etwas ganz Gewöhnliches; Offenbarungen und Gesichte hatte sie in großer Anzahl. Fürsten und andere hohe Standespersonen sowohl im Königreiche selbst als außerhalb desselben sandten Abgeordnete an sie ab, ihrem Gebet sich empfehlen zu lassen und sie in ihren Angelegenheiten um Rath zu bitten.

Einmal fiel sie in eine so schwere Krankheit, daß man allgemein glaubte, sie habe bereits den Geist aufgegeben; weßhalb auch ihr Körper aus dem Bett gehoben und auf einen Tisch gelegt ward, damit man ihn in ein reines Linnen hüllte; und schon standen Leute da, solchen fortzuführen, als sie plötzlich zu sich selbst zurückkehrte, die Augen aufschlug und mit lieblicher und deutlicher Stimme sprach: »Mein Gott, da es Dir wohlgefällig war, mich in das Leben zurückzurufen, will ich dasselbe gänzlich deinem Dienste weihen!« Nach dieser Zeit schien sie in den Augen Aller so vollkommen in allen Tugenden und Übungen des geistlichen Lebens, daß selbst die erfahrensten Geistesmänner, ob sie auch mit ganz außerordentlichem Fleiße sie beobachteten, nicht die geringste Spur einer Unvollkommenheit weder in ihrem Betragen, noch in ihren Worten, Werken und Andachtsübungen entdeckten.

Sie begehrte zu ihrem geistlichen Führer und Vater einen Priester aus einem sehr strengen Orden, den sie mit seinem Namen angab, und, ob sie ihn auch nie gesehen hatte, so genau schilderte, daß Jedermann überzeugt war, Gott habe ihr ihn im Geiste und in einem Gesichte gezeigt. Ein ander Mal, da sie krank war, besuchten einige Gottesgelehrte und Ordensmänner sie in ihrem Krankenzimmer; und sieh, da ward auf einmal ihr Bett von großem Lichte umflossen, und es ward eine Stimme gehört, die deutlich sprach: Ave soror, Salvete fratres; sei gegrüßt Schwester, seid gegrüßt Brüder! Und als

dieß Licht endlich verschwand, da befand die Kranke sich wiederhergestellt und vollkommen gesund; worüber alle höchlich erstaunten.

Ein andermal, da sie bei den PP. Capuzinern zu Meudon unfern Paris die heilige Messe hörte, ward sie körperlich und sichtbar entrückt und fortgetragen und blieb eine ganze Stunde aus, so daß Niemand wußte, was mit ihr geschehen war. Da sie nun wieder erschien und befragt ward, wo sie indessen gewesen sei, sagte sie, sie sei bis nach Tours geflogen, wo sie mit den vornehmsten Herren des Königreiches sich besprochen habe, um eine Angelegenheit zu schlichten, die unter dem Anschein des Guten, die Religion untergrabe. Alle diese Dinge wirkten dahin, daß männiglich sie pries und bewunderte, und Jeglicher es für ein großes Glück hielt, wenn er sie nur sehen, mit ihr sprechen und ihrem Gebet sich empfehlen konnte.

Doch aller dieser Wunder ungeachtet, konnte eine Dame (die heilige Francisca) in deren Hause das Mädchen wohnte, es nicht glauben, daß diese Dinge von Gott wären; sondern sie hielt für gewiß, daß solche vom bösen Geiste kämen, der sich oftmals in einen Engel des Lichtes umwandelt. Um sich noch besser von der Wahrheit zu überzeugen, wendete sie folgenden sinnreichen Einfall an. Sie schrieb einen Brief, und legte in denselben einige ganz kleine und kaum sichtbare Stückchen Papier, die nicht größer als eine Nadelspitze waren; schloß denselben, ohne ihn zu siegeln und übergab ihn der Nicole mit dem

Bedeuten, daß wenn jener Herr käme, an den der Brief gerichtet sei, so sollte sie solchen ihm übergeben; sie selbst habe ein Geschäft in der Stadt, und werde sich vielleicht etwas länger aufhalten. Nicole übernahm den Auftrag, und indeß die Dame außerhalb des Hauses war, besichtigte sie den Brief; und da sie sah, daß solcher nicht gesiegelt war, öffnete sie, vom Vorwitz überwunden, denselben, las ihn und faltete ihn dann wieder zusammen, ohne jene Papierchen zu bemerken, die während des Lesens auf den Boden des Zimmers fielen, und absichtlich waren hineingelegt worden, damit solche, wofern sie nicht mehr darin wären, zum Wahrzeichen dienten, daß der Brief war gelesen worden.

Da nun die Dame nach Hause zurückkehrte, fragte sie alsogleich ob jener Herr gekommen wäre, den Brief abzuholen; und ob sie solchen gelesen hätte. Auf beide Fragen antwortete Nicole: Nein! und gab der Dame den Brief zurück, die ihn in ihrem Zimmer öffnete, augenblicklich wahrnahm, daß derselbe war geöffnet worden, daß Nicole sich hatte vom Vorwitz überwinden lassen und überdieß auch gelogen hatte. Von diesem Augenblicke an beobachtete sie alle ihre Schritte mit größter Aufmerksamkeit, kam noch auf mancherlei Entdeckungen und erklärte endlich, das Mädchen werde nicht vom guten, sondern vom bösen Geist der Lüge und der Täuschungen geleitet. Denn waren auch jener Vorwitz und jene Lügen eben keine schweren Sünden, so waren sie doch auf alle Fälle sehr schwere Fehler bei

einer Person, die zu so hohen Dingen erhoben war und sich zur höchsten Vollkommenheit bekannte.

Sie fing also an, das Mädchen weit anders denn früher zu behandeln; und einst als Nicole in dem Zimmer der Dame war, wo auch einige Ordensgeistliche und Andere sich befanden, und die Dame den Fall mit dem Briefe erzählte, da konnte der böse Geist, ergrimmt, sich entlarvt und in Schanden zu sehen, seine Wuth nicht länger bergen. In Gegenwart Aller erschien plötzlich ein langer feuriger Streif auf dem Boden des Zimmers, gleichwie wenn man Schießpulver angezündet hätte, und es verbreitete sich ein unausstehlicher Gestank, der jenes ganze Zimmer vergiftete. Es erachteten aber Alle, es sei dieß ein Zeichen, daß der böse Geist von dem Mädchen gewichen sei. Wirklich war von diesem Augenblicke an Nicole eine ganz andere Person, sie wurde nicht mehr zu erhabenen Gedanken und Entzückungen hingerissen; sondern sie war bäurisch, ungebildet, sehr unvollkommen, konnte nicht mehr fasten wie zuvor, hatte auch nicht mehr die Geduld, sich lange in der Kirche aufzuhalten, heirathete endlich gegen die Einwilligung ihrer Ältern, und es fehlte nicht viel, so wäre sie eine Hugonottinn geworden; was jedoch ein frommer und gelehrter Priester verhinderte, der sie beredete, ehrbar und katholisch zu leben, wie so viele andere Frauen ihres Standes.

Dieß war das Ende dieser kläglichen Täuschung, das Vielen zur Lehre dienen kann. Denn läßt es sich

auch nicht läugnen, daß unser Herr zuweilen seine Geheimnisse einigen heiligen Frauen, z. B. der heiligen Katharina von Siena, der heiligen Brigitta, Mechtildis, Theresia und andern offenbarte, so ist es doch überaus schwer, die Geister zu erkennen und zu unterscheiden; und nur mit äußerster Vorsicht und Vorbehalt soll man hier Glauben beimessen, und die Dinge nach den Regeln der wahren Gottesgelehrtheit und Klugheit beurtheilen; besonders aber Gott inständig um sein Licht bitten, um nicht in die Schlingen des bösen Geistes zu gerathen, der, wie gesagt, oftmals in einen Engel des Lichtes sich umwandelt.

17.

Von einer vorgeblichen Besessenen.

Es war, wie Petrus Mattei erzählt, in Frankreich zur Zeit Heinrichs IV., ein Mädchen, Namens Martha Brossier, das, nachdem es einige Erzählungen von Besessenen mit großer Aufmerksamkeit gelesen und abermal gelesen hatte, diese Dinge ihrem Gemüthe so tief einprägte, daß sie sich fest einbildete, sie selbst sei vom bösen Geiste besessen, und von jener Zeit an auch alle Verzerrungen und Geberden der Besessenen nachahmte. Ihr Vater Jacob Brossier, welcher diese furchtbaren und rasenden Anfälle sah, die Alle erschreckten und zu tiefem Mitleid bewegten, that, als ob er glaubte, die Tochter sei wirklich besessen, und half die Leichtgläubigkeit des Volkes vermehren, das bei dieser Nachricht

von allen Seiten herbei eilte, die Leidende reichlich beschenkte, und eine Menge Lügen und Erdichtungen ausstreute.

Nun führte er Martha an allen Wallfahrtsorten umher; und um seinen Betrügereien Glauben zu verschaffen, sagte er, das Mädchen spreche unbekannte Sprachen, die nur den Gelehrten verständlich wären. Es fragte sie aber Jemand in griechischer Sprache, auf welche Weise der böse Geist ihrer sich bemächtiget hätte; worauf sie in französischer Sprache antwortete: »Zur Ehre Gottes!« Paßte auch diese Antwort nicht genau auf die Frage, so hörten dennoch die Umstehenden sie mit großem Erstaunen und wurden in dem Irrthum bestärkt, das Mädchen sei wirklich besessen. Der Ruf, dem es eigen ist, alle Dinge zu vergrößern, verbreitete nun fälschlich, Martha spreche hebräisch, arabisch, syrisch und chaldäisch; und Niemand war, der nicht lebhaften Antheil an der Sache genommen und sie nicht mitleidig beschenkt hätte.

Hierauf führte ihr Vater sie nach Angers. Der Bischof aber, ein ernster und gelehrter Herr, erachtete, man sollte dem Gerede des Volkes nicht so leicht Glauben beimessen, weit weniger aber zu den Exorcismen der Kirche schreiten. Indessen hielt er es doch der Mühe werth, sie auf die Probe zu stellen; gab ihr in einem und demselben Gefäße geweihtes Wasser und hierauf gemeines Wasser zu trinken; bei welchem Betrug die betrogene Betrügerinn, einmal wie das andere Mal zitterte, bebte, umfiel

und sich ganz rasend geberdete. Eben dasselbe that sie, als er ihr einen eisernen, in Seiden gewickelten Nagel statt einer Reliquie beisteckte. Endlich sprach der Bischof man sollte ihm das große Beschwörungsbuch herbei bringen; der Priester aber, mit dem er schon früher sich verabredet hatte, brachte ihm den Virgil und der Bischof las mit ernster Stimme den ersten Vers der Aeneide: Arma virumque cano etc.; worauf das Mädchen abermal in fürchterliche Verzückungen fiel und wie vor Wuth schäumte, als hätte er die schrecklichste aller Beschwörungen ausgesprochen. Als nun der Bischof diesen abscheulichen Betrug sah, da schickte er beide unter den schwersten Drohungen fort, und verbot ihnen, je mehr den Fuß in sein Bisthum zu setzen, wenn sie nicht wollten nach Gebühr gezüchtiget werden.

Hierauf begab Jacob sich nach Orleans; wo es zu ähnlichen Proben kam. Der Erzpriester ließ ein Schulbuch bringen, schlug zufällig ein Blatt auf und las: Necto, nexui, nexum, vult texo, texui, indeque textum. Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, da fiel das Mädchen rücklings zur Erde und fing an fürchterlich zu heulen. Auf solche Weise ward auch dort der Betrug erkannt und die Betrieger mit Spott und Schande fortgejagt. Indessen hatte der Mann dennoch die Unverschämtheit, bis nach Paris zu gehen, wo er von einer Pfarrei zur andern betteln ging; und der Pöbel betrachtete das Mädchen mit großer Neugier, wie man etwa einen Elephanten oder ein anderes ungewöhnliches Thier ansieht.

das von einer Stadt zur andern umhergeführt wird. Einige auch murrten und schmähten die Geistlichkeit, die es mit allzu gottloser Gleichgültigkeit ansehe, daß ein Geschöpf Gottes so böse vom Teufel mißhandelt werde.

Da die Sache anfing laut zu werden, und der Lärm sich immer vergrößerte, ließ der Bischof einige Ärzte und Gottesgelehrte der Universität versammeln und Martha in eine Capelle führen, weil sie gesagt hatte, sie wäre nicht an einem Orte, wo sie Antwort geben könne. Dort nun knieten alle sich nieder zum Gebet, und auch Martha warf sich auf die Knie. Bei den ersten Worten des Priesters aber, der sie beschwor, fiel sie wie gewöhnlich rücklings, geberdete sich wie ein, vom Laufe ermüdetes Pferd, schäumte, verdrehte die Augen und streckte die Zunge heraus. Doch ward auch hier der Betrug bald entdeckt. Denn da sie ihr eine Reliquie vom heiligen Kreuze in den Mund brachten, verhielt sie sich ganz ruhig; berührten sie sie aber mit einem Doctorbarret oder mit etwas Ähnlichem, dann that sie als litte sie die fürchterlichsten Qualen und warf jene Dinge weit von sich, als wären solche ihr unerträglich.

Endlich fragte der Bischof die Ärzte, was ihnen von dieser Besessenen bedünke. Doctor Marescot aber antwortete im Namen Aller: Nihil a Daemone, multa ficta, a morbo pauca; »nichts ist hier vom bösen Geiste, viel Verstellung, wenig von der Krankheit.« Denn wirklich war hier die Natur nur durch die lebendige Einbildungskraft des Mädchens

im Spiele, wie Anfangs gesagt ward. Die Sache kam endlich so weit, daß das Parlament, den Ungelegenheiten zuvor zu kommen, die vernünftiger Weise sich befürchten ließen, Martha ins Gefängniß legen ließ. Es ward aber dem König eine Bittschrift eingereicht, der die Sache dem Ermessen des Parlamentes überließ; welches dann dem Jacob Brossier befahl, seine Tochter in seine Heimath zurückzuführen, und das Verbot beifügte, nicht mehr mit ihr umher zu irren, ja auch die Stadt nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß des Richters zu verlassen.

Eine andere Geschichte, woraus ebenfalls hervorgeht, wie wenig man exaltirten Personen des Frauengeschlechtes Glauben beimessen kann, und wie behutsam man in derlei Fällen seyn muß, pflegte P. Guzmann, Priester der Gesellschaft Jesu zu erzählen, dem wir eine Geschichte von Japan verdanken. Es erzählte also dieser Priester, der ein Mann von besonderer Klugheit und Tugend war, er sei einmal auf einer Reise durch Spanien in eine Gegend gekommen, wo man ihm sagte, es wäre daselbst eine große Heilige, die beinahe jeden Tag zur heiligen Communion ginge, und unter andern wunderbaren Dingen, oft so gewaltig entzückt würde, daß ihre Sinne sie gänzlich verließen, und sie in solchen Entzückungen nicht selten sieben ganze Stunden unbeweglich vor dem heiligsten Altarssacramente verharrete. Auch, sagten sie, hätte man diese Heilige mehr als einmal von der Erde erhöht gesehen, und er-

zählten noch verschiedene andere Wunderdinge von ihr, worüber das Volk sie beinahe vergötterte.

Da nun diese Person erfuhr, es sei ein Missionär angekommen, und ihn zu sprechen wünschte, ließ sie ihn bitten, er möchte Gott zu Liebe ihr die Gnade erweisen, in die Kirche zu kommen; denn sie hätte großes Verlangen über Einiges mit ihm sich zu besprechen. Der Priester gewährte ihr die Bitte; ersah aber sogleich, daß es nicht richtig um sie stand, daß sie getäuscht war, und nicht einmal wußte was das innerliche Gebet sei; ja er fing sogar an zu zweifeln, ob nicht der böse Geist hier mit im Spiele sei. Um sich noch besser von der Wahrheit zu überzeugen, fragte er sie, ob in ihren Gesichten jemals der tropologische Geist ihr erschienen sei. Sie verneinte die Frage. Da sprach der Priester, so lange sie diesen Geist nicht sehe, sei sie nur auf einer sehr niedrigen Stufe der Heiligkeit. Am folgenden Tage wendete sie sich abermal an den Priester und sagte ihm, nun habe sie diesen Geist gesehen. Auf seine Frage aber, welche Gestalt er habe, ꝛc. sagte die Lügnerinn eine Menge Albernheiten und lächerlicher Dinge. Da wies der Priester sie sehr ernstlich zurecht, und gab ihr heilsame Lehren; doch mit geringem Nutzen; denn wenige Monate hernach fiel sie der Inquisition in die Hände, wo sie nach einem strengen Examen und vielerlei Widersprüchen scharf mit Ruthen gezüchtiget ward.

18.

Von einem Hunde, der das heiligste Altarssacrament zu begleiten pflegte.

Pater Johannes Eusebio erzählt im 9. Buche seiner Naturgeschichte, es habe zu seiner Zeit ein Bäcker zu Lissabon, der in der Nähe der Kirche zur heiligen Justa wohnte, einen Hund gehabt, von mittlerer Größe, rother Farbe mit weissen Flecken, dessen Name Tedesco war. Dieser Hund fing an das heiligste Altarssacrament zu begleiten, wenn dasselbe zu Kranken getragen wurde; und dieß that er zwei Jahre hindurch, wiewohl man dessen Anfangs nicht achtete; wie man es späterhin sieben bis acht Monate hindurch mit großer Aufmerksamkeit that. So oft er das Glöckchen hörte, das, dem kirchlichen Gebrauche gemäß, dem heiligsten Sacramente vorangeläutet ward, oder auch die kleine Glocke vom Thurm in dieser Absicht das Zeichen gab, lief er eilig in die Kirche, blieb daselbst ruhig bis der Priester mit dem Sacramente unter den Thronhimmel trat, wo er dann zu den Kindern lief, die den Anfang der Prozession machten und unter Gesängen vorangingen; und dort lief er hin und her, gleich als wäre er bestellt, daselbst die Ordnung zu erhalten. Auf gleiche Weise auch folgte er dem göttlichen Sacramente, wenn dasselbe in die Kirche zurückgebracht ward. Und merkwürdig ist's, daß dieser Hund, ob er auch sonst sehr freundlich und gelehrig war, dennoch zu

dieser Zeit keinem Menschen, nicht einmal seinem Herrn gehorchte; gleich als ob er ihn nicht kännte.

Einmal geschah's, daß bei Nacht der Klang des Glöckchens ertönte. Der Hund wollte nach seiner gewöhnlichen Weise aus dem Hause gehen; da er aber die Pforte verschlossen fand, suchte er seinen Herrn auf, der bereits im Bette lag, seufzte, heulte und bellte mit halb lauter Stimme, daß er ihm aufthun sollte. Doch sei's, daß der Herr ihn nicht hörte oder nicht aufstehen wollte; genug er gab dem Hunde kein Zeichen. Da sah das Thier, daß die Magd noch auf den Füßen war und häuslichen Geschäften abwartete; und augenblicklich sprang er an ihr hinauf, zerrte sie beim Kleide und liebkoste sie so lange bis er endlich von ihr erhielt, daß sie die Thür ihm öffnete. Als aber der Priester sein heiliges Amt vollendet hatte, kehrte auch er zurück, scharrte mit den Füßen an der Thür, um der Magd zu bedeuten, daß sie ihn abermal einlassen sollte; was sie, die aufmerksam war, was der Hund beginnen würde, ihm denn auch gewährte.

Ein ander Mal, als er, seiner Gewohnheit gemäß, das hochwürdigste Gut begleitete und vor der Prozession einherlief, sah er einen Lastträger, der auf der Gasse schlief und mit der Einen Hand den Zaum seines Maulthiers hielt. Alsbald lief der Hund auf ihn zu, stellte sich vor ihn und bellte so lange, bis Jener erwachte, aufstand und sich niederkniete, das göttliche Sacrament anzubeten. Bei der nämlichen Gelegenheit sah er auch eine Bäuerinn, die auf

einem Esel ritt, und er fiel sie an, gleich als wollte er sie beißen, und bellte so lange, bis er durch sein Bellen bewirkt hatte, daß sie abstieg und das Sacrament verehrte. Dieß that er auch einmal einem Edelmanne, der zu Pferde war; da aber dieser ihn schlug und am Fuße verletzte, wollte ein Knecht des Hauses, auf Befehl des Herrn, seiner pflegen; doch war es nicht möglich, ihn festzuhalten, bis nicht die Prozession zu Ende war, wo er nach Hause zurückkehrte und sich nach ihrem Willen verbinden und heilen ließ.

Wenn es geschah, daß man die Glocke zu irgend einem Begräbnisse läutete, und es ihn bedünkte, es sei dieß das Zeichen zu einem Krankenversehen, lief er wie gewöhnlich hinaus; sobald er jedoch den Irrthum wahrnahm, kehrte er ganz ruhig nach Hause zurück. Einmal hielt er in der Charwoche sich vier und zwanzig Stunden bei dem heiligen Grabe auf, lief zuweilen hin und wieder in der Kirche, zuweilen auch stand er still, sah gegen den Ort hin, wo das heiligste Altarssacrament stand, und legte sich unter dem Brettergestell des heiligen Grabes schlafen. In der Osteroctav, als das Sacrament zu einem Kranken sollte getragen werden, stand eine ausschweifende Person unter der Seitenthür der Kirche. Kaum hatte der Hund sie erblickt, so fiel er sie drei bis viermal an und erschreckte sie durch sein Gebell so sehr, daß sie voll der Angst und Beschämung sich niederkniete, worauf der Hund ruhig weiter ging.

Man versuchte es auf verschiedene Weise von diesem Gebrauch ihn abzubringen; doch waren alle diese Versuche vergeblich. Ein Mal, als man das Sacrament zu einem Kranken tragen sollte, war der Hund auf dem Chor der Kirche. Nun schloß der Schaffner der Kirche die Thür des Chors ab, so daß der Hund nicht hinunter kommen konnte; er aber erhob ein lautes Gewinsel, versuchte es durch das Dockengeländer des Chor's sich durchzudrängen, so daß man wirklich fürchtete, er werde hinabstürzen; und fing dann an, so laut zu bellen und zu lärmen, daß man endlich sich genöthigt sah, ihm aufzuthun; worauf er die Prozession nach seiner gewöhnlichen Weise begleitete. Ein ander Mal ging er mit dem Diener des Hauses fort, der ihn nicht bei sich haben wollte, und alles Mögliche that ihn von sich zu vertreiben, wiewohl immer vergeblich, bis der Hund auf einmal den gewöhnlichen Schall des Glöckchens hörte, und ihn dann plötzlich verließ, und zur Kirche lief, wo er Einen, der daselbst auf den Füßen stand, gleich den Andern so zornig anbellte, bis er sich bequemte vor dem Sacramente niederzuknien.

Wunderbar ist allerdings diese Geschichte, welcher ganz Lissabon Zeugniß gab; und es scheint als hätte dieß Thier nicht aus natürlichem Antrieb, sondern von einer höhern Macht geleitet, zur Beschämung der Ungläubigen, Irrgläubigen, und unandächtigen Christen also gewirkt, als ob es Erkenntniß und den Gebrauch der Vernunft hätte.

Neuntes Buch.

Einige Züge aus der Welt- und Kirchengeschichte.

I.

Ob vor der Ankunft Christi und kurz hernach, die Hebräer in verschiedene Länder der Welt zerstreut, und auf welche Weise die Spartaner mit ihnen verwandt waren.

Noch vor der Zerstörung Jerusalems durch Titus, den Sohn des Vespasianus, waren die Juden in vielen und verschiedenen Ländern der Welt zerstreut. Dieß bezeugt Philo, der gegen Flaccus, den Präses und Landespfleger von Ägypten, einen großen Verfolger der Juden, schreibend, also sich ausdrückt: »Nicht Ein Land kann die Juden fassen; da die Menschenmenge derselben viel zu groß ist; darum wohnen sie auch in den meisten und reichsten Städten der Länder und Inseln Europens und Asiens.« Auch spricht er in demselben Schreiben: »Es wäre zu befürchten, daß wenn diese Verfolgung der Juden zu Alexandria sich weiter verbreitete, solche dann in allen Abtheilungen Ägyptens und bis zu den orientalischen Völkern, ja bis zum Meere hin, fer-

ner von Lybien bis zum Occident und bei allen Völkern dieser Länder um sich greifen würde und die Juden dadurch Vieles von ihren Mitbürgern zu leiden hätten, wenn man in ihrem Ritus und in ihren Nationalgebräuchen Neuerungen einführen wollte.

Der nämliche Philo erzählt in seinem Buche de legatione ad Cajum, dieser Imperator habe dem Petronius, Statthalter in Syrien, befohlen, wenn es sich nicht anders thun ließe, seine Statue mit bewaffneter Macht zu Jerusalem aufzurichten. Da dieß nun den Juden äußerst verhaßt war, gerieth Petronius darüber in große Angst und wußte sich in dieser Sache keinen Rath. »Unter andern, spricht Philo, bedachte er auch, wie zahlreich diese Nation wäre, die nicht gleich andern in dem Raum Eines Landes zusammengedrängt, sich behielt, sondern beinahe den ganzen Erdkreis bewohnte; da sie beinahe in allen Ländern des Continents und auf allen Inseln verbreitet ist; so daß derselben um nicht Viele weniger sind denn der übrigen Inwohner. Wie aber hätte es ihn nicht gefährlich bedünken sollen, so viele Millionen Feinde gegen sich aufzubringen?«

Auch aus der Rede Cicero's für L. Flaccus erhellt, daß zu seiner Zeit, nämlich ungefähr hundert Jahre vor der Zerstörung Jerusalems, die Juden in allen Provinzen des römischen Reiches verbreitet waren, und daß sie jedes Jahr Geld nach Jerusalem sandten. Cicero's Worte sind folgende: »Da man aber im Namen der Juden jedes Jahr aus Italien und aus allen euern Provinzen Gelder nach

Jerusalem auszuführen pflegte, verbot Flaccus in Kraft eines Edicts, daß es nicht erlaubt sei, derselben aus Afrika auszuführen.«

Pater Villalpando sagt in seinem Commentar über Ezechiel, Stanislaus Rescio, Resident des Königs von Pohlen in Neapel, habe ihm erzählt, es sei in einem uralten Grabmahl Pohlens ein Leichnam von so außerordentlicher Größe gefunden worden, daß der Ring, den er am Zeigefinger hatte, Menschen von gewöhnlicher Statur bequem statt eines Armbandes hätte dienen könne. Auch wären in dem nämlichen Grabmahl fünf Sikel Silbers von dem Gewicht und Gepräge der Sikel der alten Hebräer gefunden worden; wie man derselben in einigen Orten aufbewahre; und da der König von Pohlen diesen Ring sammt den Sikeln dem Rescio zum Geschenke gab, und dieser sie dem Pater Villalpando zeigte, kam letzterer auf die Vermuthung, es sei dieß das Grabmahl irgend eines mächtigen Hebräers gewesen, der mit den Münzen seines Volkes habe wollen begraben werden, zum Zeichen, daß er dieser Nation angehöre.

Der nämliche Villalpando erzählt an eben derselben Stelle, es sei im Jahre 1580 in Spanien nicht weit von den Pforten der Stadt Sagunt ein steinernes Grabmal mit der hebräischen Inschrift entdeckt worden: »Dieß ist das Grab Adoniram's, eines Dieners des König's Salomon, der hierher kam, den Tribut zu erheben; er starb.... Nun geschieht aber dieses Adoniram's im dritten Buche

der Könige Erwähnung als einen Solchen, der als Einsammler der Tributgelder bestellt war: »Und Adoniram war über den Tribut.« (3. Kön. 4.) Hieraus aber erhellt, daß derselbe nach Spanien war abgesandt worden, die Abgaben für den König von den Juden zu erheben; und daß folglich daselbst Israeliten in großer Anzahl waren; denn es hätte wohl nimmer die Mühe belohnt, daß ein so bedeutender Staatsdiener wegen einer unbedeutenden Summe eine so weite Reise unternommen hätte. Auch erweist dieser Schriftsteller aus Thatsachen, daß die Hebräer noch vor der Ankunft Christi auf dem größten Theile des Erdkreises verbreitet waren.

Bei dieser Gelegenheit wirft er auch die Frage auf, wie, der Schrift zufolge: »Es hat sich in den Schriften von den Spartanern und von den Juden vorgefunden, daß sie Brüder sind, und daß beide von dem Geschlechte Abrahams abstammen,« (1. Machab. 12.) die Spartaner mit den Juden verwandt und des nämlichen Geblütes seien. Und er selbst beantwortet dieselbe, und ausführlicher noch beantworten sie Serarius und Cornelius a Lapide, bei welchen man die Lösung derselben nachsehen mag; ich will hier nur beifügen was mir selbst darüber einfiel.

Timagoras also spricht bei Stephan de Urbibus, einem griechischen Autor, die Spartaner wären also genannt worden von apo ton Sparton. Sparton aber heißt im Griechischen: die Ausgesäeten; welches nach der Fabel Jene sind, die aus den Zähnen

der Schlange erwuchsen, die Cadmus ausgesäet hatte. Von diesen Ausgesäeten oder Spartern also sagt Timagoras, sie hätten, als sie in die Landschaft Laconica gekommen, die Stadt Sparta nach sich selbst benannt. Nun ist es aber eben nichts Neues, daß jene alten Städte so wie einzelne Familien, ihren Ruf und Glanz zu vermehren, ihren Ursprung auf die Götter und Heroen zurückführen. Dasselbe mochte auch wohl der Fall bei Sparta seyn; das seinen Ursprung dem Cadmus und seinen Gefährten verdankte, welche von Palästina nach Griechenland kamen. Palästina aber war durchaus von Juden bewohnt; weßhalb auch schon dadurch allein glaublich wird, daß die Spartaner wirklich von den Hebräern und dadurch selbst auch von Abraham abstammen, wie der heilige Text ausdrücklich spricht.

Weil aber Sparta im Griechischen ausgesået heißt, läßt sich ganz füglich sagen, jene Juden wären ausgesäet worden; nicht zwar mit Zähnen des Drachen, die in die Erde gesäet wurden, sondern weil die Menschen dieser Nation in so fern konnten ausgesäet genannt werden, als sie in verschiedene Gegenden und Länder zerstreut wurden. Forscht man aber um die Ursache, warum Gottes Vorsehung die Dinge also ordnete, daß vor der Ankunft Christi in die Welt, die Juden in die verschiedenen Länder, Königreiche und Inseln zerstreut waren, so ist die Antwort, damit die Völker unter welchen sie lebten, durch ihre guten Beispiele und Ermahnungen, in der wahren Lehre und im wahren Glau-

ben belehrt werden konnten; und daß sie in der so großen Verderbniß der Abgötterei, der Irrthümer und Laster, gleich dem Salz der Erde wären. Und so geschah es auch aus den weisesten Ursachen der Vorsehung, daß sie nach dem Tode des Herrn auf dem ganzen Erdkreise zerstreut wurden, damit sie allen Völkern ihre eigene Verwerfung, die Erfüllung der Weissagungen und die Wahrheit der christlichen Religion bezeugten, und den bittersten Widersachern des Christenthums selbst die Bücher überreichten, worin dieselbe als die allein wahre und geoffenbarte Religion verkündiget wird.

2.

Von den Sybillen.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Sybillen weise und mit dem prophetischen Geiste begabte Jungfrauen waren, die in ihren Versen Vieles von Christo, von seiner Lehre, von seinen Wundern und von seinen Leiden weissagten. Daher sprach Constantin der Große in der Rede an die heilige Versammlung: »Für heilig halte ich die Sybille, die der Erlöser erwählte: seine Vorsehung gegen uns zu weissagen.« Und auch der heilige Apostel Paulus sprach in den Worten, die der heilige Clemens von Alexandrien von ihm anführt: »Nehmet die griechischen Bücher zur Hand, höret die Sybille, wie sie nur Einen Gott verkündet!« ꝛc. Ja es waren die Weissagungen der Sybillen so klar und so offenbar, daß die heidnischen Parteigänger und Gö-

tzenanbeter sich alle Mühe gaben, diese Weissagungen zu vertilgen und in ewige Vergessenheit zu begraben, weil sie ihrem Aberglauben so großen Schaden zufügten.

Dieß spricht unter andern der heilige Justinus, der Märtyrer, in seiner Schutzrede für die Christen an den Imperator Antoninus sehr nachdrücklich in folgenden Worten aus: »Durch die Wirkung der bösen Geister ward die Todesstrafe für Diejenigen bestimmt, welche die Bücher der Sybillen oder der Propheten lesen; damit die Leser durch Furcht abgezwungen werden zur Erkenntniß heilsamer Dinge zu gelangen, und die Dämonen sie als ihre Knechte behielten. Doch dieß vermochten sie nimmermehr. Denn wir lesen solche nicht nur ohne Furcht, sondern wir legen sie auch euch zur Betrachtung vor; weil wir gewiß wissen, daß darin Dinge geoffenbart werden, die Allen heilsam und erfreulich sind.« ꝛc.

Also sprach der heilige Märtyrer Justinus von den Sybillen überhaupt; von der cumäischen Sybille aber wissen wir ins besondere, daß sie in sehr deutlichen Ausdrücken von Christo prophezeite und die Ankunft des Erlösers als die glückseligste der Zeiten schilderte. Daher spricht der heilige Augustinus im 10. Buche der Stadt Gottes: »Ja auch jener berühmteste Dichter sprach, poetisch zwar, weil er dieß fälschlich von einer andern Person sprach, doch wahrhaft, wenn es auf Christum angewendet wird:

»Du, o Führer, tilgest die Spuren, die etwa noch bleiben
Unserer Schuld; und die ewige Angst der Erde verschwindet!«

Daß aber Virgil dieß nicht aus Eigenem sprach, drückt er durch folgenden Vers aus:

»Sieh, das letzte Alter erschien, des cumäischen Liedes!«

Noch wunderbarer ist was der nämliche heilige Augustinus von einem Gesang der Sybille Erythräa anführt. »Es zeigte uns einst, spricht er, der treffliche Proconsul Flaccianus, ein Mann von großer Beredsamkeit und Gelehrtheit, als wir von Christo uns besprachen, eine griechische Handschrift vor und sagte, es sei ein Gesang der Sybille Erythräa, wobei er uns zugleich zeigte, daß die Anfangsbuchstaben sämmtlicher Verse, vom ersten bis zum letzten, in der Ordnung gelesen, im Griechischen die Worte geben: Jesus Christus, Sohn Gottes, Retter. Diese Verse, die wir zur Erbauung unsrer Leser in getreuer deutscher Übersetzung hier anführen wollen, sind folgende:

Jammer und Angst verzehret die Welt beim nahen Gerichtstag!
Er, der König des ewigen Reich's, kommt selber vom Himmel.
Sieh, Er richtet, in Fleisches-Gewand, den bebenden Erdball;
Und der Ungläubige sieht dann Gott, Ihn sieht der Gerechte;
Sieht den Erhabnen am Ende der Zeit, von Heil'gen umgeben.

Chöre der Seelen, dem Leibe vereint, wird selbst Er dann richten!
Ringsum trauert, der Zierde beraubt, die verfinsterte Erde;
Jammernd verwerfen die Menschen nun Gold und jeglichen Reichthum.

Stoppeln gleich verzehren die Flammen das Meer und die Pole,
Und zersprengen in prasselnder Macht, die Pforten der Hölle.
Schwimmend in göttlichem Licht nun jauchzen die Heiligen Gottes;
Schreckliche Gluthen jedoch bestrafen die Bösen auf ewig.
Ohne Schleier, enthüllt, erscheinen die Thaten der Menschen;
Hier erschließet das Licht die geheimsten Gedanken der Herzen;
Namenlos ist das Klagegeheul, das Knirschen der Zähne.

Glanzlos schwebt die Sonne; die goldenen Sterne verschwinden.
Oed' ist der himmlische Raum, erstorben der mondliche Schimmer;
Thäler erwachsen zu mächtigen Höh'n; jach stürzen die Berge.
Theuer und herrlich ist nun nichts fürder den Augen der Menschen;
Eben gleich dem flachen Gefild sind Berge und Meere.
So nimmt alles ein End', es zerstiebt der krachende Erdball.

Rauschende Quellen und Flüsse verzehrt die rächende Flamme.
Endlich ertönt der schaurige Schall der Posaune vom Himmel!
Tag des Entsetzens! Der offene Schlund nun zeiget des Abgrunds:
Trauer, Entsetzen, Verbrechen und Peinen der heulenden Sünder!
Es erscheinen vor Ihm, dem Herrn, die Könige alle.
Regen feurigen Schwefels ergießet der Himmel in Strömen.

3.

Von Origenes.

Eines der größten, seltensten und glänzendsten Genie's, das je die Kirche schmückte, war ohne Zweifel Origenes, von welchem Eusebius in seiner Kirchengeschichte bezeugt, er habe schon als kleines

Kind die heilige Schrift studiert und sich nicht mit dem gewöhnlichen und allgemeinen Sinne derselben begnügt, sondern er sei tief in dieselbe eingedrungen, und habe dem Verständnisse der verborgensten Geheimnisse nachgestrebt; worüber sein Vater ihn oftmals zurechtgewiesen und ermahnt habe, nicht mehr wissen zu wollen als seinem Alter gezieme. Indessen bewunderte er dennoch die ungemeinen Verstandesgaben seines Söhnleins und dankte Gott, daß er ihm ein solches Kind gegeben habe. Auch versichert derselbe Eusebius, Origenes habe bereits in seinen Kinderjahren die lebendigste Sehnsucht nach der Marter empfunden; und er hätte den Verfolgern selbst sich gestellt, wenn nicht seine Mutter, deren Bitten nichts bei ihm verfingen, die Kleider ihm versteckt hätte.

Diese glühende Sehnsucht nach der Marter flößte Origenes einigen seiner Jünger ein, die er zum Glauben Christi bekehrt hatte; und aus der Anzahl derselben gelangten zur Marterpalme Plutarch, Serenus, Heraclides und Hero; aus den Personen des Frauengeschlechtes aber, die er unterrichtet hatte: Rais, die als Katechumeninn die Taufe und die Siegeskrone zugleich durch das Feuer errang; und die heilige Jungfrau Potamiäna, die, nachdem sie die grausamsten Qualen unerschrocken erlitten hatte, mit ihrer Mutter Marcella verbrannt ward. Und da der Folterknecht Basilides, der sie zur Marterstätte führte, sie vor Beschimpfungen frecher Männer beschützte, dankte sie ihm

und gab ihm die Verheißung sie würde, sobald sie im Himmel angekommen wäre, den Herrn für ihn bitten, und er würde in Kurzem für seinen Schutz belohnt werden. Dieser Verheißung gemäß erschien sie ihm drei Tage nach ihrer Marter in der Nacht, setzte ihm eine Krone auf das Haupt und sagte ihm, Gott habe ihn zu seiner Glorie auserwählt. Er aber, vom Herrn erleuchtet, nahm den Glauben an und besiegelte denselben mit seinem Blute. Dieß alles erzählt Eusebius in seiner Kirchengeschichte.

Weit und breit erglänzte der Ruf der großen Gelehrtheit des Origenes, der durch wunderbare Beredsamkeit zahllose Ketzer und Heiden bekehrte, unter welchen erstern sich ein gewisser Ambrosius befand, der ihm treffliche Dienste that, in seinen wissenschaftlichen Bemühungen ihn reichlich unterstützte, und ihm sieben Schreiber hielt, welchen er, was ans Unglaubliche gränzt, oftmals zugleich dictirte; wie der heilige Hieronymus mit großem Erstaunen von ihm erzählt.

Dennoch fiel dieser so ausgezeichnete und in der Kirche so hochberühmte Mann in verschiedene Irrthümer; was den Gläubigen zum größten Ärgernisse gereichte. Denn da Origenes eines sehr reinen Lebens und großer Geduld sich befliß, einen Märtyrer zum Vater hatte, Christi wegen seiner ganzen Habe beraubt ward, um des Glaubens willen oftmalige und schwere Versuchungen erlitt, überdieß alles aber so erhabenen Geistes, so vortrefflich in allen Wissenschaften und der größte Lehrer unzähliger Priester,

Doctoren, Bekenner und Märtyrer war, und dessen ungeachtet in vielfältigen Irrthum fiel, ward er für Viele eine Ursache zum Abfall von der Reinheit des Glaubens, eine große Versuchung und ein schweres Ärgerniß.

»Was, spricht der selige Vincentius von Lerins, ein Zeitgenosse des heiligen Augustinus, kann je mit der Versuchung des Origenes verglichen werden, der mit so großen und so wunderbaren Vollkommenheiten begabt war, daß bei dem ersten Anblick Jedermann geurtheilt hätte, der Glaube dieses Menschen müsse die Regel und Richtschnur des Glaubens aller übrigen Menschen seyn? Denn können ein gutes Leben und lobwürdige Sitten ein Ansehen geben: wie groß war da seine Reinheit, seine Enthaltsamkeit, seine Geduld und Sanftmuth! Betrachtet man den Adel: was kann man je adeliger und erlauchter achten, als von einer Familie berühmter Märtyrer abzustammen? Ja was noch mehr? Ward er etwa einer andern Ursache als der Liebe Christi wegen seines Vaters und aller seiner Habe beraubt, und in den Drangsalen der heiligen Armuth so oft wegen des Bekenntnisses des wahren Glaubens betrübt?«

»Seine Wissenschaft war so groß, daß es in der menschlichen und göttlichen Philosophie wenig Dinge gibt, die er mit dem Scharfsinn seines Verstandes nicht begriffen hätte. Er wußte die griechische und hebräische Sprache auf das vollkommenste, und seine Beredsamkeit war so lieblich, so freundlich und so süß, daß es schien, als gingen aus seinem

Munde nicht sowohl Worte als Honigbäche hervor. Von seiner Schule gingen Doctoren, Priester, Bekenner und Märtyrer in großer Anzahl aus; und seine Tugenden waren so wunderbar, daß von den fernsten Gränzen der Erde Menschen kamen, ihn kennen zu lernen. Wer unter den Christen achtete und verehrte ihn nicht als einen großen Propheten? Welcher Gelehrte oder Philosoph erkannte und bekannte ihn nicht als seinen Meister? Mammea, die Mutter des Imperators Alexander, von dem Lob angezogen, das allenthalben auf der Welt von diesem großen Manne ertönte, ließ ihn nach Rom einladen, um an der himmlischen Lehre, die aus seinem Munde hervorging, Antheil zu erhalten. Selbst der Philosoph Porphyrius, ein Todfeind der Christen bekannte, daß er als ein Jüngling sich nach Alexandrien begeben habe, ihn kennen zu lernen; und er habe ihn gesehen beladen mit Jahren, mit Verdiensten, Wissenschaften und glänzendem Ruhme.«

»Wer hätte in jener Zeit sich gefunden, der seinem Sinne und Wissen so sehr getraut hätte, daß er nicht lieber hätte mit Origenes irren, als mit der Wahrheit andern Lehrern folgen wollen? Ja was noch mehr? die Sache ging so weit, daß der Fall eines so großen Mannes der ganzen Kirche Gottes zur Versuchung gereichte, und eine Veranlassung ward, daß Viele Schiffbruch im Glauben litten; weil Origenes, der die Gnade Gottes frech mißbrauchte; seinem eigenen Sinne und seiner Lehre all zuviel glaubte; und die alte Einfalt der christli-

chen Religion gering achtete, da er glaubte mehr als Alle zu wissen und die Traditionen der Kirche und die Lehrsätze, die der Nachkommenschaft übergeben waren, für nichts achtete, ja einige Capitel der heiligen Schrift auf solche Weise erklärte, daß jene Worte der Schrift auf ihn angewendet wurden: »Wenn ein Prophet aufsteht in deiner Mitte oder Einer, der da sagt, er habe einen Traum gesehen, und sagt ein Zeichen oder Wunder vor, und es geschieht was er gesprochen hat; und er spricht zu dir: Laßt uns hingehen und fremden Göttern folgen, die du nicht kennest, und ihnen dienen, so sollst du die Worte jenes Propheten oder Träumers nicht anhören, denn der Herr euer Gott versuchet euch, ob ihr Ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebet oder nicht?« (Deut. 13.) Also spricht der heilige Vincentius von diesem wunderbaren Manne.

Der heilige Epiphanius spricht im zweiten Buche von der Ketzerei, Origenes habe den Götzen Weihrauch gestreut; und zwar damit er nicht wäre zur gräßlichsten Unzucht gezwungen worden: ita ut in abusum corporis ipsius Aethiopem ipsi subornarent, aut sacrificare juberent. Es hatte aber Origenes einen so großen Abscheu vor aller Unreinigkeit, daß er lieber den Götzen opfern, als einer solchen Schändlichkeit sich preisgeben wollte. Da diese Schmach zu Alexandrien ihm widerfahren war, und er die Beschämung darüber nicht ertragen konnte, es auch nicht wagte, in dieser Stadt sich sehen zu lassen, wo sein Fall bekannt war, ging er nach Je-

rusalem, wo, als seine Ankunft ruchbar ward, der Clerus und das Volk, von seinem großen Rufe bewogen, ihn dringend baten, zu ihrer Belehrung und zu ihrem Troste öffentlich zu sprechen. Er entschuldigte sich so sehr er nur konnte; da er aber ihrer heftigen Zudringlichkeit sich nicht erwehren konnte, stand er auf, nahm die heilige Schrift zur Hand und schlug zufällig die Worte auf: »Zu dem Sünder aber spricht Gott: Warum verkündigest du meine Gerechtigkeiten und nimmst meinen Bund durch deinen Mund?« (Ps. 49.) Nach der Lesung dieser Worte aber gab er das Buch zurück und fing an so bitterlich zu weinen, daß alle Umstehenden mit ihm weinten. Denn hatte er auch den Glauben nur äußerlich verläugnet, so fiel ihm doch diese Schuld über allen Ausdruck schmerzlich; und glaublich ist's auch, daß er abermal von seinem Falle sich erhob, wie auch der heilige Augustinus in jenen bekannten Worten anzudeuten scheint: de Origene quidem dubitatur, de Tertulliano autem desperatur.

4.

Von der Ehrfurcht, welche man in früheren Zeiten den Bildern der Herrscher erwies, und auf welche Weise Theodosius gegen die Bürger von Antiochia sich betrug, die sein eigenes und das Standbild seiner verstorbenen Gemahlinn mißhandelten.

Bilder und Statuen werden, wie Alle wissen, blos in so fern verehrt als sie die Person vorstellen, deren Abbildungen sie sind; da die Verehrung, die

ihnen erzeigt wird, sich nicht auf Holz, Stein oder Erz bezieht, sondern weiter geht und Gott, den Heiligen, den Fürsten, oder die geehrte Person, deren Ähnlichkeit das Holz, der Stein oder das Erz darstellt, als ihr letztes Ziel betrachtet. Der heilige Johannes Chrysostomus erzählt hierüber in einer seiner Homilien, daß bei Gelegenheiten, wo die Bilder des Kaisers in den Städten feierlich umher getragen wurden, der Magistrat und das Volk denselben mit brennenden Kerzen entgegen gingen, und durch solche Verehrung ihrem abwesenden Fürsten ihre Ehrfurcht bezeugten.

So wie aber diese Verehrung der Bilder der Imperatoren ein Zeichen der Ehrfurcht war, eben so ward auch die Verunehrung der nämlichen Bilder als eine Verunehrung und schwere Beleidigung der Personen betrachtet, die durch solche vorgestellt wurden. Ein auffallendes Beispiel dessen sehen wir in der Kirchengeschichte des Theodoretus; welcher erzählt, wie hoch Theodosius die Beleidigung hielt, als er erfuhr, daß man sein eigenes und das Bild seiner Gemahlinn zur Erde geworfen und mißhandelt hatte. Als nämlich dieser Imperator sich rüstete gegen Maximus zu Felde zu ziehen, sah er sich genöthigt, einen neuen Tribut auszuschreiben. Da aber diese Abgabe den Bürgern sehr beschwerlich fiel, murreten sie laut darüber; und die von Antiochia begnügten sich nicht, ihre Unzufriedenheit auf solche Weise kund zu geben; sondern sie ergriffen das eherne Standbild der verstorbenen Gemahlinn des Theodo-

sius, Flacilla Augusta, und schleiften solches mit großer Schmach durch die Straßen der Stadt; ja die nämliche Beschimpfung widerfuhr auch dem Standbilde des Theodosius selbst.

Hierüber gerieth aber der Imperator in großen Zorn und sandte den Cäsarius, Präfecten des Pallastes, mit einem der Kriegesobersten, Elebacos genannt, nach Antiochien, die Empörer zu bestrafen. Als nun diese Commissäre daselbst angekommen waren, benahmen sie der Stadt Antiochia den Titel der Hauptstadt Syriens und übertrugen denselben an die Stadt Laodicäa; verschlossen dann alle öffentlichen Orte, Gärten, Bäder, Theater und andere Plätze der Stadt, verhafteten viele Adeligen, die in Verdacht standen, Urheber oder doch Mitwisser jenes Verbrechens zu seyn, füllten alle Gefängnisse an, zogen alle Güter der Verdächtigsten ein, und bereiteten sich, die furchtbarsten Strafen an Denjenigen zu üben, die dieses Verbrechens überwiesen waren. Viele hatten sich bereits geflüchtet; Jene aber, die nicht hatten entfliehen können, warteten in großer Angst, daß auch sie würden eingekerkert und gepeiniget werden; und wußten sich keinen bessern Rath als in die Kirche zu fliehen, und hatten auch keine andere Hoffnung als Gottes Barmherzigkeit, an welche der heilige Chrysostomus in seiner Rede de statuis sie ermahnte, in Gebet und Bußwerken sich zu wenden.

Als aber dieß Gerücht durch die Flüchtlinge in der Einöde kund ward, da begaben sich die Mönche

und die heiligsten Einsiedler der Wüste nach Antiochia und brachten es im Verein mit den Priestern der Stadt, durch ihre dringenden Bitten dahin, daß die Richter mit der Bestrafung der Schuldigen so lange zögerten, bis der Imperator von den Bitten um ihre Verzeihung benachrichtiget wäre. Bei dieser Gelegenheit hielt der heilige Chrysostomus, der zur Zeit dieser Drangsal sich zu Antiochia befand, viele Reden an das Volk, die noch heut zu Tage gelesen werden und voll des Geistes Gottes und der trefflichsten Beredsamkeit sind. Einer der besagten Mönche aber, Namens Macedonius, der durch seine große Heiligkeit selbst den Richtern die höchste Ehrfurcht einflößte, sprach dieselben in folgenden Worten an:

»Ihr edlen Männer, saget dem Theodosius, daß er, ob auch Imperator, dennoch nur ein Mensch ist, und folglich nicht nur die kaiserliche Würde, sondern auch seine eigene Natur ins Auge fassen soll; da er selbst ein Mensch, über Solche herrscht, die nicht minder Menschen und nach Gottes Bilde und Ähnlichkeit erschaffen sind. Nimmer also soll er befehlen wollen, daß das Bild Gottes so unmenschlicher Weise vertilgt werde; denn zu großem Zorne reizt den Schöpfer, wer das Ebenbild desselben so schmählich entehrt. Er betrachte, wie höchlich die Beleidigung ihm mißfiel, die dem ehernen Bilde seines Weibes angethan ward, und beleidige nicht Gottes lebendiges Bild; denn Keinem ist ja unbewußt, wie groß der Unterschied zwischen einem eitlen

und todten, und zwischen einem beseelten, lebendigen und mit Vernunft begabten Bilde sei. Überdieß auch soll er aufmerksam erwägen, daß es uns ein Leichtes ist, statt Eines ehernen Bildes hundert andere zu gestalten; daß aber er, trotz aller seiner Macht, es nicht vermag, einem Menschen, den er tödtete, auch nur Ein Haar zu ersetzen.«

Diese Rede machte einen so tiefen Eindruck auf die Richter, daß sie dieselbe dem Theodosius wörtlich berichteten. Auch wirkte mit diesen heiligen Einsiedlern vorzüglich für die Verzeihung der Bürger von Antiochia ihr Bischof Flavianus, der von keinem Hindernisse, und weder von seinem hohen Alter noch auch von der Rücksicht für seine sterbende Schwester sich abhalten ließ, und nach Constantinopel eilte, den gerechten Zorn des Imperators zu besänftigen. Es gelang auch diesem ehrwürdigen Greise endlich, den Theodosius zu versöhnen, der zu Denjenigen, die ihn abhalten wollten, den Antiochiern statt des Rechtes, Gnade widerfahren zu lassen, die denkwürdigen Worte sprach: »Was ist es auch Großes, wenn wir den Menschen verzeihen, da der Herr der Welt auf Erden kam, uns zu Liebe Knechtesgestalt annahm, und, von Denjenigen gekreuzigt, welchen er so große Wohlthaten erwiesen hatte, selbst für sie betete und sprach: Verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun! Was also thun wir Erstaunliches, wenn wir unsern Mitknechten verzeihen?«

Und er that auch nicht weniger als er verhieß;

denn da der Bischof Flavianus zu Constantinopel sich aufhalten wollte, das nahe Osterfest mit Theodosius zu feiern, ließ er dieß nicht zu; sondern bat ihn, daß er ohne Zögerung nach Antiochia zurückkehren möchte, die Inwohner durch seine Gegenwart zu trösten und ihnen alle Furcht zu benehmen. Und als Flavianus ihn bat, er möchte ihnen die Freude gewähren, seinen Sohn Theodosius zu ihnen zu senden, verhieß er, sobald der Krieg zu Ende wäre, selbst dahin zu kommen; über welche That der heilige Chrysostomus seine Freundlichkeit mit großen Lobsprüchen erhebt. Deßgleichen schildert auch der Philosoph Themisius seine Huld in sehr zierlichen Worten, da er nicht nur seinen Beleidigern zeigte, daß er ihnen aus herzlichem Gemüthe verzieh, sondern auch Vorkehrungen traf, daß diese Verzeihung ihnen mit möglichster Schnelligkeit kund gethan würde. Es traf auch Flavianus noch zu rechter Zeit zu Antiochia ein, und feierte in unbeschreiblicher Freudigkeit das Osterfest mit den Seinigen; zu welcher Zeit der heilige Chrysostomus eine wundersame Rede an das Volk hielt und alle ermahnte, Gott für eine so große Wohlthat zu danken.

5.

Von der Arglist mit welcher Photius, der unrechtmäßige Patriarch zu Constantinopel, die Gewogenheit des Imperators Basilius sich erwarb, und von einigen Umständen aus dem Leben dieses Fürsten.

Dieser Photius war aus gerechten Gründen in die Verbannung verwiesen worden, weil er durch Ränke und Bestechung sich auf den Patriarchensitz zu Constantinopel eingedrängt, und als ein Laie zum Bischof hatte weihen lassen. Dieß war von Gregorius geschehen, der Bischof zu Syracus gewesen war, aber wegen Ketzereien und Verbrechen von diesem Stuhle abgesetzt und in den Kirchenbann gethan war. Photius, nicht minder schlau und listig als lasterhaft, verfaßte nun, seine Absicht zu erreichen, und abermal auf den Patriarchensitz sich zu schwingen, eine falsche Geschichte; ging darin von Tyridates, König von Armenien aus, und ordnete auf seine Weise ein Geschlechtsregister, nach welchem er die uralte Abkunft und den Adel Basilius, des Macedoniers, Imperators von Constantinopel erwies, dem er, als er die Geschichte bis auf seine Geburt durchgeführt hatte, den falschen, aber geheimnißvollen Namen, Beclas gab. Dieß fabelhafte Lügengewebe schrieb er nach uralter Schriftform in alexandrinischen Lettern auf altes Pergament, und ließ solches durch einen gewissen Theophanes, der in diesem Betruge ihm diente, in die Bücherei des Pallastes stellen.

Da nun einst Basilius in diese Bücherei kam,

ordnete Theophanes die Dinge so, daß diese uralte Schrift ihm in die Augen fallen mußte; und erweckte ein großes Verlangen in dem Gemüthe des Imperators, die Wunderdinge zu erfahren, die in diesem geheimnißvollen Buche enthalten wären. Doch Theophanes antwortete auf die dießfällige und erwartete Frage des Basilius, Niemand sei im Stande, dasselbe zu lesen und zu erklären, außer der einzige Photius. Der Imperator, von glühender Neugier getrieben, sandte sogleich um ihn, damit er ihnen über jene räthselhafte Schrift Aufschluß geben möchte. Als aber Photius ankam, erklärte er sogleich, er könne das Geheimniß, das in dem Buche enthalten sei, nur der Person des Monarchen allein mittheilen, für den eigentlich das Buch geschrieben scheine. Bei diesen Worten ward die Ruhmgier des Basilius über allen Ausdruck entflammt; so daß er allen Haß gegen Photius fahren ließ und ihn aufs neue in seine Gnade aufnahm.

Als sie nun allein in den Zimmern des Pallastes waren, da erklärte er dem Basilius, daß er von einem uralten königlichen Geschlechte abstamme; der Name Beclas aber, den das Buch ihm gebe, sei geheimnißvoll, weil jeder einzelne Buchstab ein ganzes Wort bedeute, der Name selbst aber seine ganze Familie umfasse. Denn der erste Buchstab B bedeute ihn, den Imperator selbst, E seine Gemalinn Eudoxia, C, seinen ältesten Sohn Constantin, L, A, und S, aber seine jüngern Söhne Leo, Alexander und Stephanus. Über diese glücklichen Vorbedeutungen

für sich und sein Haus, und über die lange Ahnenreihe, die der Betrieger erdichtet hatte, ward Basilius so sehr entzückt, daß er ihm die größten Gnaden erzeigte, und nach dem baldigen Tode des wahren Patriarchen Ignatius, ihn abermal unwürdiger Weise auf den Patriarchenstuhl zu Constantinopel erhob.

Um aber die Eitelkeit dieses Basilius für die Verherrlichung der Abkunft seines Hauses deutlich zu sehen, wollen wir hier anführen, was Constantinus Manasses in seinen Jahrbüchern von ihm spricht, und worin wir lesen wie folgt. »Basilius ward in einem kleinen Weiler unfern der Stadt geboren, die einst Orestias hieß, die aber späterhin von dem Imperator Adrianus Adrianopel genannt wurde. Seine Ältern waren arm und verdienten ihr Brot mit der Arbeit ihrer Hände. Bei Gelegenheit eines Aufstandes der Bulgaren gegen Adrianopel ward er gefangen genommen; und kam dann, nachdem er von dieser Gefangenschaft befreit ward, in die Gränzen des römischen Reiches, wo er bald Diesem, bald Jenem um Geld diente, und viel Elend und Ungemach erlitt.«

»Endlich kam er nach Constantinopel, wo ihm etwas fürwahr sehr Denkwürdiges widerfuhr. Als er nämlich daselbst in der Nähe des Tempels zum heiligen Diomedes auf der bloßen Erde schlief und nur mit seinen groben Gewanden bedeckt war, hatte der Sacristan derselben Kirche ein Traumgesicht, worin es ihn bedünkte, als würde ihm der Befehl

ertheilt, er sollte aufstehen, hinausgehen und den Imperator in sein Haus einführen. Er stand auch alsbald auf und ging hin zur Kirche; weil er aber daselbst Niemand als einen armen Menschen sah, der mit einem groben Kleide angethan und barfuß war, hielt er den Traum für ein eitles Gesicht und eine Täuschung, kehrte zurück und begab sich abermal zu Bette. Er war aber kaum eingeschlafen als er dasselbe Gesicht zum zweiten und dritten Mal ersah; worauf er denn erachtete, es sei dieß eine Ermahnung vom Himmel, neuerdings hinausging und den Basilius einlud, in sein Haus zu kommen, woselbst er ihn sehr freundlich aufnahm.«

»Basilius war wohlgestaltet, hatte eine edle Gesichtsbildung, ein herrisches Ansehen und eine große körperliche Stärke. Nach einiger Zeit ward er am Hofe bekannt, woselbst der damalige Imperator Michael ihn sah und für ihn eingenommen ward; er gab ihm sogar einen Dienst im Stalle; und da er ihm immer besser gefiel, stellte er ihn im Pallaste selbst an, wo er Anfangs eine Art Kammerdienstes vertrat, dann Kämmerling und der Vertraute des Imperatores ward und neben dem Schlafgemach desselben schlief. Endlich stieg er so sehr im Vertrauen und in der Gnade dieses Fürsten, daß seine Mutter über diese so große Wichtigkeit des Mannes erschrack, und einmal zu Michael sprach: Imperator und Sohn, betrachte diesen stattlichen und starken Mann wohl, dem du so große Ehre erzeigest und ohne den du nichst seyn kannst! Ich sa-

ge dir, und wollte Gott, ich würde zur Lügnerinn, dieser Mann wird unsre Familie gleich einem Drachen die federnlosen Küchlein einer unglücklichen Henne verschlingen, verheeren, ermorden, und gänzlich vertilgen!« Und was diese weise Frau prophezeit hatte, traf pünctlich ein, denn Basilius tödtete den Michael und riß das Reich an sich, wie aus der Geschichte bekannt ist.

6.

Von einigen denkwürdigen Umständen bei dem Tode des Königs Richhard von England.

Richhard, König von England führte im Jahr 1198 schweren Krieg mit Philipp von Frankreich. Innozenz III. der damals die Kirche regierte und sehnlich verlangte, Frieden zwischen diesen Fürsten zu stiften, sandte in dieser Absicht einen Cardinal-Legaten ab, damit er ihre Streitigkeiten schlichtete und sie dahin stimmte, die Waffen abzulegen und sich in freundlicher Eintracht zu vereinigen. Da aber beide Könige, wegen ihrer Ansprüche und ihres Nutzens, gegen die väterlichen Ermahnungen des Papstes sich sehr hartsinnig erzeigten, weissagte ihnen ein heiliger Priester, Namens Fulco, berühmt durch die Gabe der Weissagung und der Wunder, daß wofern sie ihren Haß und ihre Waffen nicht ablegten, um sich friedlich mit einander zu vereinigen, Einer aus ihnen im Verlauf des Jahres sterben würde. Und wie er dieß weissagte, also geschah es auch, denn Richhard starb an den Folgen einer Wunde,

die er bei der Belagerung einer Vestung bekam. Dieß geschah auf folgende Weise.

Voldemar, Pfalzgraf von Limoges, hatte innerhalb der Gränzen seines Gebietes einen großen Schatz an Gold und Silber gefunden und dem König Richhard, seinem Herrn, einen nicht unbedeutenden Theil desselben gesandt. Dieser Schatz bestand, wie erzählt wird, in einigen Bildsäulen vom feinsten Golde, welche einen Kaiser vorstellten, der mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern zu Tische saß; dabei war auch die Jahreszahl angemerkt, wann er regiert hatte. Da nun der König sich nicht mit dem Antheil begnügte, den Voldemar ihm gesandt hatte, und behauptete, es gebühre ihm das Ganze, Voldemar aber solcher Forderung sich nicht fügte, kam es zu den Waffen; der König sammelte ein Heer und belagerte Caluz, wo Voldemar sich aufhielt. Es wollten zwar die Vertheidiger dieser Veste sich auf gewisse Bedingnisse ergeben, doch der König verwarf dieselben stolz und grausam; wodurch die Streiter, zur Verzweiflung gebracht, feierlich schwuren, sich zu rächen und ihr Leben theuer zu verkaufen.

In dieser Vestung befand sich ein gewisser Bertram von Gurdun, der vor Begierde nach Rache glühte, da Richhard seinen Vater und zwei seiner Brüder hatte ums Leben bringen lassen; und während der König den Sturm wagte und selbst die Mauern erstieg, schoß er einen Pfeil auf ihn ab, und brachte ihm eine schwere Wunde bei, die, von

dem Wundarzt ungeschickt behandelt, tödlich wurde; so daß die Weissagung des Gottesmannes Fulco in Erfüllung ging, und der König sterben mußte. Er machte also ohne Zeitverlust sein Testament, ernannte seinen Bruder Johannes zum Nachfolger in der Regierung und hinterließ Otto, dem König von Deutschland den dritten Theil seines Reichthums, Allen aber ein denkwürdiges Beispiel der Huld und der Verzeihung schwerer Beleidigungen. Denn als nach seiner Verwundung die Seinigen zur Wuth entflammt, die Vestung mit Gewalt erobert hatten, ließ er den gefesselten Bertram, der ihn so schwer verwundet hatte, vor sich kommen und sprach zu ihm: Was habe ich dir gethan, daß du mich tödlich verwundetest? Bertram antwortete: Du hast meinen Vater und meine beiden Brüder ermordet, und hättest auch gern mir das Leben genommen. Nun steht es bei dir; thu mir an was du willst; ich werde jede Qual willig ertragen, da ich sehe, daß auch du stirbst, der du so viel Böses in der Welt gethan hast!

Da befahl der König, ihn zu entfesseln und frei zu entlassen; sprach, er verzeihe ihm das Böse, das er durch diese Verwundung ihm gethan, die ihm den Tod bringe, und ließ ihm überdieß hundert Goldthaler ausbezahlen. Indessen ward er dennoch, als er fortging, von einem gewissen Mardochäus festgehalten und nach Richhards Tode tödtete ein natürlicher Sohn dieses Königs, Philipp genannt, den Pfalzgrafen von Limoges aus Rache.

Diese Geschichte ist aus den Werken mehrerer engländischen Schriftsteller enthoben, und Odoricus Rinaldi, der Fortsetzer des Baronius erzählt solche im 13. Buche der Kirchengeschichte. Die Goldgier Richhards aber zeigt, wie wahr jener Ausspruch des Weisen ist: »Gold und Silber hat Vielen den Untergang gebracht, es erstreckt sich sogar bis zu den Herzen der Könige und verkehrt dieselben.« (Eccli. 8.) Übrigens erzeigte der Herr Barmherzigkeit an diesem Könige, da er mit der Spitze des feindlichen Pfeiles milde Gesinnungen und Feindesliebe in sein Gemüth einführte; und er so weit von Rache entfernt war, daß er dem Feinde die Freiheit und überdieß eine, für die damalige Zeit bedeutende Summe Geldes schenkte; durch welches Beispiel wir lernen, daß die Trübsal, von der göttlichen Gnade begleitet, eine große Wohlthat Gottes ist, und gesegnete Früchte hervorbringt.

7.

Von der besondern Huld und Milde eines ägyptischen Sultans gegen die Christen.

Es gibt zuweilen, selbst unter den wildesten Nationen edle Gemüther, die sich alles Stolzes gegen Feinde enthalten, die in ihrer Macht sind, und dieselben lieber durch Menschenfreundlichkeit und Milde, als durch die Gewalt der Waffen besiegen. Also bezeigte sich jener Sultan Ägyptens gegen das christliche Heer das im Jahre 1221 ausgezogen war, das heilige Land zu erobern. Bei diesem Heere be-

fand sich Pelagius, Cardinal und Bischof von Ostia, den Honorius III. als Legaten mitgesandt hatte, und der von der Hoffnung entzückt, man könne die mahomedanische Secte in der That ausrotten und durch die Waffen vertilgen, darauf drang und höchst ernstlich mahnte, man sollte Groß-Cairo und Ägypten einnehmen. Es widersetzte sich ihm aber Brennus, König von Jerusalem und sagte ihm, das Heer hätte sich keineswegs versammelt, Ägypten einzunehmen, sondern das heilige Land wieder zu erobern. Doch Pelagius ergab sich diesem Grunde nicht, sondern blieb fest bei seiner Meinung und drohte, er würde, wofern man länger sich weigerte, das Heer zur Eroberung von Ägypten anzuführen, mit geistlichen Censuren vorgehen und Diejenigen in den Bann thun, die dieser Unternehmung Hindernisse legten.

Durch das Ansehen und die Drohungen des Legaten bewogen, machte endlich das christliche Volk sich auf und marschirte zu 70,000 Mann auf Cairo los. Der Sultan aber, dem dieß sogleich berichtet wurde, theilte sein Heer in zwei Abtheilungen ab und besetzte die Pässe dergestalt, daß dem christlichen Heere weder Hilfe noch Lebensmittel aus Damiette kommen konnten; von Vorne aber hielt er sie also enge eingeschlossen, daß sie nicht einen Schritt vorwärts thun konnten. So standen sie nun einige Tage gleichsam unbeweglich und fingen an großes Elend, Ungemach und Hunger zu leiden. Es gab kein besseres Mittel, dieser grausamen Lage zu ent-

kommen, als eine Schlacht zu liefern; doch der Sultan, der seinen Vortheil ersah, wollte ihnen durchaus nicht Luft machen noch auf das Spiel setzen was er bereits sicher in Händen hielt; sondern sah ruhig zu, wie das Heer der Christen von Elend und Hunger aufgerieben ward.

Dieser Belagerungsstand, wie man ihn füglich nennen kann, dauerte zwei volle Monate; unterdessen aber wuchs der Nil zu einer ungewöhnlichen Höhe, und es wurden die Schleussen aufgezogen, so daß nun die Fluthen das ganze Land überschwemmten und das Heer der Christen über einen Schuh hoch im Wasser stand. Nun ward auch noch das wenige Gras ungenießbar, das den Rossen bis dahin zur Weide gedient hatte. Kurz die Noth des Heeres war so groß, daß sie sich nicht drei Tage mehr halten konnten, ohne gänzlich zu Grunde zu gehen; und es zeigte sich von keiner Seite auch nur die entfernteste Möglichkeit, durch die Gewalt der Waffen sich eine Bahn zu brechen.

Wunderbar aber war's, daß mitten in dieser so furchtbaren Angst und Todesnoth der Sultan den Christen freiwillig den Frieden anbieten ließ, der dann unter den Bedingnissen geschlossen ward, daß die Christen Damiette, Accon und Tyrus zurückstellten, der Sultan aber ihnen den Theil des Holzes vom heiligen Kreuze zurückgäbe, das er von Jerusalem mit sich genommen hatte; und daß endlich von beiden Seiten die Gefangenen ausgewechselt würden. Als dieß alles zu Stande gebracht war,

da sandte der Sultan, der die Drangsale der Christen bemitleidete, die vor Hunger beinahe gänzlich aufgerieben waren, dem ganzen Lager Lebensmittel im Überfluß, ohne die geringste Vergütung dafür anzunehmen; und sie genügten ihnen bis nach Damiette, wohin sie mit ihrem Gepäcke sich zurückziehen durften.

Da sie aber nicht Schiffe genug hatten, alle Mannschaft sammt ihrem Gepäcke einzuschiffen, um sich in jene Gegenden des heiligen Landes zu begeben, das die Christen inne hatten, borgte der nämliche Sultan ihnen von seinen eigenen Schiffen und gab ihnen zu ihrer Sicherheit seinen eigenen Sohn als Geißel mit. Und da Einige diese Reise lieber zu Land als zu Wasser thun wollten, ließ er auch Diesen Führer geben, die sie durch die sandigen Wüsten hindurch führten. Jenen endlich welchen es nicht wohl möglich war, ihr Gepäcke weder zu Wasser noch zu Lande fortzubringen, bewilligte er die Zeitfrist eines Jahres, während welcher Zeit solches gesichert und unberührt bleiben sollte; welches Versprechen der Sultan auch getreulich hielt. Es kehrten aber die meisten mit Brennus, König von Jerusalem, nach Italien zurück. Diese Geschichte erzählen Paulus Aemilius, Nauclerus und Bzovius um das Jahr 1221.

8.

Von einigen abergläubigen Gebräuchen der Türken.

Augerius Busbeck, ein niederländischer Edelmann, der Gesandter Kaiser Ferdinands I. bei So-

liman, dem Großherrn der Türken war, theilte einem Freunde mancherlei Notizen über die merkwürdigsten Gebräuche und den Aberglauben der Türken mit, die sie bei ihren Speisen, Reinigungen, Fasten zc. beobachten; aus welchen wir hier zum Vergnügen der Leser einige ausheben wollen.

Die Türken verschmähen die Fische nicht, nur müssen solche zu jenen Gattungen gehören, welche sie rein nennen; denn die übrigen, so wie auch alle sonstigen Wasserthiere als Frösche, Schnecken, Schildkröten fliehen sie gleich dem Gifte; und lieber ließen sie alle Zähne sich einschlagen, ehe sie dieselben mit dem Finger berührten. Den nämlichen Aberglauben beobachten auch die schismatischen Griechen. Ich hatte, spricht dieser Schriftsteller unter andern einen Menschen dieser Secte in meinem Dienste, den meine übrigen Diener niemals dahin bereden konnten, daß er Schnecken gegessen hätte. Nun wollten sie ihn einmal irre führen, ließen ein Gericht derselben zubereiten und setzten auch ihm davon vor; er aber aß solche mit großer Gier als ein Gericht Fische. Da er jedoch bei dem Gelächter der Übrigen und bei den Schneckengehäusen, die sie auf den Tisch warfen, wahrnahm, daß sie ihn betrogen hätten, gerieth er in unglaubliche Angst, gab sich alle erdenkliche Mühe, dieselben herauszubrechen; klagte, jammerte und sprach, kaum würde ein zweimonatlicher Gehalt hinreichen, die Verzeihung für diese Sünde zu erlangen. Denn er sagte, ihre Priester bemäßen, je nach der Größe der Sünden, die Geld-

buße der Beichtenden, die sie dafür erstatten müßten, wenn sie davon wollten losgesprochen werden.

In demselben Schreiben gedenkt Busbeck noch eines andern sonderbaren Aberglaubens. Da ich, spricht er, in dem sogenannten Hospitale wohnte, das die Türken Imaret nennen, bemerkte ich, daß in den Ritzen der Wände kleine Papierchen steckten. Ich nahm einige derselben heraus und fragte, in welcher Absicht man sie hineingesteckt habe; denn ich war überzeugt, daß darunter irgend ein Geheimniß verborgen lag, das ich jedoch nicht errathen konnte, weil es weder durch den Inhalt der Schrift, die darauf stand, noch durch die Form des Papiers, noch durch irgend ein anderes Zeichen sich errathen ließ. Da ich jedoch neugierig war, den Grund zu erfahren, zumal da ich diesen Gebrauch auch bei andern Gebäuden wahrgenommen hatte, fragte ich mich deßfalls bei Mehreren an. Die Türken jedoch gaben mir durchaus keine Antwort; sei's, weil sie sich schämten, mir etwas zu sagen, das ich nicht geglaubt hätte; sei's, weil sie vor mir als vor einem Ungläubigen, dieß Geheimniß ihrer Papierchen verbergen wollten. Endlich erfuhr ich dennoch von Einigen, die mir etwas vertrauter geworden waren, die Türken hätten so große Ehrfurcht vor dem Papier, weil zuweilen der Name Gottes darauf geschrieben wird, daß sie auch das geringste Stückchen von der Erde aufhöben und solches, wie gesagt, in die Ritze irgend einer Mauer steckten, damit es nicht mit Fü-

ßen getreten würde. Und hierin liegt vielleicht nichts, das Tadel verdient; doch hören wir nun das Übrige.

Sie sagen also, daß am Gerichtstage, wo Mahomed seine frommen Gläubigen aus den Orten befreien wird, wo sie für ihre begangenen Sünden genugthun müssen, um sie in den Himmel einzuführen, ein langer Pfad aus feurigem Eisen der einzige Übergang sei, auf dem sie mit bloßen Füßen wandeln müssen. Denket euch nun den unermeßlichen Schmerz, den sie hier empfinden! Doch sehet auch das Wunder Mahomeds. All jenes Papier, das sie von der Erde aufgehoben, damit es nicht mit Füßen getreten werde, erscheint nun plötzlich unter den Füßen der fleißigen Sammler und gereicht ihnen zu großer Kühle und Erquickung auf diesem Wege. — Auch erinnere ich mich, daß die Türken, die auf meinen Reisen mir zu Wegweisern dienten, sich ärgerten, in heftigen Zorn über meine Diener geriethen, und sie bei mir als große Verbrecher anklagten, weil sie das Papier bei natürlichen Bedürfnissen zu unreinem Gebrauche verwendeten. Ich aber entschuldigte sie und sagte, sie sollten daran kein Ärgerniß nehmen; denn dieß sei ein so unreines Gesindel, daß sie sogar des Schweinefleisches sich nicht enthielten. Was ich aber von dem Papier erzählte, gilt auf gleiche Weise auch von den Rosenblättern, die sie ebenfalls sorgfältig von der Erde aufheben. Denn gleichwie die alten Fabeldichter sagten, die Rosen seien aus dem Blut der Venus geboren, also be-

haupten die Türken, sie seien aus dem Schweiße Mahomeds hervorgegangen.

In einem andern Schreiben spricht Busbeck von den vernunftlosen Thieren und sagt: die Türken mißhandeln durchaus kein Thier. Sie halten keine Hunde im Hause, weil sie solche als unreine Thiere betrachten. Dagegen halten sie und liebkosen die Katzen, weil sie ihrer Meinung nach, reiner und der Geilheit nicht so öffentlich ergeben sind als die Hunde. Diese Sitte bestätigen sie auch durch das Beispiel ihres Propheten; denn sie erzählen, es sei einst während Mahomed las, eine Katze ihm zur Seite gewesen, die auf seinem Ermel eingeschlafen wäre. Da er nun habe aufstehen müssen, einer heiligen Function abzuwarten, wollte er der Katze nicht lästig seyn, und schnitt, um sie nicht zu stören, lieber das Stück Tuch aus seinem Ermel heraus; nur damit sie bequem fortschlafen könnte.

Ob sie aber auch die Hunde verabscheuen und solche nicht im Hause haben, woher denn auch diese Thiere von den Unreinigkeiten leben, die auf die Gasse geworfen werden, haben sie dennoch Mitleid mit den Hündinnen zur Zeit, wo solche ihre Jungen werfen, und bringen ihnen zu essen; was sie für lobwürdige Frömmigkeit halten. Ich sagte ihnen einmal, sie thäten für die Hunde, was sie nicht für einen Menschen, zumal wenn solcher ein Christ wäre, thun würden; sie aber antworteten mir: Menschen haben den Gebrauch der Vernunft, und diese erleuchtet sie genugsam dazu, daß sie das Nothwen-

dige sich verschaffen können; die Thiere hingegen können sich nicht helfen, wofern nicht die Menschen ihnen zu Hilfe kommen; und verdienen also, daß man ihrer sich erbarme. Sehr unwillig und zornig werden sie daher, wenn sie sehen, daß Jemand ein Thier mißhandelt oder quält.

Ein venetianischer Goldschmied, der ein Liebhaber der Jagd war, fing einst eine Nachteule, die er über der Thür seines Hauses lebendig bei den Flügeln annagelte. Überdieß steckte er ihr ein Querholz in den Schnabel, das ihr den Rachen mit Gewalt offen hielt. Da nun einige Türken vorübergingen und diesen Vogel sahen, zog seine sonderbare Gestalt ihre Blicke an. Als sie aber bemerkten, daß er noch lebe und sich krampfhaft bewege, gingen sie sogleich zum Richter und klagten daselbst den Goldschmied an, der große Gefahr lief, wegen dieses vorgeblichen Verbrechens, zur Bastonade verurtheilt zu werden; und hätte nicht der Gesandte der Republik Venedig seiner sich angenommen, so wäre es ihm übel ergangen. Durch seine Vermittelung jedoch, durch sein Ansehen und seine Fürbitte ward er, zum großen Verdruß seiner Ankläger befreit, die mit den Zähnen knirschten, als ob alle Gerechtigkeit von der Erde verschwunden wäre.

Die Türken haben eine gewisse Zeit zur Faste, die unsrer Quadragesima entspricht, am Ende welcher sie auch eine Art Osterfestes feiern. Ich war einmal im Begriff, von Constantinopel zurückzukehren; allein das Verlangen und die Gelegenheit, die

ich eben hatte, zu sehen, wie die Türken ihre Ostern feiern, hielt mich zurück. Es sollte nämlich der Sultan mit seinem Heere in einer großen Ebene dieß Fest begehen. Damit ich nun die Ceremonie dieses Tages bequem sehen könnte, traf ich Fürsorge, einen Platz auf einer kleinen Anhöhe zu bekommen, die nicht weit von dem Zelte Solimans entfernt war; und ich erhielt für weniges Geld, das ich einem Soldaten gab, der daselbst sein Zelt hatte, in das ich mich am früheſten Morgen begab, alle Bequemlichkeit, die ich nur verlangen konnte.

Von diesem Orte aus sah ich also eine große Anzahl Türken, die ihr Gebet in tiefster Stille verrichteten und die Worte der Gebete anhörten, die ihr Priester mit lauter Stimme vorbetete. Dieß ganze Volk war in schönster Ordnung gereiht und sie standen so unbeweglich als ob sie nicht Menschen, sondern Bäume wären. Die Ansehnlichsten aus ihnen standen zunächst dem Zelte Solimans; dann folgten die Übrigen je nach ihrem Range, in Gemäßheit welches sie auch mehr oder minder prächtig gekleidet waren. Die Verschiedenheit der Farben ihrer Gewande aber gewährte einen entzückenden Anblick; dazu trugen alle Turbane von den feinsten Linnen und weiß wie Schnee. Keiner hustete, keiner spie aus, keiner rührte sich, keiner bewegte das Haupt, seinen Nachbarn anzuschauen; nur wenn der Priester den Namen Mahomed aussprach, neigten sie das Haupt bis auf die Knie; nannte er aber im Gebet den Namen Gottes, dann machten sie eine

noch größere Reverenz, und neigten sich bis zur Erde, die sie auch küßten.

Überhaupt pflegen die Türken mit großer Aufmerksamkeit und Ehrfurcht zu beten; denn sie sind der Meinung, daß sie, wenn sie während des Gebetes an irgend einem Theile des Körpers sich auch nur leicht mit dem Finger krazten, alle Frucht und alles Verdienst des Gebetes verlieren würden. Auch sagen sie: Wenn du in Gegenwart eines Bascha dich mit so großer Sittsamkeit und Ehrfurcht beträgst: wie weit mehr bist du schuldig, dieß in Gegenwart Gottes zu thun, dessen Majestät alle menschliche Größe unendlich übertrifft? Also sprechen und urtheilen sie; und wahrlich mit großem Rechte.

Ist das Gebet zu Ende, so lösen sich die Reihen auf und zerstreuen sich nach Willkühr; und es ist ein überaus schöner Anblick zu sehen, wie dann diese Menge gleich den Wogen des Meeres in dieser ungeheuern Ebene sich bewegt. Kurz hierauf ziehen in ganzen Schaaren Diejenigen auf, welche das Mittagmahl gegen das Zelt des Großsultans bringen; doch lauern diesen die Janitscharen auf, stürmen auf sie los, nehmen ihnen die Speisen hinweg und verzehren solche, der alten Sitte jenes Tages gemäß unter festlicher Freude, indeß dem Sultan von einer andern Seite neue und köstlichere Speisen gebracht werden; auf welche Weise dann dieß Fest beschlossen wird.

9.

Von den Friedhöfen in Rom, wo die Körper der heiligen Märtyrer bestattet und die Versammlungen der Christen zur Zeit der Verfolgungen gehalten wurden.

Nach den Gesetzen der zwölf Tafeln, war es, wie Cicero im 2. Buche de legibus spricht, verboten, die Leichen der Verstorbenen innerhalb der Stadtmauern Roms zu bestatten; und hierin wich die Sitte der Römer bedeutend von den Gebräuchen der Spartaner ab, welche den Gesetzen Licurgs zufolge, ihre Grabmähler nicht nur in der Stadt, sondern sogar in der Nähe ihrer Göttertempel errichteten. Jenen allein, welchen die Ehre des Triumphs zu Theil geworden war, widerfuhr auch die Ehre des Begräbnisses innerhalb der Stadt, wie aus Plutarchs Werkchen von den lakonischen Sprüchen erhellt. In Gemäßheit dieses Gesetzes also waren die Christen genöthigt, ihre Todten außerhalb der Stadt Rom zu begraben; wiewohl sie von Zeit zu Zeit die sterblichen Überreste der heiligen Märtyrer heimlich in ihren Häusern bestatteten.

Dieß Gesetz, das mit der Zeit in Abnahme gekommen war, wurde von Theodorich, König von Italien, aufs Neue in Kraft gesetzt; Imperator Leo aber, der Philosoph genannt, hob dasselbe gänzlich auf. Übrigens verbrannten die Christen die Leichen ihrer Verstorbenen nicht gleich den Heiden; sondern sie salbten solche mit wohlriechenden Salben und bestatteten sie in Cimeterien, die auch Areä,

Tomben, Catacomben, oder Tatacomben, oder wegen der Beschaffenheit des Ortes auch Sandgrotten genannt wurden. Der gewöhnliche Name jedoch war Cimeterien, welches griechische Wort Schlafstätten bedeutet; um dadurch auszudrücken, daß, unserm heiligen Glauben gemäß, die Gläubigen nicht sterben, sondern im Herrn schlafen, bis die letzte Posaune sie weckt, die alle Serblichen zum Gerichte beruft. Diese Weise, die Leichen in Grotten und Grüfte zu begraben, scheint dem Gebrauche der Hebräer abgeborgt; denn Abraham erkaufte in dieser Absicht jene zweifache Höhle von Ephron (Genes. 23.), und auch unser Heiland ward in einer Felsenhöhle begraben.

Baronius zählt unter dem Jahre Christi 226 bis dreißig Cimeterien oder Friedhöfe in Rom und in der Umgegend. Im Innern dieser Cimeterien pflegten die Christen sich zu versammeln, da sie keine bessere Gelegenheit hatten, ihre Versammlungen zu halten; aus dem nämlichen Grunde auch versammelten sie sich zur Zeit der Kirchenverfolgungen in den Kerkern, wie der heilige Cyprian in seinem fünften Sendschreiben berichtet. Indessen war die Verfolgung oft so heftig und es lauerten die Heiden so wachsam auf alles was die Christen thaten, daß diese Letzteren, die es wahrnahmen, daß sie beobachtet wurden, sich nicht getrauten, an den besagten Orten sich zu vereinigen; weßhalb der heilige Papst Cornelius an den Bischof Lupicinius schreibend, klagte: »wir durften nicht einmal in den bekannteren

Grüften die Messe halten.« Und der Imperator Valerianus ließ im Jahre 260 in allen Provinzen ein Edict bekannt machen, kraft dessen er befahl, die Christen durch die schwersten Qualen zu zwingen, ihre Religion zu verlassen, und ihre Versammlungen nicht in den Cimeterien zu halten.

In Zeiten aber, wo die Verfolgung aufhörte oder nicht so grausam war, hielten die Christen nicht nur ihre Versammlungen darin, sondern sie errichteten auch Gebäude darauf; denn ausdrücklich steht in dem Buche de romanis Pontificibus geschrieben, daß der Papst Fabianus viele Gebäude über den Sandgrüften errichten ließ, wo die Grabmähler der heiligen Märtyrer waren, und daß daselbst die Gläubigen zum Gebet sich versammelten. Der heil. Hieronymus aber spricht in der Erklärung des 50. Cap. Ezechiels: »Als ich in meinen Jugendjahren zu Rom studierte, pflegte ich mit Solchen, die gleichen Alters und Vorsatzes mit mir waren, an Sonntagen in den Grabstätten der Apostel und Märtyrer umherzuwandeln und oftmals in die Grüfte einzugehen; die, in der Tiefe der Erde ausgegraben, zu beiden Seiten der Eingänge bestattete Körper in ihrem Schooße bewahren. In diesen Grüften herrscht so große Dunkelheit, daß daselbst gleichsam jener prophetische Ausspruch in Erfüllung geht:« Sie steigen lebendig in die Hölle hinab. Und selten mildert das gebrochene Licht von Oben den Schauder der Finsternisse; ja es scheint nicht sowohl aus einem Fenster als aus einem Loche zu kommen, verliert sich mälig und mä-

lig wieder; und es gedenken die, welche dann von stockfinsterer Nacht umringt sind, des Virgilischen Verses: »Schauder erschreckt, ja selbst die Stille ringsum die Gemüther.«

Diese Gebäude der Friedhöfe dauerten bis zur Zeit der Longobarden; die, ob sie auch nicht nach Rom selbst kamen, da sie von den Päpsten durch Geschenke fern gehalten wurden, dennoch in den benachbarten Orten und Schlössern großen Schaden anrichteten und die Gebäude zerstörten; wie der heilige Papst Paulus in einer seiner Constitutionen bezeugt. Nachdem aber die Kirche ruhigere Zeiten erlebte, verwendete dieser heilige Papst viele Zeit daran, die Cimeterien zu besuchen. Und, den Feinden die Möglichkeit zu benehmen, die Körper der Heiligen zu mißhandeln, die daselbst ruheten, bedünkte es ihn rathsam, jene, die er auffinden konnte, in die Stadt tragen zu lassen; was auch sehr feierlich und unter Gesängen geistlicher Lieder und Hymnen geschah; worauf sie in verschiedenen Kirchen anständig beigesetzt wurden.

Es waren aber diese Cimeterien oder Friedhöfe sehr geräumig und wurden in verschiedene unterirdische Gänge eingetheilt. Cardinal Baronius erzählt beim Jahre Christi 130, er selbst sei mehrere Male in dem Friedhofe der heiligen Priscilla gewesen, der drei italienische Meilen außerhalb Roms liegt, und wegen seines weiten Raumes, seiner zahlreichen und verschiedenen Wege und Abtheilungen sich nicht füglich anders als eine unterirdische Stadt benennen

lasse. Denn gleich beim Eingang ist die Hauptstraße, die breiter denn die übrigen ist, und die sich hierauf von beiden Seiten in andere Gassen, und dann abermal weiter gleichwie in einer Stadt, in viele Gäßchen theilt. Es sind daselbst an mehreren Orten geräumige Plätze, die heiligen Versammlungen zu halten; und diese Plätze sind mit heiligen Bildern geziert. Auch fehlt es daselbst nicht an Öffnungen, wo das Licht einfällt, die aber jetzt verstopft sind. Es erstaunte Rom, spricht Baronius, als es sah, daß es in seinen Umgebungen verborgene Städte hegte; und daß, mitten unter den Verfolgungen, christliche Colonien an Stätten voll der Grabmähler aufgeblüht waren.

10.

Von dem Senat zu Athen, Areopag genannt, in welchem der heilige Dionysius, der Areopagit genannt, Senator war.

Der Areopag war ein sehr weiser und sehr ernster Senat zu Athen, dessen Ansehen und Gerichtsbarkeit sich sehr weit erstreckte. Warum aber dieser Senat Areopag genannt ward, darüber sind nicht alle Schriftsteller einig. Das Wort selbst ist zusammengesetzt aus Ares und Pagos, welches erstere Mars, letzteres aber einen Hügel bedeutet; welchem zufolge denn Areopag so viel heißt als der Hügel des Mars. Stephan de Urbibus, ein griechischer Schriftsteller sagt, der Areopag sei ein Vorgebirge zu Athen, nämlich ein Hügel, der über das Meer hinausragte; und der heilige Isidor von Pelusium

erinnert, dieser Ort habe den Namen Areopag daher erhalten, weil Mars daselbst, der Fabel zufolge, wegen gewisser Verbrechen wäre verurtheilt worden. Demosthenes hinwieder, ein geborener Athener, behauptet in seiner Rede gegen den Aristocrates, der Ort sei nicht nach dem Mars, sondern nach martialischen Menschen also benannt worden, die mit feindseligem Gemüthe Menschen erschlagen hätten, und weil daselbst die Sache dieser Todschläger wäre verhandelt worden. Ohne ihm beizustimmen, führt der heilige Augustinus in seinem Werke von der Stadt Gottes, die Meinung des Varro an, welcher erachtet, der Ort sei nach jenem Gericht über den Mars, von welchem so eben die Rede war, also genannt worden; dieß Gericht aber sei aus zwölf Göttern bestanden, von welchen sechs den Mars, wegen eines Todschlages verurtheilten, die übrigen sechs aber ihn lossprachen.

Doch dieß sind Fabeln. Indessen sind Fabeln oft ein Beweis eines hohen Alterthums; denn es pflegten die Alten, wenn der Ursprung einer, seit undenklichen Zeiten bestehenden Sache in Vergessenheit gekommen war, zu Dichtungen ihre Zuflucht zu nehmen; wie Plutarch im Leben des Theseus bemerkt. Der nämliche Plutarch sagt auch im Leben Solons, dieser weise Gesetzgeber habe den Areopag eingesetzt; Eusebius dagegen behauptet in seiner Chronik, diese Einsetzung sei älter, und eignet dieselbe dem Cecrops an. Doch wie immer dieß seyn mag, so viel ist gewiß, daß er eine sehr lange Zeit hindurch be-

stand; denn wie Lucian in seinem Gespräche Hermotimus spricht, bestand der Areopag noch zu seiner Zeit in voller Wirksamkeit.

Es war aber die Gerichtsbarkeit dieses Senates sehr ausgedehnt; denn außer dem Urtheil über Leben und Tod, wollte Solon, daß auch die Angelegenheiten des Staates von demselben geschlichtet würden; da, wie Plutarch im Leben Solons spricht, dieser Gesetzgeber ihn »zum Wächter und Hüter aller öffentlichen Angelegenheiten« bestellte. Cicero und Aristoteles sprechen ihm überdieß die Gewalt zu, über Krieg und Frieden zu beschließen; Isocrates in seiner areopagitischen Rede spricht, diese Senatoren seien gleichsam die Schiedsrichter und Verbesserer der Sitten; Plato endlich und Demosthenes messen ihm die Entscheidung über die Angelegenheiten der Religion und der Priester bei. Darum auch lesen wir in der Apostelgeschichte vom heiligen Paulus: »Sie ergriffen ihn, führten ihn vor den Areopag und sprachen: Können wir wissen, welche neue Lehre dieß ist, die von dir gesagt wird?« (Apost. 17.) Denn es war ein Hauptverbrechen zu Athen, die Götter zu läugnen; oder ohne die Beistimmung und Erlaubniß des Senates eine neue Religion einführen zu wollen. Deßwegen ward Diagoras verbannt und ein Talent Demjenigen verheißen, der ihn umbringen würde; weil er ihres Aberglaubens spottete. Eben aus demselben Grunde ward Anaxagoras zum Tode verurtheilt; und das Nämliche wäre auch dem Protagoras widerfahren, wenn er

der Gefahr nicht eilig durch die Flucht sich entzogen hätte; weil er die Gottheit dieser Götter in Zweifel zog, die sie anbeteten. Da sie aber des Verfassers selbst nicht habhaft werden konnten, verurtheilten sie die Bücher, die er verfaßt hatte, zum Feuer.

Groß also und sehr ausgedehnt war das Ansehen und die Gerichtsbarkeit der Areopagiten; und manche Großen Griechenlands boten alle Bemühungen auf, ihre Rechte zu beschränken; weil dieser Senat gleichsam die Gestalt einer Oligarchie, nämlich einer Regierungsform hatte, wo die höchste Gewalt in den Händen Weniger liegt. In dieser Absicht wirkte Pericles, einer der vorzüglichsten Bürger Athens, welcher der Partei des Volkes gegen die Reichen anhing, mit Ephialtes, der deßgleichen großes Ansehen in der Stadt hatte, dahin, daß dem Areopag die Gewalt benommen würde, in gewissen Dingen zu entscheiden; was sie auch durchsetzten; wie Sigonius in seinem Buche: »von dem Staate der Athener« berichtet.

Merkwürdig ist indessen gleichwohl was Demosthenes in seiner Rede gegen den Aristocrates ausspricht, daß diesem Senate immer die größte Verehrung erwiesen ward; und dieß sogar von Tirannen, die in diesem Staate den Herrn spielten, und von welchen keiner es wagte, den Areopag aufzulösen. Ja, es war die Ehrfurcht gegen diesen ehrwürdigen Senat so groß, daß zur Zeit, wo Athen Könige hatte, diese, wenn sie ihren Sitzungen beiwohnten, das Diadem vom Haupte nahmen; wie der

griechische Schriftsteller Pollux im ersten Buche seines Onomasticus bemerkt. Die Gerechtigkeit und Unbescholtenheit in ihren Urtheilen war übrigens so groß, daß alle Schriftsteller des Alterthums derselben das rühmlichste Zeugniß geben.

Es vereinigten sich die Areopagiten nur die drei letzten Tage jedes Monats; alle Angelegenheiten und streitigen Fälle wurden einfach vorgetragen, und ohne Gemüthsbewegung erörtert; die Gründe für und wider den Schuldigen wurden ohne allen rednerischen Schmuck angegeben; und übertrieb irgend ein Redner und suchte durch listige Worte die Wahrheit zu entstellen um auf solche Weise der Sache, die er vertheidigte, einen bessern Anstrich zu geben, so ward ihm alsbald zu schweigen befohlen. Auch war es bei ihnen gebräuchlich, im Dunkeln zu richten, damit die Gegenwart des Schuldigen es nicht vermöchte, das Gemüth Eines aus ihnen zu erweichen oder zu erschüttern, oder sonst von dem rechten Wege unbestechlicher Gerechtigkeit abzubringen. Daher auch wurden zu Senatoren dieses Gerichtes Männer von geprüfter Tugend gewählt, die bereits bei andern, geringern Magistraturen Beweise von ausgezeichneter Klugheit, Weisheit und Unbescholtenheit gegeben hatten; und nur solche wurden in diesen Senat aufgenommen; woher denn auch der Ruf jedes Einzelnen dieser Senatoren so groß war, daß wer Jemand wegen seiner Unbescholtenheit, seines Ernstes und seiner Rechtschaffenheit loben wollte, zu sagen pflegte, er wäre ein Areopagit; auf

welche Redeweise Marcus Tullius im dreizehnten Briefe des ersten Buches an Atticus anspielt.

Jedermann beobachtete in Gegenwart dieser Senatoren die größte Sittsamkeit; ja man wagte es nicht einmal vor ihnen zu lachen; und Eschines, ein berühmter Redner zu Athen und Nebenbuhler des Demosthenes, sagt, daß Pyrrhander das Volk, das in Gegenwart des areopagitischen Senates gelacht hatte, hierüber zurecht gewiesen, dieses aber ihm geantwortet habe: »Es ist uns nicht unbewußt, o Pyrrhander, daß man in Gegenwart dieser Männer nicht lachen soll; allein die Kraft der Wahrheit ist so groß, daß sie die Gründe aller Menschen übersteigt.« Dieser außerordentliche Ernst der Areopagiten ward bei den Griechen zum Sprichwort, und sie pflegten von einem trübsinnigen Menschen zu sagen: Er ist trauriger als ein Areopagit. Aus allem bisher Gesagten mag man auf die lobwürdigen Eigenschaften schließen, mit welchen der heilige Dionysius begabt war, noch bevor der heilige Apostel Paulus ihn zum christlichen Glauben bekehrte, und auf die weisen und gelehrten Männer, mit welchen dieser nämliche heilige Apostel sich in Erörterungen einließ.

Zehntes Buch.

Von der Leitung der göttlichen Vorsehung in der Vertheilung der Güter dieser Welt, Belohnungen, Strafen rc.

1.

Ob es der göttlichen Güte entsprechender gewesen wäre, wenn der Mensch also wäre erschaffen worden, daß er nur Gutes, nicht aber Böses hätte thun können.

Ein Heide, Namens Eusenianus und auch andere heidnische Weisen erachteten, es wäre der göttlichen Güte mehr gemäß gewesen, wenn der Mensch also wäre erschaffen worden, daß er hätte tugendhaft wirken, doch nicht sündigen können. Und dieß läßt sich auch dem ersten Anschein nach aus manchen Gründen bestätigen.

Erstens nämlich ist es der allerhöchsten Güte, dieß aber ist die Güte Gottes, gemäß, dem Bösen sich zu widersetzen und dasselbe zu verdrängen. Denn wollen die Menschen gut seyn, so dürfen sie dem Ausspruch des Apostels gemäß, »dem Teufel nicht Raum geben.« (Ephes. 4.) Dürfen dieß aber die Menschen nicht: wie weit weniger geziemt es dann Gott! Wollte Er aber dennoch dem bösen Geiste ge-

statten, uns zu versuchen, so hätte dieß wenigstens auf solche Weise geschehen sollen, daß wir nicht hätten können überwunden werden. Also versieht ein guter Vater einen geliebten Sohn, wenn solcher in den Krieg ziehen muß, mit so stattlichen Waffen, daß der Feind ihn nicht verwunden kann.

Zweitens gestattet keine gute Obrigkeit, in so fern es in ihrem Vermögen liegt, daß lasterhafte Menschen in ihrem Staate seien; noch würde auch ein Vater, wenn es in seiner Macht stände, lasterhafte Kinder erzeugen; sondern er möchte, daß alle gut und tugendhaft wären. Warum also thut Gott, der dieß allerdings vermag, nicht das Nämliche?

Drittens ward der Mensch nach Gottes Bild und Ähnlichkeit erschaffen; sonach also sollte er, wie Gott es ist, unsündlich seyn.

Viertens scheint es der göttlichen Güte und Milde nicht gemäß, die Menschen also zu erschaffen, daß sie verdammt würden, zumal in so großer Anzahl, daß der heilige Chrysostomus den Zweifel aufwarf und in einer seiner Homilien aussprach, ob von der ganzen großen Stadt Antiochia, die damals dreimal hundert tausend Seelen zählte, nur hundert selig würden! — Dieß sind allerdings Gründe, die sich für die Meinung jenes Eusenianus anführen lassen.

Indessen ist es außer allem Zweifel, daß es der göttlichen Weisheit weit mehr gemäß war, den Menschen also zu erschaffen, daß er sündigen oder auch nicht sündigen kounte; und dieß bezeugt die heilige

Schrift an vielen Stellen; z. B. »Gott sah alle Dinge, die Er erschaffen hatte, und sie waren sehr gut.« (Genes. 31. 1.) »Wie groß und herrlich sind deine Werke, Herr! alle hast Du in Weisheit erschaffen.« (Ps. 103.) »Da du also gerecht bist, ordnest Du alle Dinge gerecht!« (Weish. 12.) Offenbar also war es nicht gegen Gottes Güte und Weisheit, den Menschen also zu erschaffen, daß er sündigen konnte.

Zweitens. Die Art und Weise, die der göttlichen Güte bei der Schöpfung des Menschen am vorzüglichsten entspricht, ist allerdings jene, wodurch der Mensch zu dem besten, erhabensten und glückseligsten Ziele geleitet wird, und wobei er die zahlreichsten und wirksamsten Mittel erhält, die ihn sicher zu diesem Ziele leiten. Dieß aber war das Ziel für das Gott den Menschen erschuf; da Er ihn zu einer ewigen Seligkeit bestimmte; zu welcher Er auch alle, die da wollen, durch die kräftige Hilfe seiner Gnade, durch das Licht seines heiligen Gesetzes und durch die wunderbaren Mittel führt, die Er dem menschlichen Geschlechte in seiner Kirche bereitete.

Drittens geziemte es sich, daß Gott den Menschen frei erschüfe, damit er durch freiwillig geübte Tugend die ewige Glorie verdiente; zumal da Jeder weit größeres Wohlgefallen an solchen Gütern hat, die er durch eigene Bemühungen und im Schweiße des Angesichtes erwarb, als an andern, die ihm ohne irgend Arbeit und Mühe geschenkt werden; wie denn auch der Dichter Lucanus sehr schön singt:

Schlangen, Durst und feurige Gluth und sandige Wüsten
Sind der Tugend süß; es erfreut die Geduld sich der Mühsal;
Und um so lieblicher ist, was theuer erkauft ward, das Gute.

Viertens ergänzt auch die göttliche Weisheit und Güte höchlich darin, daß sie den Menschen mit dem Vermögen erschuf, sündigen zu können; wodurch sie einige Übel zuläßt, um große Güter dadurch zu erzielen; was fürwahr weit besser ist, als wenn es weder Böses noch Gutes gäbe. Das Gute aber, das aus der Zulassung des Bösen entsteht, ist überaus groß und zahlreich. Weit herrlicher gibt sich von Seite Gottes dadurch kund die göttliche Huld gegen den Sünder, seine Geduld, Langmuth, Barmherzigkeit, Vorsehung und Gerechtigkeit, besonders aber die höchst wunderbare Gnade, die dem menschlichen Geschlechte durch die Menschwerdung des ewigen Wortes erzeigt wurde; wodurch unsre Menschheit zur allerhöchsten Würde, zur Vereinigung mit der Gottheit erhoben ward; was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn der Mensch nicht gesündiget hätte. Von Seiten der Menschen aber erfolgte durch die Sünde ebenfalls viel Gutes; nämlich der Eifer der Buße und die Thränen der Zerknirschung nach begangenen Sünden; tiefe Demuth und Erkenntniß unsrer Schwäche, Liebe und Dankbarkeit gegen den Erlöser, der von so großem Übel uns errettete; Geduld bei Trübsalen und Widerwärtigkeiten, im Hinblick auf die Beispiele, die unser Erlöser sowohl von dieser als von jeder andern Tugend in seinem heiligen Leben uns hinterlassen hat.

Nach diesen Gründen ist es nicht schwer, jene Anfangs angeführten Behauptungen zu entkräften. Erstens nämlich was jenen Spruch des Apostels betrifft: »Gebet dem Teufel nicht Raum,« heißt derselbe nichts anders als daß wir durch unsre Nachlässigkeit uns nicht sollen hinreissen lassen, in teuflische Versuchungen einzuwilligen. Denn Gott läßt diesen Widersacher darum bestehen, damit wir glorreiche Siege über ihn gewinnen; und daß dieß um so leichter geschehe, hat Er uns mit seiner heiligen Gnade bewaffnet und mit sehr vielen übernatürlichen Hilfsmitteln versehen; läßt auch nicht zu, daß die Versuchung stärker sei als unsre Schwäche sie ertragen kann; laut den Worten des Apostels: »Gott ist getreu und läßt euch nicht versucht werden über das was ihr vermöget; sondern Er wird mit der Versuchung einen Ausweg schaffen, damit ihr widerstehen könnet.« (1. Cor. 10.) Werden also Einige überwunden, so kommt dieß von ihrer Nachlässigkeit und Feigheit her; denn leisteten sie den Widerstand, den sie leisten können, so würden sie die Oberhand gewinnen; laut jenen Worten des Apostels: »Widerstehet dem Teufel, und er wird von euch fliehen.« (Jac. 4.)

Auf den zweiten Beweis antworten wir: Die Obrigkeiten, die einen Staat regieren, thun wohl, wenn sie Böse und Lasterhafte, die dem allgemeinen Wohl schaden, aus ihren Gränzen verjagen oder sie nicht aufnehmen; weil sie auf solche Weise den Frieden und die Eintracht der Unterthanen erhalten.

Gott hingegen, der den Staat dieser Welt auf andere Weise und zwar mit höchster Weisheit vollkommen ordnete, und dem zahllose Mittel zu Gebote stehen, ihn zu erhalten und gut zu regieren, hat nicht zu fürchten, daß die Menschen, »deren Gedanken furchtsam und deren Vorsehung ungewiß ist« (Weish. 9.), seinem Staate Schaden zufügen, oder daß Er den Unordnungen nicht abhelfen und die Schuldigen nicht bestrafen könne. Denn seine unendliche Weisheit sieht und hört Alles; sie dringt in die geheimsten Gedanken und Rathschläge der Menschen ein; und seine Vorsehung begegnet den Übeln mit den zweckmäßigsten Mitteln. Ja, dieß Wunder wird noch dadurch vergrößert, daß die Lasterhaften selbst nicht wenig zur Vollkommenheit der Welt und zur Offenbarung der Herrlichkeit Gottes und seiner Heiligkeit beitragen. Also ward die Sünde Adams durch die Menschwerdung Christi und die Gnaden reichlich aufgewogen, welche durch dieselbe dem menschlichen Geschlechte zuflossen.

Und dadurch wird auch Jenes beantwortet, daß kein guter Vater, wenn es vom ihm abhinge, böse Kinder erzeugen, oder ihre Laster in seinem Hause dulden möchte. Denn allerdings soll kein Hausvater Laster in seinem Hause dulden, weil die gute Ordnung eines einzelnen Hauses dieß also erfordert; doch nicht also verhält es sich mit der umfassenderen Regierung einer großen Stadt oder eines Reiches, wo zuweilen eines größern Heiles wegen gewisse Laster geduldet werden, die man bei Einzelnen bestraft.

Also sehen wir, daß in vielen großen Städten Fürsten und Obrigkeiten aus weisen Gründen öffentliche Buhlerinnen dulden und daß selbst bei den Israeliten der Wucher geduldet ward.

Diese Rücksicht aber findet noch weit mehr bei der allgemeinsten Regierung Gottes Statt, der aus der Zulassung des Bösen seine Ehre auf wunderbare Weise fördert. Sehr schön spricht hierüber der heilige Augustinus: »Das Böse, wohl geordnet und an seiner Stelle, erhöht das Gute, daß es um so mehr gefalle und noch löblicher sich zeige, wenn es mit dem Bösen verglichen wird. Denn es würde, was sogar die Heiden bekennen, der allmächtige Gott, der die Gewalt über alle Dinge hat: weil Er höchst gut ist, durchaus nichts Böses in seinen Werken dulden, wenn Er nicht so allmächtig und so gut wäre, daß Er selbst aus dem Bösen Gutes erzielte.« Und an einer andern Stelle: »Ob auch das was böse ist, in so fern es böse ist, nicht gut sei, ist es dennoch gut, daß es nicht nur Gutes, sondern auch Böses gebe. Denn wäre es nicht gut, daß es auch Böses gäbe, so würde solches von dem allmächtigen Gute nicht zugelassen werden, dem es sonder Zweifel so leicht ist, zu thun was Es will, als es Ihm leicht ist, nicht bestehen zu lassen, was Es nicht will.« Sind also auch, was Niemand läugnet, stolze, neidige, gottlose, blutgierige Menschen eine Schande ihrer Ältern und ihres Vaterlandes, allgemein verhaßt und sich selbst verderblich, so gereichen sie dennoch der Welt in so fern zum Nutzen als

die Sittsamkeit der Demüthigen, die Frömmigkeit der Gerechten, die Siegespalmen der Märtyrer und die Ehre Gottes um so mehr dadurch hervorleuchtet, der die Bösen entweder durch die Wirksamkeit seiner heiligen Gnade zu sich bekehrt, oder sie nach der Strenge seiner Gerechtigkeit bestraft.

Die Antwort auf den dritten Punct von der Ähnlichkeit des Menschen mit Gott, nach dessen Bilde er erschaffen ward, löst sich von selbst; denn ward auch der Mensch zu Gottes Ähnlichkeit erschaffen, so muß er darum nicht Alles besitzen was Gott besitzt. Schon sehr viel ward ihm dadurch verliehen, daß Gott »ihn etwas geringer machte denn die Engel, mit Ehre und Herrlichkeit ihn krönte und über die Werke seiner Hände ihn bestellte,« wie der achte Psalm des königlichen Sängers ausspricht.

Und was endlich den fünften Punct betrifft, so werden Jene, welche verdammt werden, aus eigener Schuld verdammt, und zwar weniger bestraft als sie es verdienen. Es wird aber die Glorie und Glückseligkeit Gottes und der Heiligen, die in seine Anschauung aufgenommen sind, nicht im geringsten durch den Anblick der Strafen vermindert, welche die Verworfenen leiden; vielmehr gereicht die Verherrlichung der göttlichen Gerechtigkeit ihnen zu hoher Freude, da sie dieselbe nicht weniger denn seine Barmherzigkeit lieben; und dahin stimmen auch jene Worte des Psalms: »Sehen werden es die Gerechten und sich fürchten; lachen werden sie über ihn

und sprechen: Sieh, dieß ist der Mensch, der Gott nicht zu seinem Helfer aufstellte« (Ps. 51.).

2.

Daß zuweilen, wegen der Sünden eines Einzigen, eine ganze Gemeinde bestraft wird.

Es geschieht zuweilen, daß ein Einziger eine Sünde begeht, und daß alle übrigen Glieder der Gemeinde Theil an der Strafe erhalten, die für diese Sünde von Gott verhängt wird. Mit großem Scharfsinn erweist dieß der selige Bischof Salvianus in seinem Werke über die Vorsehung, und noch vor ihm der heilige Isidor von Pelusium; unter den Schriftstellern der neuern Zeit aber vorzüglich der gelehrte Pater Foullon, Priester der Gesellschaft Jesu, in einem Werkchen, das er in französischer Sprache über die Ursachen der Kriege und öffentlichen Drangsale verfaßte. Es zeigt uns aber auch die heilige Schrift manche Beispiele hierüber. So war der Raub, den Achan gegen Gottes ausdrücklichen Befehl heimlich begangen hatte, Ursache, daß Josue das Treffen verlor; und nur durch seine Steinigung ward das Unheil von Israel abgewendet; wie im Buche Josue ausführlich zu lesen ist. Eben so erhob sich wegen der Sünde des Propheten Jonas ein schrecklicher Sturm auf dem Meere, der alle Schiffer in Todesnoth brachte, die nur sammt dem Ungewitter ein Ende nahm, als sie diesen Propheten in das Meer geworfen hatten.

Eine Geschichte, die mit letzterer aus der hei-

ligen Schrift nicht geringe Ähnlichkeit darbietet, lesen wir in einem uralten, autenthischen, und von dem zweiten nicänischen Concilium sehr gelobten Werke, die geistliche Wiese genannt. Ein Kaufmannsschiff voll der Waaren und Reisenden, wird dort erzählt, war in die hohe See gestochen und hielt urplötzlich in seinem Laufe inne, ohne weder vor- noch rückwärts zu kommen. Diese sonderbare Stille hielt mehrere Tage an, indeß andere Schiffe leicht auf dem Meere dahin segelten. Es erstaunten und erschracken die Reisenden über dieß unerklärliche Ereigniß; mehr aber als die Reisenden der Schiffspatron, der ein frommer Mann war und seine Zuflucht oftmals zu Gott im Gebete nahm. Und es gefiel der göttlichen Barmherzigkeit, sein Flehen zu erhören und der geängsteten Reisenden sich zu erbarmen.

Es vernahm also der Schiffspatron, während er dem Gebete oblag, mit deutlicher Stimme die Worte: »Wirf Maria hinaus, und du wirst eine glückliche Seereise haben!« Der Mann, der keiner Offenbarungen gewohnt war, ward hierüber betroffen, dachte über den Sinn der Worte nach und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Nach langem und ängstlichem Sinnen kam er endlich auf die Vermuthung, es befände sich vielleicht in dem Schiffe ein Weib, Namens Maria, die etwa die Schifffahrt verhinderte; dieß aber zu erfahren, rief er mit lauter Stimme: Maria! Wirklich trat nach diesem Rufe ein Weib hervor, und sprach: Was wollet ihr, Herr? Er aber antwortete, ich bitte euch

kommet auf ein Weniges zu mir. Als sie nun kam, da führte er sie abseits und sprach: Was bedünket euch, Maria, von diesem sonderbaren Stillstand des Schiffes, der nun schon mehrere Tage anhält und unsre Reise verhindert? Sollten wohl meine Sünden schuld an dem Untergang so vieler unschuldigen Reisenden seyn?

Bei dem Worte Sünden ward das Weib überaus beklommen, konnte sich nicht erwehren, tief aufzuseufzen, und sprach: Ach Herr, ich, ich bin die Sünderinn! Diese Antwort veranlaßte den Schiffsherrn sie zu befragen, um einige nähere Umstände der Schuld zu erfahren, die ihr Gewissen bedrückte; sie aber innerlich von ihrem schuldigen Bewußtseyn bedrängt und äußerlich von Fragen bestürmt, bekannte sie sei höchst strafbar vor Gott; denn sie sei Witwe mit zwei Kindern geblieben, von welchen das eine neun, das andere fünf Jahre gezählt habe. Da sie nun großes Verlangen gehabt habe, sich abermal, und zwar mit einem Kriegesmanne, ihrem Nachbarn, zu verheiraten, der ihr jedoch erklärt hatte, er könne sich nicht entschließen, ein Weib zur Ehe zu nehmen, das Kinder aus einer frühern Ehe habe, hätte sie, das Hinderniß einer so ersehnten Ehe zu heben, beide Kinder mit eigenen Händen ums Leben gebracht. Doch habe sie dadurch ihre Absicht nicht erreicht, denn jener Kriegesmann, der ihre Grausamkeit gegen ihre Kinder erfuhr, habe ihr gesagt nimmermehr würde er eine Medea, ja eine höllische Furie zum Weibe und zur Gefährtinn nehmen. Da

sie also sich auf so bittere Weise verschmäht gesehen, habe sie sich auf das Meer begeben, aus Furcht, ihr Verbrechen möchte der Obrigkeit zu Ohren kommen, sie aber zu verdienter Strafe verurtheilt werden.

Kalter Schauder hatte den Schiffspatron bei dieser Erzählung befallen, und er zweifelte nun nicht länger, sie sei's, die jene geheimnißvolle Stimme ihm befohlen habe, ins Meer zu werfen. Indessen wollte er dennoch nicht zur Ausführung schreiten, bevor er nicht noch ein offenbareres Zeichen empfangen hätte. Er sprach also zu dem Weibe: Ich will nun in das kleine Fahrzeug hinabsteigen, welches das Schiff begleitet; wenn ich aber in demselben seyn werde, und ihr sehet, daß das Schiff sich zu weiterer Reise fortbewegt, so seid gewiß, daß meine Sünden schuld an dem bisherigen unbeweglichen Stillstand des Schiffes ist. Nach diesen Worten ließ er sich in das Fahrzeug hinab; das Schiff aber blieb unbeweglich wie zuvor. Nun kehrte er aufs neue in das Schiff zurück und rieth dem Weibe, den nämlichen Versuch zu machen. Kaum aber hatte das Weib das Fahrzeug bestiegen, da ward dasselbe von einem furchtbaren Winde im Kreise herum gedreht bis es in den Grund des Meeres versank; das Schiff aber segelte nun mit Pfeilesschnelle weiter.

Wenn wir nun um die Ursache forschen, warum Gott zuweilen eine ganze Gemeine wegen der Sünde eines Einzigen bestraft, so ließe sich füglich darauf antworten, daß Gott wohl zuweilen auch wegen einiger guten und frommen Menschen vieler

Bösen schont; wie er denn auch Sodoma's geschont hätte, wofern nur zehn Gerechte darin gewesen wären; und daß Er eben so wegen einiger Bösen ein ganzes Volk mit zeitlichen Strafen heimsucht; wobei jedoch immer ein verborgenes Gericht wegen der heimlichen Sünden der Meisten obwaltet; denn für Gerechte, die bei allgemeinen Strafgerichten gemeinschaftlich mit den Bösen leiden, ist dieß keine Strafe, sondern eine Gelegenheit zu großen Tugenden und Verdiensten. Daß aber solche Strafgerichte oftmals über ganze Gemeinden wegen der Schuld eines Einzelnen ergehen, dieß erkannten selbst die Heiden, und Horaz gibt dessen an mehreren Stellen seiner Gedichte Zeugniß, z. B. wo er spricht: Quidquid delirant Reges plectuntur Achivi: »Was auch die Könige träumen mögen, es trifft Strafe die Griechen;« ferner: Delicta majorum immeritus lues Romane, »unverdient büßest du durch Strafen, o Römer, die Schulden deiner Ahnen;« und ganz deutlich spricht auch Hessiod: »Oft leidet ein ganzes elendes Volk Strafe wegen eines Einzigen.«

3.

Wie Gott es zuläßt, daß zuweilen, wegen des Volkes, dessen Gottlosigkeit Er bestrafen will, gottlose Fürsten auf den Thron gelangen.

Im Buche Job werden von Gott folgende Worte gelesen: »Der einen Heuchler herrschen läßt, wegen der Sünden des Volkes.« (Job. 34.) Gott nämlich, der die Welt regiert und alle Dinge ordnet,

läßt es zu, daß zuweilen ein Bösewicht und ein Tirann zur Herrschaft gelangt, weil die Sünden eines Volkes gerechte Strafe fordern, und sie es verdienen, von einem solchen Fürsten beherrscht, oder vielmehr gezüchtiget zu werden. Dahin auch lautet jene Drohung des Herrn: »Sieh, Ich werde einen Hirten im Lande erwecken, der nicht heimsuchen wird was verlassen ist, noch suchen was zerstreut ist, noch heilen was zerstoßen ist, noch ernähren was aufrecht steht; sondern fressen wird er das Fleisch der Fetten und ihre Klauen zerreissen.« (Zach. 11.) Unter diesem Bilde eines Hirten, der, statt die Herde zu weiden und alle seine Sorgfalt darauf zu verwenden, wie er dieselbe in gutem Stande erhalte und ihrer pflege, gerade das Entgegengesetzte thut und solche mißhandelt und zerstreut, schildert der Herr die bösen Eigenschaften solcher Fürsten, die durch seine Zulassung je zuweilen zur Regierung eines Staates gelangen, das Volk wegen seiner Sünden und Laster zu züchtigen.

Athanasius erzählt in der Bibliothek der alten Väter einige Ereignisse dieser Art, die diese Wahrheit sehr bestätigen. Als nämlich der tirannische Krieger Phocas Imperator ward und durch den Beistand eines gewissen Bonosus anfing, Menschenblut zu vergießen, da lebte zu Constantinopel ein Mönch eines sehr heiligen Lebens, der zu inniger Vertrautheit mit Gott gelangt war, zu dem er oftmals im innerlichen Gebete sprach: »Herr, warum ließest Du es zu, daß dieser so lasterhafte Mann Impera-

tor ward?« Da er nun diese Frage beständig wiederholte, vernahm er einst die Antwort: »Weil ich keinen bösern gefunden habe!«

Der nämliche Schriftsteller fügt noch bei, in einer Stadt Ägyptens, wo allerlei Laster und Ausschweifungen herrschten, wäre ein Mann von schlechten Sitten zum Bischof erwählt worden. Da nun dieser sich auf den bischöflichen Thron erhoben sah, begann er sehr hochmüthig zu werden; doch vernahm er alsbald die Stimme eines Engels, die zu ihm sprach: »Was bist du so aufgedunsen? Wahrlich, nicht darum wurdest du zum Bischof bestellt, weil du dessen würdig warst, sondern weil diese Stadt einen so schlechten Bischof verdiente.« Und es beschließt Athanasius diese Geschichten mit den Worten: »Wenn du also einen unwürdigen Fürsten oder Bischof siehst, so verwundere dich nicht und klage auch Gottes Vorsehung nicht an; sondern wisse und glaube, daß wir unsrer Missethaten wegen solchen Tirannen übergeben werden; und auch nicht einmal nach solcher Züchtigung des Bösen uns enthalten.« — Sehr wahr ist dieß und ganz jenem Ausspruch des heiligen Isidor gemäß: »Wenn die Könige gut sind, so ist dieß Gottes Gabe; sind sie aber böse, so geschieht es wegen der Laster des Volkes; denn je nach den Verdiensten der Völker ist das Leben ihrer Herrscher beschaffen.«

Bevor Ezzelino seine Grausamkeiten in Padua verübte, sah, wie eine alte Sage erzählt, ein heiliger Ordensmann in einer Entzückung den Herrn

Jesus in den Lüften schwebend, der zu seinen Engeln sprach: »Wie soll ich Rache nehmen und die schweren Verbrechen bestrafen, die in der Mark Trivigiana mit jedem Tage begangen werden?« Und es antwortete Einer aus ihnen: »Sieh da ist Ezzelino; er ist bereit, die schwerste Geißel über die Lasterhaften zu schwingen!« Als er dieß gesprochen hatte, ward Ezzelino dem Herrn vorgestellt, der ihm ein Schwert überreichte und sprach: »Geh hin und räche mich an meinen Feinden!« — Da nun der Ordensmann von dieser Entzückung zurückkam und den nämlichen Ezzelino ansichtig ward, erkannte er ihn augenblicklich und rief aus: Wehe, wehe der Mark Trivigiana! Und nicht eitel war dieß Gesicht; denn ganz außerordentlich plagte dieser Wütherich die Stadt Padua und andere Städte, die unter seinen Befehlen standen, rottete viele angesehenen und adeligen Familien bis auf den letzten Sprossen aus, stürzte Häuser und Thürme, erbaute viele unterirdischen Gefängnisse, die durch ihre üble Beschaffenheit und besonders durch ihre Feuchtigkeit mehr geeignet waren, die Menschen zu tödten als zu verhaften, und es starben wegen des bösen Gestankes und anderer Drangsale Menschen zu Tausenden darin; ja es ward noch als eine große Gnade betrachtet, daß er die Erlaubniß ertheilte, die Leichname der Verstorbenen heraus zu nehmen und zu bestatten. Jeden Tag ward auf den öffentlichen Plätzen das Blut der unglückseligen Bürger vergossen, deren Güter man confiszirte; und es schien als ginge

Ezzelino auf nichts anderes aus, als den paduanischen Adel zu vertilgen; da er die Knäblein adeliger Familien zu Verschnittenen machte, damit solche sich nicht fortpflanzen könnten. Er hatte ungläubige Sarazenen zu Leibwächtern und zu Vollziehern seiner Grausamkeiten; und ließ bei einer gewissen Gelegenheit zwölf tausend Paduaner niedermetzeln. So groß war das Entsetzen Aller vor diesem unmenschlichen Wütherich, daß Niemand es wagte, über die öffentlichen oder besondern Drangsale auch nur zu klagen, aus Furcht für schuldig erklärt zu werden und das Leben zu verlieren.

4.

Von verschiedenen Erdbeben, deren die Geschichte gedenkt.

Wir wollen hier nur von wenigen dieser Erdbeben sprechen, deren in der Geschichte gedacht wird, da eine längere Erzählung uns zu weit führen würde. Sehr denkwürdig ist jenes Erdbeben, das zur Zeit des Leidens und Todes Christi sich ereignete, und von welchem der heilige Evangelist Matthäus spricht: »Die Erde erbebte, die Felsen spalteten sich, und die Gräber wurden aufgethan.« (Matth. 27.) Es dürfte wohl bedünken als wäre dieß jenes Erdbeben, dessen Plinius im 2. B. Cap. 84. gedenkt, da er sagt, zur Zeit des Imperators Tiberius seien durch diese Erderschütterung zwölf Städte in Asien beinahe gänzlich zerstört worden, so daß, wie Suetonius und Dio Cassius beifügen, der nämliche Imperator ihnen die Abgaben erließ. Drosius bietet

seine ganze Beredsamkeit auf, dieß Erdbeben auf die Zeit des Todes Christi zurück zu führen; doch Baronius um das Jahr 34 beweist, daß dasselbe zu einer andern Zeit, nämlich im neunzehnten Jahre Christi geschah, weil Tacitus und Dio ausdrücklich erinnern, daß dasselbe unter den Consuln Cälius Rufus und Pomponius Flaccus sich ergeben habe.

Von den Felsen, die bei dem Tode Christi sich spalteten, sagt Cyrillus, Bischof von Jerusalem: »Dieß bezeugt bis zu dieser Stunde Golgotha, wo Christi wegen die Felsen sich spalteten;« und der heilige Priester und Märtyrer Lucian sprach, die Gründe seines Glaubens vor dem Richter angebend: »Diesen Glauben stützt zu Jerusalem selbst die Stätte und der Fels auf Golgotha, der nächst dem Kreuze sich spaltete. Christian Andrichonius, der eine sehr genaue Beschreibung des heiligen Landes verfaßte, sagt in der 252 Nummer, man sehe noch heut zu Tage die Öffnung des Felsen zur Linken des Ortes, wo das Kreuz Christi stand; und es sei dieselbe blutfarb, gleich als wäre der Fels damals vom Blute des Herrn besprengt worden. Er fügt noch bei, diese Öffnung sei so breit, daß sie einen menschlichen Leib fassen könne; und so tief, daß man bei Versenkung eines Senkbleies in dieselbe auf keinen Boden gekommen wäre. Baronius erinnert noch, daß damals nicht nur zu Jerusalem, sondern auch an andern Orten bei diesem Erdbeben die Felsen sich spalteten; z. B. auf dem Berg Alvernia im Toscanischen, auf dem Vorgebirge Gaeta, &c. Und der

heilige Hieronymus führt in seinem fünfzigsten Sendschreiben aus dem Evangelium der Nazaräer an, es sei bei diesem Erdbeben, das Hauptgesims im Tempel zu Jerusalem herabgefallen; überdieß aber spricht Eusebius, man habe zur Zeit der Leiden des Herrn die Stimmen heiliger Engel im Tempel gehört, die denselben bis dahin beschützt hatten, und nun sprachen: »Verlassen wir dieß Haus!«

Ein anderes furchtbares Erdbeben ergab sich zu Antiochia zur Zeit des Imperators Trajanus, und zwar während dieser Fürst daselbst sich aufhielt. Dieß geschah im Jahre 117, und Dio Cassius, der dasselbe beschreibt, sagt, es hätten, weil Trajan zu Antiochien überwinterte, Leute aus allen Gegenden in diese Stadt sich begeben. Plötzlich durchkreuzten fürchterliche Blitze die Luft, und es erhoben sich wüthende Sturmwinde. Hierauf ward ein ungewöhnliches Geräusch gehört; es kochte und wallte das Meer in ungeheuren Wogen, es erbebte die Erde und erschütterte die Stadtmauern und die Häuser so gewaltsam, daß sie über einander stürzten; wo aber keine Gebäude waren, da zerbarst die Erde mit entsetzlichem Krachen. Überdieß stiegen so dichte und dunkle Staubwolken auf und es entstand eine so undurchdringliche Finsterniß, daß die Menschen nicht nur nicht mit einander sprechen, sondern nicht einmal frei athmen konnten. Unzählige auch wurden unter den Trümmern der Häuser begraben, ohne daß es möglich war, ihnen zu helfen; Trajan aber ward gerettet und, wie Dio Cassius erzählt, von

einer Gestalt die mehr als menschliche Größe hatte, aus dem Fenster gehoben.

Baronius, der die Ereignisse um das Jahr 117 beschreibt, erachtet, es sei dieß Erdbeben zur Strafe für den Tod des heiligen Märtyrers Ignatius über Antiochia verhängt worden, woselbst dieser heilige Bischof gewesen war. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß Gott oftmals durch ähnliche Strafen die Bosheit der Feinde seiner Diener bestrafte; so wie Er auch die Geisel seiner Gerechtigkeit über die Inwohner der nämlichen Stadt Antiochia schwang, als sie ihren Bischof Gregorius verfolgte. Denn vier Monate nachdem dieser Bischof von der Kirchenversammlung hinsichtlich der Anklagen war losgesprochen worden, die sie gegen ihn vorgebracht hatten, und zu seiner Kirche zurückkehrte, feierte Asterius, sein Hauptfeind und Urheber aller dieser Übel, eben seine Vermählung und die ganze Stadt hielt ein großes Jubelfest, als plötzlich ein entsetzliches Erdbeben sich erhob, welches diese unglückselige Stadt so gewaltig erschütterte, daß die meisten Gebäude einstürzten und gegen sechzig tausend Menschen aller Stände und unter diesen auch Asterius, unter den Trümmern begraben wurden. Der Bischof aber und die mit ihm waren, wurden gegen alle Erwartung gerettet; wiewohl das Haus, worin sie waren, zusammenstürzte.

Unter vielen andern Erdbeben, deren verschiedene Schriftsteller gedenken, war eines der furchtbarsten jenes, das im Jahre 1638 viele Gegenden,

ganz besonders aber Calabrien erschütterte; denn dasselbe verschlang nicht nur Häuser und Kirchen, sondern auch ganze Völkerschaften. Viele wurden von dem Einsturz der Gebäude erschlagen und starben plötzlich; andere aber kamen in den Häusern, die sich in die Erde senkten, noch elender um, da sie früher begraben wurden als sie starben. Zu Micastro ward ein todtes Weib gefunden, deren lebendes Kind neben ihr war und es versuchte, der bereits kalten Mutterbrust noch Milch zu seiner Nahrung zu entsaugen; welcher Fall auch bei jenem Erdbeben unter Trajan zu Antiochia sich ergeben hatte, von welchem vorhin die Rede war. Auch ward daselbst ein Hirt, der seine Herde auf dem Felde weidete, sammt derselben lebendig verschlungen; und, was noch wunderbarer war, von Wasserwogen, die an der nämlichen Stelle aus der Erde hervorbrachen, abermal, unsanft zwar, doch lebend und gesund auf die Ebene herausgeworfen, wo er die Herde gehütet hatte. Mehrere sehr denkwürdige Fälle führt Pater Cäsar Recupito von diesem Erdbeben an, das er umständlich beschrieb, und die man daselbst nachlesen mag.

5.

Daß wer Andern eine Grube gräbt, oftmals selbst in dieselbe fällt.

Oft geschieht es durch ein gerechtes Gericht Gottes, daß das Übel, welches ein Mensch einem Andern anzuthun gedenkt, auf sein eigenes Haupt

zurückkehrt. Beispiele dessen zeigt uns die Schrift und die Geschichte unzählige. So ward Aman an denselben hohen Galgen aufgehenkt, den er für den Mardochäus hatte errichten lassen; eben so wurden die Feinde Daniels von den Löwen zerrissen, in deren Grube sie diesen Propheten hatten einsperren lassen; auf gleiche Weise auch wurden Diejenigen von den Flammen des feurigen Ofens verzehrt, welche veranlaßt hatten, daß jene drei hebräischen Knaben in denselben geworfen würden; und nicht besser erging es jenen alten Bösewichten, welche das Todesurtheil über die keusche Susanna gebracht hatten.

Nicht minder auch zeigt uns die Geschichte viele Beispiele dieser Art, von welchen wir hier nur wenige berühren wollen. Der Imperator Arcadius hatte einen Verschnittenen bei Hofe, Eutropius genannt, der sein Liebling war und in großer Macht und Ansehen bei ihm stand. Dieser Mann verletzte unter andern auch die Freiheit der Kirchen, die bis dahin gottesfürchtig war beobachtet worden, daß Jene, die in dieselben sich flüchteten, eine Freistätte daselbst fänden; und riß nicht nur Einige, die dahin sich geflüchtet hatten, mit Gewalt heraus, sondern er vermochte auch den Arcadius dahin, daß er ein Gesetz erließ, kraft dessen er den Kirchen das Recht der Freistätten benahm. Es dauerte jedoch nicht sehr lange, so kam es mit diesem Verschnittenen, der sein Ansehen zu den größten Niederträchtigkeiten mißbrauchte, dahin, daß der Imperator seiner Würden ihn entsetzen, ja sogar zum Tode verurtheilen

mußte, den dieser gottlose Eunuch auf vielfältige Weise verdient hatte.

Da nun derselbe keinen Ausweg sah, dem Tode zu entkommen, floh er in die Kirche, die er um das Recht der Freistätten gebracht hatte. Das Volk wüthete bei dem Anblick des Bösewichtes; der heilige Johannes Chrysostomus aber nahm den Unglückseligen in Schutz, der aus Furcht vor dem Imperator einen Altar umklammert hielt. Der Imperator, der so wie die Kriegesleute und das Volk seinen Tod begehrte, wollte gleichwohl aus Ehrfurcht gegen die heilige Stätte, ihn dort nicht ergreifen lassen; sondern milderte selbst durch eine sehr ernste Anrede die Wuth der Krieger, und hielt sie ab, daß sie nicht in die Kirche einträten und ihn daselbst tödteten. Nun erübrigte dem heiligen Chrysostomus noch, das zürnende Volk zu besänftigen; dieß aber that der heilige Bischof auf sehr sinnreiche Weise. Er bestieg die Kanzel, winkte mit der Hand, daß sie schweigen möchten, schalt dann den Verschnittenen als ein Ungeheuer, als den gottlosesten Bösewicht, den die Erde trüge; und nachdem er auf solche Weise den ersten Unwillen des Volkes gedämpft hatte, ging er allmälig zu Gründen der Barmherzigkeit über und lenkte die Gemüther so wundersam, daß sie am Ende ihren Zorn ablegten, zu Erbarmung angeregt wurden, und sogar bei dem Imperator Fürbitte einlegten, daß er ihm das Leben schenken möchte.

Ein ähnliches Beispiel lesen wir auch im Leben des heiligen Ambrosius, das Paulinus beschrieb.

Als, zu Zeiten des Imperators Gratianus, dieser Heilige einmal in das Prätorium des Macedonius kam, der die Stelle eines obersten Richters vertrat, um für einen Schuldigen Fürbitte zu thun, ließ dieser ihm die Pforte verschließen. Der heilige Bischof aber ließ ihm sagen: Es wird die Zeit kommen, wo du Zuflucht bei der Kirche suchen, und ihre Pforten wirst verschlossen finden. Und also geschah es auch nach Gratians Tode, wo dieser Macedonius gerichtlich verfolgt, zur Kirche fliehen wollte und nicht in dieselbe eingehen konnte, weil die Pforten verschlossen waren.

Denkwürdig ist auch ein anderes Ereigniß im Leben dieses nämlichen Heiligen, das ebenfalls hierher gehört. Justina Augusta hatte mit ihrem Sohne Valentinian die Verfolgung gegen die Katholiken und ins besondere gegen den heiligen Ambrosius erneuert, und wüthete gegen ihn; da sie sah, daß das ganze Volk ihm anhing, ihrer aber nicht achtete und auch den Arianern keine Kirche einräumte. Da sie es indessen nicht wagte, den heiligen Bischof öffentlich von den Kriegesleuten ergreifen und in die Verbannung abführen zu lassen, weil dadurch unfehlbar ein Aufruhr entstanden wäre, der ihr hätte das Leben kosten können, verhieß sie Tribunate und andere Würden Denjenigen, die den Muth hätten, ihn aus der Kirche zu entreissen und ins Elend zu führen. Nun gab es manche Bösewichte, die nicht minder bereit waren, Böses zu thun als gierig, zu den verheißenen Ehrenstellen zu gelangen, und die den

Willen der Königinn zu erfüllen suchten; wiewohl alle ihre Anschläge zu nichte wurden. Unglücklicher indessen als die Übrigen war ein gewisser Eutimius, der sich eine Wohnung neben der Kirche gemiethet hatte und einen eigenen Wagen bereit hielt, den Heiligen, dem er beständig auflauerte, darauf fortzuführen. Denn es widerfuhr diesem Bösewichte, daß er im folgenden Jahre genau an dem Tage, wo er den Heiligen hatte fortführen wollen, aus jenem Hause und zwar auf dem nämlichen Wagen ins Elend abgeführt ward; und der Heilige versah ihn in größter Nächstenliebe mit Reisegeld und mit allem was er zur Reise nöthig hatte.

Auch dem heiligen Franciscus Xavier widerfuhr es einmal, daß er mit einem heidnischen Herrn, wegen solcher Dinge sich besprechen wollte, die den Dienst Gottes betrafen, und daß dieser Heide ihm kein Gehör gab, ja sogar die Pforte des Hauses ihm verschließen ließ. Er fügte zum Spott des Glaubens, den der Heilige verkündete, noch bei, er dürfte, sich zu rächen, die Kirche ihm gegenseitig versperren lassen, wenn er je Lust bekäme hinein zu kommen und seinen Predigten beizuwohnen. Verschloß aber der Heilige ihm die Kirche nicht, so verschloß dagegen die göttliche Gerechtigkeit ihm dieselbe; denn es ereignete sich kurze Zeit darauf, daß dieser Unglückselige von einigen seiner Feinde in einem so engen Orte angefallen wurde, daß er sich nirgend anderswohin als in die Kirche hätte retten können, in welche er auch, den Feinden zu entkommen eilte. Doch

ward der Eintritt in dieselbe ihm nicht möglich; da Viele, die nicht wußten, was dieß bedeutete, sondern erachteten, es sei das Ganze eine Erfindung der Heiden, die Kirche zu berauben, dieselbe verrammten und sich ihm widersetzten, so daß er in die Hände seiner Feinde und der göttlichen Rache gerieth; wodurch die Achtung und Verehrung des Heiligen nicht wenig bei Allen zunahm, die um jene Begebenheit wußten. Diesen Beispielen ließen sich noch unzählige andere beifügen. Doch wir wollen diese wenigen mit den Versen Ovid's beschließen, der über die Beispiele des Busiris und Phalaris sprechend, welche die Erfinder grausamer Todesarten, durch diese nämlichen Todesarten, um's Leben brachten, also sich ausdrückt:

Beide waren gerecht, da billiger nie ein Gesetz war,
Als daß Erfinder der Pein sterben durch eigene Kunst.

6.

Auf welche Weise Gott den Stolz eines Königs demüthigte.

Unter den sinnvollen Schriften des heil. Antoninus, Erzbischofs zu Florenz, findet sich eine wundersame Erzählung, von welcher sich schwer entscheiden läßt, ob solche eine wirkliche Geschichte oder nur eine sittliche Parabel ist; wie immer aber es sich damit verhalten mag, beweist solche auf sehr anmuthige Weise, daß Gott, wie der Prophet spricht, über Könige triumphirt und die Tirannen verlacht. (Habac. 1.)

Es erzählt also dieser heilige Erzbischof, es sei einst ein König gewesen, der sich so Großes auf seine Macht eingebildet, daß er glaubte, es sei Gott

selbst unmöglich, sein Königreich ihm zu nehmen; und da er einst in der Kirche den Vers des Magnificat hörte: »Er entsetzte die Mächtigen des Thrones und erhöhte die Demüthigen,« berief er die Kleriker, welche die Vesper sangen, und befahl ihnen jene Worte künftig auszulassen, weil solche unrichtig und falsch wären; da Niemand, und sogar Gott selbst sein Königreich ihm nicht hinwegnehmen könnte.

Nun geschah's, daß dieser König einmal mit einem großen Gefolge in das Bad ging, das außerhalb der Stadt war. Er legte also seine Gewande in dem Vorzimmer des Bades ab; wo er auch seine Kammerdiener ließ, und begab sich allein in das Bad. Indeß er aber noch im Bade war, nahm auf den Befehl des Herrn, der ihn auf sanfte Art zurechtweisen wollte, sein Schutzengel seine Gestalt an, kam gleichsam aus dem Bade, trat in das Vorzimmer; und seine Leute, die ihn erwarteten, überzeugt, daß es ihr Herr sei, kleideten ihn an und führten ihn in den Pallast zurück.

Unterdessen aber trat der arme König selbst aus dem Bade, und da er keinen seiner Diener sah, auch seine Gewande nicht finden konnte, wohl aber statt derselben einige alte zerrissene Kleider fand, gerieth er in großen Zorn; mußte jedoch, wenn er nicht nackt bleiben wollte, sich bequemen, seine Blöße mit diesen alten Lumpen zu bedecken. In diesem Aufzuge also geht er allein in die Stadt, fragt bei der Wache an den Pforten, was aus seinen Dienern geworden sei, nennt solche mit Namen, und

klagt in schmähenden Worten über so großen Mangel an Achtung und Aufmerksamkeit, und daß solche so sehr sich vergessen konnten, ihn allein im Bade zu verlassen und ohne ihn in den Pallast zurückzukehren. Jene indessen, welche den Engel gesehen hatten, der in der Gestalt des Königs mit seinem gewöhnlichen Gefolge nach der Stadt zurückgekehrt war, erachteten, der Arme in den zerrissenen Kleidern sei irgend ein Verrückter, der aus Narrheit sich einbildete, er wäre ein König; und trieben allerlei Possen und Spott mit ihm; worüber der Verlegene höchlich betroffen ward, und es sich tief zu Gemüthe nahm, daß seine Unterthanen seiner auf so unwürdige Weise spotteten.

Er schlug also den Weg zum Pallaste ein; doch ging er dießmal von einem weit andern Gefolge begleitet, als er sonst zu haben pflegte; denn es folgten ihm die Kinder und ein Troß aus der Hefe des Volkes nach, die ihm nachriefen und ihn auf mancherlei Weise äfften; wie das gemeine Volk der Narren und Verrückten zu spotten pflegt. Als er bei dem Pallaste angekommen war, begehrte er von den Thürstehern, sie sollten ihm diesen und jenen Diener rufen. Es erschienen auch diese Diener, da sie ihn aber, nach göttlicher Anordnung, nicht erkannten, verjagten sie ihn als einen Verrückten und drohten ihm sogar, sie würden ihn binden lassen. Wie angedonnert und außer sich, rief der erniedrigte König: Wie, ihr erkennet mich nicht? Ich bin euer König, der ich erst vor Kurzem mit euch au-

ßerhalb der Stadt mich in das Bad begab; wie also unterfanget ihr euch, mich auf so unwürdige Weise zu mißhandeln?

Es erzählten aber die Diener und Hofleute dem Engel, der die Gestalt des Königs angenommen hatte, was dieser wahnsinnige Thor behaupte; der Engel indessen, der ihn noch tiefer erniedrigen und von seiner Hoffart heilen wollte, befahl, den Menschen in seine Gegenwart zu führen. Da er nun erschien, bewies er in langer Rede, daß er der wahrhafte Herr des Königreiches sei, der noch an demselben Tage mit seinem Gefolge in das Bad gegangen; und er verwundere sich nicht wenig, daß seine Diener ihn verlassen hätten, und während dieser kurzen Zeit ein Anderer gekommen sei, der das Reich unrechtmäßig an sich gerissen habe. Die Umstehenden aber brachen über seine Rede in großes Gelächter aus, daß dieser Narr in seiner so wundersamen Verrücktheit sich einbilde, er sei der König des Landes; und ließen den beißendsten Witz und Spott an ihm aus; und dieß dauerte eine ziemlich lange Zeit hindurch.

Endlich rief der Engel ihn bei Seite und führte ihn in sein Cabinet. Dort erinnerte er ihn an seine gräuliche Hoffart und an alle Lästerungen, die er so vermessen gegen den allerhöchsten Herrn und König der Könige ausgesprochen habe; auch zeigte er ihm, daß Gott ihm nicht nur das Reich hinweggenommen, sondern ihn auch gleich einem wirklich verrückten Menschen, dem Gespötte Aller preisgegeben

habe; und ermahnte ihn zuletzt, daß er durch diesen Vorfall Demuth lernen und alle Hoffart für immer ablegen sollte. Der König erkannte seine Schuld, bereute dieselbe und verhieß ernstliche Besserung. Und da bekleidete der Engel ihn abermal mit seinen königlichen Gewanden und verschwand. Der König aber war über Alles was er gesehen und erfahren hatte, sehr schwer beklommen, besserte auch sein Leben und vertraute späterhin seinen Hofleuten was mit dem Engel sich ergeben hatte.

17.

Wie sehr Gott die Hoffart bestraft.

»Gott ist barmherzig und gnädig, geduldig und von vieler Erbarmung;« spricht die heilige Schrift (Exod. 34.) dennoch scheint es, als ob seine Barmherzigkeit und Geduld gegen solche enger begränzt wäre, die ihre Schwäche nicht erkennen, sondern in ihrer prahlenden Hoffart sich selbst beimessen was sie ganz eigentlich der göttlichen Güte verdanken. In schwere Laster und in große Unglücksfälle auch läßt Er derlei Hoffärtige versinken; so daß es sogar sprichwörtlich bekannt ist: »Hoffart kommt vor dem Fall!« Ein auffallendes Beispiel dessen zeigt uns die Schrift an jenem großen und mächtigen Könige Nabuchodonosor, der sich selbst und seiner Macht die Glückseligkeit des babylonischen Reiches zuschrieb, und sprach: »Ist dieß nicht die große Stadt Babylon, die ich zum königlichen Sitze erbaut habe durch die Kraft meiner Stärke und durch die Herrlichkeit

meiner Zierde?« — Doch es zögerte die göttliche Rache nicht; denn: »als der König noch das Wort im Munde hatte, ertönte eine Stimme vom Himmel: Dir wird gesagt, König Nabuchodonosor, dein Königreich wird von dir weichen; und sie werden dich von den Menschen verstoßen, und du wirst bei den unvernünftigen und wilden Thieren deine Wohnung haben, und Gras fressen wie ein Ochs, und es werden sich sieben Zeiten über dir wandeln, bis du erkennest, daß der Allerhöchste über das Reich der Menschen herrschet, und dasselbe gibt wem Er will. Und in derselben Stunde ward das Wort über den Nabuchodonosor erfüllt, und er ward von den Menschen ausgeworfen, und fraß Gras wie ein Ochs, und sein Leib ward vom Thau des Himmels benetzt, bis endlich die Haare ihm wuchsen gleich Adlersfedern und seine Nägel gleich den Klauen der Vögel.« (Dan. 4.) Nabuchodonosor hatte Babylon nicht erbaut, das Belus oder Nimrod gegründet, Semiramis vergrößert, er selbst aber mit solcher Pracht verschönert hatte, daß er in seinem Übermuth und seiner Hoffart sich selbst aneignete was Gott ihm gegeben und durch seine Vorältern seinen Händen überliefert hatte. Und darum ward er auch den vernunftlosen Thieren gleichgestellt, lebte in Wildnissen und Wäldern gleich einem wilden Thiere, bis er endlich in sich kehrte und gedemüthigt sprach: »Ich Nabuchodonosor lobe, preise und verherrliche den König des Himmels; denn alle seine Werke sind wahr-

haft und seine Wege recht, und Er kann Diejenigen demüthigen, die in Hoffart einherschreiten.« (Dan. 4.)

Es ist dieß aber nicht das einzige Beispiel, sondern viele andere ersehen wir aus den Büchern der Könige; und auch das neue Testament zeigt uns ein Beispiel der schnellen Rache Gottes an Herodes Agrippa, der in goldenem Gewande zu dem Volke redete und, von den Schmeicheleien und dem lauten Zuruf desselben aufgedunsen, sich für ein mehr göttliches als menschliches Wesen hielt. »An einem bestimmten Tage aber, spricht die Apostelgeschichte, setzte sich Herodes, nachdem er seine königlichen Gewande angethan hatte, auf den Richterstuhl und hielt eine Rede an sie. Das Volk aber rief ihm zu: Dieß ist eines Gottes, und nicht eines Menschen Stimme! Augenblicklich aber schlug ihn der Engel des Herrn, darum daß er Gott die Ehre nicht gegeben hatte, und er ward von den Würmern gefressen und gab den Geist auf.« (Apost. 12.)

Ein wundersames Beispiel aus späterer Zeit, wie plötzlich Gott die Hoffart eines Menschen bestraft, der seine umsonst verliehenen Gaben sich selbst aneignet, erzählt Matthäus Paris unter dem Jahr 1201 von einem Pariser Doctor, Namens Churnai, oder wie Polidor ihn nennt, Thurnai. Dieser Mann hatte ein erstaunliches, vielumfassendes Genie, ein sehr tiefes Gedächtniß, und hielt, nachdem er zehn Jahre hindurch mit größtem Ruhme und Bewunderung die Weltweisheit vorgetragen hatte, Vorlesungen über die Gottesgelehrtheit, worin er es in kur-

zer Zeit dahin brachte, daß er die schwierigsten und subtilesten Fragen über die tiefsten und abstractesten Gegenstände dieser Wissenschaft mit größter Leichtigkeit auflöste.

Einmal als er zum größten Erstaunen Aller eine gewisse Streitfrage klar, zierlich und der katholischen Wahrheit gemäß erörtert und erklärt hatte, ermahnte er seine Zuhörer, sie möchten ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen, und die ganze Lehre aufschreiben, die er ihnen nun erklärt habe; ja, er hegte darüber so eitles Wohlgefallen, daß er durchaus nicht erkennen wollte, Alles was er Gutes habe, sei eine bloße Gabe Gottes, sondern in die stolzen, vermessenen und albernen Worte ausbrach: O Jesule, Jesule, quantum in hac quaestione confirmavi legem tuam et exaltavi! Profecto si malignando et adversando vellem, fortioribus rationibus et argumentis, scirem illam infirmare et deprimendo improbare! »O Jesulein, Jesulein, wie sehr habe ich in dieser Frage dein Gesetz bestätigt und erhöht! Wahrlich, wenn ich boshaft seyn und widersprechen wollte, so wäre es mir ein Leichtes, durch noch stärkere Gründe und Beweise dasselbe zu entkräften, niederzudrücken und zu verwerfen!«

Kaum hatte der Unglückselige diese Worte ausgesprochen, so blieb er stumm und war aller jener Wissenschaft so gänzlich beraubt, mit welcher er gleich einem aufgedunsenen Pfau geprahlt hatte, daß er, als späterhin die Strenge der göttlichen Rache in etwas sich gemildert hatte und er einiger Maßen

zur Besinnung kam und den Gebrauch der Sprache zum Theil zurück erhielt, in so gänzliche Dummheit versunken war, daß ein Sohn, den er hatte, und der es auf sich nahm, ihn die Buchstaben kennen zu lernen, es nach zwei Jahren mit ungeheurer Mühe kaum dahin brachte, daß er das A. B. C. erkannte, und endlich das Vater unser und den Glauben gleich einem kleinen Kinde schwerfällig und stammelnd hersagen konnte.

8.

Denkwürdiges Ereigniß einer armen Römerinn, die durch gerechte Nothwehr der Gefahr ihre Ehre zu verlieren, und ihrer dringenden Armuth und Noth entrissen ward.

Stengelius in einem Werke über die höchst weise Weltregierung Gottes erzählt eine Begebenheit, die etwa zwanzig Jahre, bevor er dieß Werk verfaßt, zu Rom sich ereignet hatte. In dieser Stadt lebten zwei arme, doch wohlgesittete Eheleute, die großen Mangel litten und deren Noth bei Gelegenheit einer Theurung noch höher stieg, welche die ganze Umgegend schwer betrübte. Da sie nun in das äußerste Elend geriethen, suchten sie einiges Geld zu erborgen, ihr Leben kärglich zu fristen, und verpflichteten sich, gewisse Zinsen dafür zu bezahlen. Als sie aber zur bestimmten Zeit das Geld nicht aufbringen und die Gläubiger befriedigen konnten, ward der Mann ins Gefängniß gelegt; indeß die Frau in zweifacher Betrübniß zurück blieb; da sie nicht nur die Abwesenheit und das Gefängniß ihres

Mannes zu betrauern hatte, dem sie auf keine Weise helfen konnte; sondern auch sich selbst nicht zu versorgen im Stande war.

Somit begann sie also, von der Noth bedrängt, in der Stadt hin und her zu gehen und alle möglichen Mittel zu versuchen, zu ein wenig Geldes zu kommen; und da sie jung und holden Angesichtes war, zog sie die Blicke Vieler auf sich, die den Vorsatz faßten, ihrer Ehrbarkeit nachzustellen. Unter diesen aber war Einer, der zur Nachtszeit sich zu dem Hause der Armen begab, und die Hoffnung hegte, sie, da ihr Mann nicht zugegen, sie aber in größter Dürftigkeit wäre, dahin zu stimmen, daß sie seinen Begierden einwilligte. Er pochte also an der Pforte, rief und bat, daß sie ihm aufthun möchte. Das Weib antwortete ihm aus dem kleinen Fenster der Stube, sie sei allein zu Hause, sie könne zu dieser Stunde ihm nicht aufthun, da ihr Mann abwesend sei; habe er irgend Nothwendiges mit ihr zu sprechen, so möchte er sich bequemen, bei Tage zu kommen, in der Nacht aber dürfe und könne sie, ihrer Ehre wegen ihm nicht aufthun.

Doch diese Antwort befriedigte den Bösewicht nicht, der noch inniger in sie drang und seinen Bitten die Drohung beifügte, er werde die Thür einstoßen oder das Haus in Brand stecken; so daß die bedrängte Frau aus Furcht vor einem noch größern Übel ihm endlich öffnete, da er nicht aufhörte zu poltern und zu lärmen. Als er nun eingetreten war, forderte er sie sogleich auf, seinem Willen sich zu

ergeben; da sie aber seinem Beginnen mit standhaftestem Ernst sich widersetzte und es diesem Lasterknecht nicht möglich ward, ihre Keuschheit zu besiegen, fing er an, vielleicht weil er selbst Einer der Gläubiger des Weibes war, das Haus auszurauben und durch Faustschläge und andere Mißhandlungen zwei Thaler von ihr zu erpressen, die sie an demselben Tage erborgt hatte, ihrem Manne damit zu Hilfe zu kommen. Da jedoch dieser Rasende mit diesem Gelde sich nicht begnügte und seine Wuth immer höher stieg, suchte er einen Strick, sie zu erdrosseln. Während er nun in dieser Absicht die Halfter eines Saumthieres ergriff, die in der Stube hing, faßte das Weib Muth, ergriff einen Stock, der in einer Ecke stand, nahm ihre ganze Kraft zusammen, und schlug, ohne fehl zu treffen, ihm mit solcher Gewalt auf das Haupt, daß er betäubt zur Erde fiel, worauf die tapfere Amazone ihm noch einige Streiche versetzte, die seinem Leben ein Ende machten.

Als aber das Weib von dieser gewaltigen Erschütterung sich in etwas erholt hatte und zu sich selbst gekommen war, da erschrack sie höchlich über die begangene That, fing an über die Folgen nachzudenken, und fürchtete sich sehr vor der Zukunft, die ihr bevorstände, wenn man diese Leiche bei ihr finden würde. Wie kann ich Unglückselige je mich rechtfertigen? rief sie aus; der Todschlag ist nun begangen; und nicht leicht werde ich Glauben finden, wenn ich zu meiner Entschuldigung anführe, daß dieser Verruchte mir Gewalt anthun wollte. Weit bes-

ser wäre es, wenn ich wäre erdrosselt worden, als daß ich nun in größter Gefahr schwebe, meinen guten Ruf und mein Leben zugleich zu verlieren. In dieser schweren Angst brachte sie den übrigen Theil der Nacht zu, als sie endlich auf Gottes Beistand und auf ihre Unschuld vertrauend, den Entschluß faßte, sich selbst freiwillig vor den Richterstuhl der Gerechtigkeit zu stellen, die Sache anzuzeigen, und den Vorfall in dieser angstvollen Nacht, so wie die Nothwendigkeit anzugeben, dem gottlosen Bösewichte zuvorzukommen, damit nicht sie selbst ums Leben gebracht würde.

Das Gericht aber sandte nach dieser Aussage, der Gewohnheit gemäß, alsbald in das Haus, den Leichnam zu besichtigen und zu sehen, ob der Erschlagene erkennbar sei. Ob aber auch durch die vervielfältigten Streiche sein Haupt angelaufen und blutig war, erkannten sie dennoch auf den ersten Blick, wer derselbe war; und erfreuten sich des Anblicks nicht wenig. Es war nämlich dieser Bösewicht einer der verrufensten Banditen, auf dessen Kopf ein Preis von fünfhundert Thalern ausgesetzt war, wer der Gerechtigkeit ihn lebend oder todt überbringen würde. Dieß Geld aber ward nun dem Weibe auf der Stelle ausbezahlt, welche dann eilte, ihren gefangenen Mann aus dem Gefängnisse zu erlösen, ihre noch übrigen Schulden zu bezahlen und aus ihrer dringenden Armuth sich zu helfen; und beide frohlockten und dankten der göttlichen Vorsehung, die sie auf so unvermuthete Weise aus der Gefahr, ihre

Ehre zu verlieren, errettet hatte, und in so großer Noth und Elend ihnen zu Hilfe gekommen war.

Dieser Geschichte wollen wir hier noch eine andere That eines Kindes beifügen, das eben so zufällig sein Vaterland von einer ungerechten und gefährlichen Belagerung befreite. Olaus Magnus erzählt diese Begebenheit im neunten Buche seiner Geschichte mit folgenden Worten: Während die Stadt Gröningen in Frießland von Feinden belagert war, da wollte ein kleines unschuldiges Kind eines Kriegesmannes, die Kunst seines Vaters nachahmen und selbst thun was es ihn oft hatte thun sehen. Es ging also hin und feuerte eine der größten Kanonen ab, die auf der Stadtmauer standen; und der Schuß traf nicht ins Leere, sondern er zielte so richtig, als wäre es darauf abgesehen gewesen; da er dem obersten Feldherrn der Belagerer das Haupt abschlug, der eben die Soldaten ermahnte, die Stadt zu erstürmen. Nach diesem Ereigniß aber kam große Verwirrung unter das Heer, sie hoben die Belagerung auf, zogen ab, und die Stadt war gerettet und befreit. Das Kind beabsichtigte nur Scherz, Gott aber Ernst; und Er war's, der die Hand des Kindes leitete.

Also lesen wir auch im dritten Buch der Könige, daß ein Krieger des Königs von Syrien zufällig einen Pfeil abschoß, und damit den König von Israel erschoß. »Ein Mann, sagt die Schrift, spannte den Bogen und schoß den Pfeil ins Ungewisse ab; traf aber unversehens den König von Israel zwischen die Lunge und den Magen.« (3. Kön. 22.)

Hinsichtlich dieses Kriegers war dieß ein Zufall; doch bei Gott war es kein Zufall; denn Er leitete den Flug des Pfeiles dergestalt, daß er keinen andern als diesen gottlosen König traf.

9.

Wie sehr die göttliche Vorsehung aus der Verschiedenheit der menschlichen Angesichter, Stimmen und Gemüther hervorleuchtet.

Die so große, ja beinahe unendliche Verschiedenheit, die wir auf den Angesichtern der Menschen wahrnehmen, ist ein anschaulicher Beweis der göttlichen Vorsehung; da ohne diese Manchfaltigkeit keine Gerechtigkeit unter den Menschen bestehen könnte, und alle menschlichen Vereine zu Grunde gehen müßten. Wären alle Menschen an Ausdruck der Stimme, an Gesichtsbildung, Höhe und Umfang des Körpers und an Farbe einander gleich, und könnte man sie an keinem Zeichen von einander unterscheiden, so würden weder Eheleute noch Ältern und Kinder einander erkennen; wie dieser Fall, ob wohl selten, bei Zwillingen sich ergibt, die einander so ähnlich sind, daß sogar die Mütter, die solche geboren, gesäugt und groß gezogen haben, sie nur sehr schwer von einander unterscheiden können. Dasselbe wäre der Fall mit Gläubigern, die ihre Schuldner nicht erkännten; auch ließen die Freunde sich nicht von Feinden, die Fürsten nicht von den Plebejern, die Vorgesetzten nicht von den Untergebenen sich unterscheiden; und die Welt wäre voll der Ehebrüche, Blutschande, Betriegereien, Verräthereien

und Mordthaten; ja es gäbe kein Verbrechen, das nicht mit der sichern Hoffnung der Staflosigkeit begangen würde; da Jeder für eine Person sich ausgeben könnte, die er nicht wäre; und die Person verläugnen könnte, die er in der That und Wirklichkeit ist.

Dieß ist an sich so klar, daß es keiner Beweise bedarf; auch wird es durch Beispiele von Solchen bestätigt, die auf die Ähnlichkeit der Angesichter vertrauend, die Kühnheit hatten, sogar für Fürsten und Könige sich auszugeben; und es versuchten, sich zu Herren der Königreiche und Provinzen aufzuwerfen, die ihnen keineswegs angehörten. Also ließ, wie Valerius Maximus erzählt, Julius Cäsar einen Betrieger zum Tode verurtheilen, der dem König Ariarathes höchst ähnlich war, welchen, wie außer allem Zweifel stand, Marcus Antonius getödtet hatte; und der für diesen König sich ausgebend, nach dem Reiche Cappadocien strebte und bereits viele Stimmen des leichtgläubigen Volkes beinahe in allen Städten des Orients für sich gewonnen hatte. Und ähnliche Fälle erzählt der nämliche Schriftsteller noch mehrere.

Wir wollen hier noch ein Beispiel anführen, das im Jahre 1598 sich ergab, wo zu Venedig ein Mann erschien, welcher behauptete, er sei Sebastian, König von Portugal, der im Jahre 1578 einen unglücklichen Krieg gegen die Mauren in Afrika geführt hatte und in einem Treffen geblieben war. Diese Erdichtung ward durch das Alter, die Statur, die

Ähnlichkeit der Gesichtszüge und die Geberden des Körpers mächtig unterstützt; und er gab überdieß auch andere Wahrzeichen an; so daß man seine Aussage kaum bezweifeln konnte. Denn er wußte die Sprüche und Thaten dieses Königs genau, gab solche getreulich an, und war sogar von den geheimen Unterhandlungen mit jener Republik unterrichtet; so daß einige Portugiesen, die sich zu Venedig befanden, und den König Sebastian gekannt hatten, überzeugt waren, er wäre kein anderer als dieser König.

Um nun der Sache auf den Grund zu kommen, ließ der Senat ihn verhaften und mit größter Sorgfalt verhören; er jedoch behauptete freimüthig und ohne im mindesten zu schwanken, er sei Sebastian, König von Portugal, und habe vor Scham über den unglücklichen Erfolg jener vermessenen Unternehmung in Afrika, nicht den Muth gehabt, in seine Staaten zurückzukehren, sondern in verschiedenen Ländern Afrika's und Asiens unbekannter Weise sich aufgehalten; bis er endlich sich dennoch entschlossen habe, in sein Vaterland zurückzukehren und von dem König Philipp von Spanien das Königreich zurückzufordern, das er an sich gerissen habe. Über diese Gründe, Vermuthungen und Wahrzeichen gerieth der Senat zu Venedig in nicht geringe Verlegenheit, wußte in dieser Sache sich keinen Rath, und ließ ihn endlich nach zweijähriger Haft im Jahre 1600 unter der Bedingniß frei abziehen, daß er binnen acht Tagen das Gebiet der Republik räumte.

Während er nun Venedig verließ und nach Portugal reiste, wo bereits das Volk in gespannter Erwartung auf seine Ankunft harrete, ward er bei seinem Durchzug durch Toscana von dem Großherzog Ferdinand aufgehoben und der Gewalt der Spanier übergeben; die, nach vielfältigen Verhören und Ausforschungen, ihn auf einem Esel durch die Stadt führten; dann aber Haare und Bart ihm abscherten und ihn zur Galeere verurtheilten; die sie auf der Rhede zu Neapel hatten. Von dort ward er indessen späterhin abermal nach Spanien gesandt, und bis zu seinem Tode sorgfältig bewacht. Der Sage nach war der Mann ein Calabrier, den Andere antrieben und beredeten, wegen seiner großen Ähnlichkeit mit dem König Sebastian, den Versuch zu wagen, das Königreich Portugal an sich zu bringen. Ähnliche Züge zeigt die Geschichte noch mehrere; und unfehlbar würden derlei Dinge oft, ja täglich geschehen, wenn nicht die göttliche Weisheit die Menschen durch so große Manchfaltigkeit in den Zügen des Angesichtes, in Stimme, Wuchs, Farbe und andern äußerlichen Kennzeichen von einander unterschieden hätte.

10.

Von einem Betrieger, der sich für den verstorbenen Balduin, Kaiser von Constantinopel ausgab.

Noch ein denkwürdiges Beispiel, zu wie großem Betrug die allgemeine Ähnlichkeit menschlicher Gesichtszüge führen würde, lesen wir in der Lebensgeschichte Ludwigs VIII., Königs von Frankreich, das

Paulus Ämilius beschrieb. Es war ein Graf Balduin von Flandern und Hennegau, der Achte dieses Namens, der es durch seine Tapferkeit dahin brachte, daß er Kaiser von Constantinopel ward. Dieser tapfere Fürst verlor während eines Krieges mit den Bulgaren das Leben in einer Schlacht; und Niemand zweifelte an seinem Tode; bis endlich ein gewisser Bernard Ranifo, ein Franzose von Geburt, der eine Zeitlang sich als Einsiedler umhergetrieben hatte, zwanzig Jahre nach Balduins Tode, behauptete, er sei Balduin; und sich nach Flandern begab, wo er einige Adeligen durch sein listiges Benehmen um so leichter gewann, da er durch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge, der Gestalt und des Alters, genau mit Balduin übereinstimmte.

Nun verbreitete sich allmälig, und zwar zuerst in Hennegau, der Ruf, Balduin sei noch am Leben; und dieser Ruf ging dann mit dem Betrieger selbst nach Flandern über, wo er mit sehr ernster Würde als Derjenige auftrat, der er nicht war, und die Thaten und Abenteuer Balduins, die Arbeiten während seiner Regierung mit großer Sachkenntniß erzählte und auch in seiner Familiengeschichte und seinen früheren Verhältnissen sich so bewandert zeigte, daß selbst die scharfsinnigsten Beobachter entweder getäuscht wurden, oder doch in Erstaunen geriethen und unschlüssig blieben. Indessen aber griff die Sache immer weiter um sich, er fing an, Anhänger zu bekommen und eine ganze Partei für sich zu gewinnen; wozu der Umstand nicht wenig beitrug, daß die Regierung in der

Hand eines Weibes, nämlich Johannens, der Tochter Balduins war, die als ein Weib nicht sonderlich geachtet wurde; und sich deßhalb genöthigt sah, ihre Zuflucht zu Ludwig VIII. zu nehmen; indessen aber bis die erwartete Hilfe aus Frankreich kam, gleichsam verlassen und genöthiget war, zu Quercet einem Orte ihres Gebietes sich aufzuhalten.

Indessen war gleichwohl der flammändische Senat nicht leicht zum Glauben zu bewegen, daß der Fremde der wahre Balduin sei; und der Präsident versuchte es durch mancherlei Fragen ihn in die Enge zu treiben, um wo möglich die Wahrheit zu erfahren. Er sprach also zu ihm: Wenn ihr der wahre Balduin seid, warum habet Ihr denn nicht vielmehr eure Gedanken dahin gewendet, das constantinopolische Reich wieder zu gewinnen, das weit größer und bedeutender ist als dieser kleine Staat? Um welcher Ursache willen konntet Ihr Euch je todt stellen und so lange Zeit verborgen leben, ohne Euch zu erkennen zu geben? Nun sind seit jener unglücklichen Schlacht bereits zwanzig Jahre vorüber. Warum ließet Ihr in dieser ganzen Zeit nicht die geringste Nachricht, nicht ein einziges Wort von Euch hören? Es genügte zu schreiben: Ich lebe! um Alle wegen der früheren Ereignisse zu beruhigen. Bekennen muß man fürwahr, daß Ihr durch solche Unterlassung Euch undankbar gegen das Vaterland bezeugt, und nicht gethan habet was eure Pflicht erheischte, da Ihr das Land so vielen Verwirrungen, Gefahren und Stürmen überließet!

Hierauf aber antwortete der falsche Balduin mit großer Festigkeit und unerschrockenem Angesichte: Höret mich an, und so ihr nur noch einen Funken Liebe zu eurem Fürsten habet und nicht ohne alle Empfindung seid, so habet Mitleid mit meinen Drangsalen. An jenem unglückseligen Tage der Schlacht zu Adrianopel ward ich von den Bulgaren gefangen genommen; doch nicht in so strenger Haft bewahrt, daß ich mit meinem Scharfsinn bei guter Gelegenheit nicht Mittel ersonnen hätte, durch die Flucht zu entkommen, wie ich denn auch wirklich entkam. Da ich jedoch in feindlichem und mir gänzlich unbekanntem Lande war, und von einem Orte zum andern irrte, ohne eigentlich zu wissen, wohin ich mich wenden sollte, gerieth ich Barbaren in die Hände, die mich zum zweiten Mal gefangen nahmen, und ohne mich zu erkennen, als Sclaven nach Syrien verkauften, wo ich, ein Fürst und Kaiser, gezwungen war, das Feld zu bauen und viele Jahre hindurch den Pflug und die Egge zu führen, bis endlich deutsche Kaufleute, die durch den Ort hindurch reisten, und bei dem Anblick meines so großen Elendes zu Mitleid bewogen, mich loskauften. Und nun eilte ich mit sehr freudigen Hoffnungen in das Vaterland zurück, wo ihr Undankbare und Pflichtvergessene, der früheren Wohlthaten uneingedenk, die ich euch erwiesen, mich vertreiben wollet! O der Unglückseligkeit, o meines Mißgeschicks, das nun in meinen alten Tagen mir vorbehalten ward! Ich hoffte im Hafen zu seyn, und bin leider unter furchtbare Klippen

gerathen; und meine Tochter, meine Johanna, will ihren Vater nicht erkennen, damit sie nicht in ihm den Grafen, Fürsten und Herrn dieser Staaten erkennen müsse! Er sprach aber diese Worte mit solcher Freimüthigkeit und wußte durch seinen Ausdruck die Empfindungen aller Gemüther so sehr zu erwecken, daß bereits der größte Theil des Adels und des Volkes ihn erkannte, als seinen Fürsten annahm, als den wahren Grafen und Kaiser Balduin ihn begrüßte, und als solchem ihm Ehre bezeigte.

Unterdessen lag Johanna dem König von Frankreich sehr dringend an, in so großer Bedrängniß ihr zu Hilfe zu kommen; und der König unterließ auch nicht, es zu thun. Er hielt eine Unterredung mit dem falschen Balduin und brachte ihn durch verschiedene Fragen in große Verlegenheit; erkundigte sich genau um viele besonderen Umstände bei Ereignissen, die zur Zeit sich ergeben hatten, wo der wahre Balduin Besitz von seinen Staaten nahm und die auch bei seiner Vermählung vorfielen, über welches alles der König sehr genau unterrichtet war. Indessen verlor der Betrieger den Muth nicht, sondern entschuldigte sich mit großer Freimüthigkeit oder vielmehr mit schlauer Unverschämtheit und erbat sich Zeit, diese Dinge ins Gedächtniß zurückzurufen, die bereits vor so vielen Jahren geschahen, daß es kein Wunder wäre, wenn er derselben, nach so vielen, so verschiedenen und so sonderbaren Ereignissen vergessen hätte. Auf dieß Schwanken aber in seinen Antworten verließen ihn Viele, die ihm Anfangs ge-

folgt waren; und der König ließ ihn zwar frei abziehen, weil er mit sicherem Geleite gekommen war; doch nicht lange hernach ward er in Burgund gefangen genommen und an Johanna ausgeliefert, die ihn aufs neue verhören ließ, der Falschheit ihn überzeugte, zum Geständniß brachte und zum Strang verurtheilte; was jedoch nicht ohne lautes Murren des gemeinen, schlecht unterrichteten und von Vorurtheilen befangenen Volkes ablief; das die Fürstinn der Gottlosigkeit zieh und laut ausrief, Johanna hätte ihren eigenen Vater zum Galgen verurtheilt.

11.

Von den Juden, welche die Erlaubniß, den Untergang des Tempels und der Stadt Jerusalem zu beweinen, mit Gelde bezahlen mußten.

Der heilige Hieronymus gedenkt in der Erklärung des 1. Cap. Sophoniä, des Propheten, einer Sitte der Juden seiner Zeit, die in der Umgegend von Jerusalem wohnten. Diese nämlich, eingedenk der Zerstörung ihres Tempels und der verlorenen Freiheit ihres Volkes, vereinigten sich jedes Jahr am Tage, wo Titus, der Sohn des Imperators Vespasian, die Stadt eingenommen hatte; und beklagten unter Thränen ihre Drangsale und den Untergang des jüdischen, der Knechtschaft der Römer unterworfenen Staates. Da aber dieß öffentliche Weheklagen ihnen, ohne besondere Erlaubniß dazu, untersagt war, erkauften sie dieselbe mit Gelde und

zogen unsauber, trauernd, weinend und unter so kläglichem Posaunenschall ein, daß die Herzen darüber zu Thränen gerührt wurden; die Weiber gingen mit fliegenden Haaren, die Greise mit zerrissenen Gewanden; und durch solche Zeichen beklagten sie ihr Elend. Doch die Worte des heiligen Hieronymus sind zu merkwürdig, als daß wir solche nicht selbst hier anführen sollten.

Es spricht also dieser heilige Kirchenvater: »Was aber der Prophet spricht, gilt nicht nur von jener Gefangenschaft; sondern es dürfen auch bis auf den heutigen Tag diese gottlosen Winzer, die zuerst die Knechte, zuletzt aber den Sohn Gottes selbst tödteten (Matth. 21.), den Tag des Weheklagens ausgenommen, nicht nach Jerusalem kommen; und sie lösen sich die Erlaubniß, die Zerstörung ihrer Stadt beweinen zu dürfen, mit Gelde; und so müssen nun, die einst das Blut Christi kauften, ihre eigenen Thränen bezahlen und dürfen nicht einmal umsonst weinen.«

»Da sieht man an dem Jahrestage, wo Jerusalem von den Römern eingenommen und zerstört ward, wie dieß trauernde Volk herbei kommt; wie die alten, abgelebten Weiblein und gebückten Greise an ihren Leibern und Kleidern den Zorn des Herrn umhertragen. Es versammeln sich die Schaaren dieser Elenden, und indeß von dem Oelberge das Kreuz des Herrn strahlt, beklagt dieß elende Volk, das gleichwohl nicht zu beklagen ist, die Zerstörung seines Tempels. Noch sind die Thränen in ihren Au-

gen, noch fließt das Blut von ihren Armen, noch sind ihre Haare zerstreut, und es tritt der Kriegesmann hinzu und fordert Bezahlung, daß es ihnen erlaubt werde, noch mehr zu weinen! Wer kann bei diesem Anblick noch zweifeln an dem Tage der Trübsal und Angst, der Bedrängniß und des Elendes, an dem Tage der Dunkelheit und Finsterniß, des Nebels und des Sturmes, der Posaune und der Klagetöne? (Sophr. 1.) Denn auch bei ihrer Trauer haben sie Posaunen und, nach der Weissagung Jeremiä, ward die Stimme festlicher Freude in Klaggesang umgewandelt. Sie heulen über die Asche des Heiligthums, über den zerstörten Altar, über die einst wohl befestigten Städte, über die hohen Erker des Tempels, von welchen sie einst Jacobus, den Bruder des Herrn hinabstürzten. Dieß also sei von der Gefangenschaft der Juden gesagt.«

Also spricht der heilige Hieronymus; und wohl zu bemerken sind die Worte: »Sie dürfen, den Tag des Weheklagens ausgenommen, nicht nach Jerusalem kommen.« Denn es war ihnen verboten, nach Jerusalem zu gehen oder daselbst zu wohnen; weil sie als ein aufrührisches Volk bekannt waren, das noch immer hoffte, es müsse am Ende der so sehnlich erwartete Messias kommen, das Reich wiederherstellen und seinen Sitz zu Jerusalem aufschlagen. Darum ward für gut befunden, sie fern von dieser Stadt zu halten, die einst die Hauptstadt ihres Reiches war, damit sie nicht etwa, wie dieß bereits einige Male geschehen war, irgend eine Neuerung

versuchten. Ja, es war ihnen nicht nur der Eintritt in die Stadt und in die Umgebungen derselben untersagt, sondern der Imperator Hadrianus hatte sogar durch ein eigenes Gesetz verboten, daß sie die Stadt nicht einmal aus der Ferne ansehen durften, damit nicht bei dem Anblick derselben das Verlangen in ihnen erwachte, der Stadt und des Landes sich wieder zu bemächtigen, das ihre Vorältern ehemals besessen und bewohnt hatten.

12.

Welche Sprache die Heiligen im Himmel sprechen werden.

Zu den denkwürdigsten Fragen, die zu jenen Zeiten aufgeworfen wurden, wo gelehrten Klostermännern noch Muße erübrigte, freie Gegenstände aus dem weiten Gebiete der Scholastik zur Sprache zu bringen, gehört auch die Frage, welche Sprache die Heiligen im Himmel sprechen werden. Denn ob auch vielleicht die seligen Kinder der Auferstehung das Vermögen haben werden, in den Gedanken der Mitgefährten ihrer Seligkeit zu lesen, ist doch gewiß die Sprache eine Vollkommenheit, die ihnen nicht wird benommen werden; und zwar ist es sehr wahrscheinlich, daß in diesem glückseligen Aufenthalt, wo keine Verwirrung Statt findet, alle Kinder Gottes Eine Sprache sprechen und in derselben Gott loben werden,

Die Frage ist also hier, welches diese Sprache seyn wird. Galatinus, in seinem zwölften Buche de arcanis fidei, spricht die Meinung aus, es werde

im Himmel griechisch gesprochen werden; und er bestätigt seine Ansicht dadurch, daß diese Sprache einst ziemlich allgemein auf dem Erdkreis herrschte; da sie, nachdem Alexander der Große Asien und so viele orientalischen Reiche unterworfen hatte, in einem großen Theile Asiens, dann in vielen Ländern Europa's, wie in Sicilien und in einem großen Theile Italiens verbreitet ward, wo noch zur Stunde keine andere als die griechische Sprache gesprochen wird. Überdieß auch ist diese Sprache überaus zierlich; reich an Ausdrücken, jeden Gedanken auszusprechen; sehr glücklich zu Bildern und Figuren und zur Bildung und Zusammensetzung der Worte; so daß wer da sagte, die Sprache, in welcher Plato geschrieben, sei würdig, daß die Götter solche sprechen, dadurch gleichsam nichts anders gesagt habe, als die griechische Sprache sei würdig, die Sprache des Paradieses zu seyn.

Andere hinwieder glaubten, daß im Himmel Latein gesprochen werde; und daß gleichwie die streitende Kirche die lateinische Sprache beinahe allgemein und ohne Ausnahme in den heiligen Gebeten und Tageszeiten, und zwar in ganz Europa, wo immer sie herrscht, in Ost- und Westindien, und in einigen Gegenden Asiens und Afrika's anwendet: also werde sie auch die allgemeine Sprache der triumphirenden Kirche seyn. Pater Melchior Imhofer, unterschreibt diese Meinung in einem sehr schönen Werkchen, Historia Sacrae Latinitatis betitelt, und erklärt für seine Behauptung jene Wunderthat des

heiligen Bernardinus von Siena; der, als er vor den versammelten Vätern des Conciliums zu Florenz predigte, von allen, sogar von den Griechen verstanden wurde, die keine andere Sprache als die ihrige kannten; gleich als hätte Gott durch dieß Wunder die Würde der lateinischen Sprache bezeugen wollen, welche, so wie sie die Sprache der streitenden, also auch die Sprache der triumphirenden Kirche seyn sollte.

Andere jedoch erachten mit weit größerer Wahrscheinlichkeit, daß die allgemeine Sprache des Himmels die hebräische seyn werde. Dahin scheint auch jener Ausspruch des Propheten Sophonias zu lauten: »Durch das Feuer meines Eifers wird die ganze Erde verzehrt werden; und dann will Ich den Völkern die auserwählte Lippe zurückgeben, daß sie alle den Namen des Herrn anrufen und Ihm mit Einer Schulter dienen.« (Soph. 3.) Nämlich: Am Ende der Zeiten wird das allgemeine Feuer den Erdkreis reinigen; und dann werde Ich den Seligen, nicht eine neue Sprache geben, sondern jene erste auserwählte Sprache zurückgeben, die auf Erden gesprochen ward; welche keine andere als die hebräische war; damit gleichwie alle Mir mit Einer Schulter, d. h. einträchtig dienen und Mich lieben, also auch Alle mit Einer Sprache Mich loben. Auch sprechen Montanus, Castro und Andere: »Gleichwie vor der Verwirrung der Sprachen die ganze Erde Eine Sprache redete, denn es redeten solche die ersten Ältern im Paradiese und außerhalb des-

selben; — und gleichwie alle bis zu jener Sprachverwirrung sie redeten: also werden auch, wenn alle Sprachen wieder in Eine zerfließen, was am Tage der allgemeinen Auferstehung geschehen wird, alle in jener ersten und ursprünglichen Sprache reden und den Namen Jehova anrufen.«

Zweitens lassen sich auch noch andere Vermuthungen zur Bestätigung dieser Meinung anführen; deren erste jene ist, die aus der Verkündigung des natürlichen, geschriebenen und evangelischen Gesetzes fließt; und durch Adam, Moyses und Christus gegeben wurden, die dieser Sprache sich bedienten. Ferner stimmen auch jene Worte aus dem Buche Tobias dahin: »Die Pforten Jerusalems werden aus Sapphir und Smaragd erbaut werden, und der ganze Umfang ihrer Mauern aus kostbarem Gesteine;« worauf folgt: »Und in ihren Gassen wird Alleluja gesungen werden.« (Tob. 13.) Diese Worte galten von dem himmlischen Jerusalem; und so wie gesagt wird, daß man daselbst das hebräische Wort Alleluja singen wird, wird auf gleiche Weise auch bedeutet, daß man, weil daselbst hebräisch gesungen wird, auch hebräisch sprechen werde. Dasselbe bekräftigt der heilige Johannes in seiner geheimen Offenbarung, wo er spricht, er habe Stimmen der Seligen gehört, die Amen und Alleluja gesungen hätten; welche Worte der hebräischen Sprache eigen sind. »Und ich hörte die Stimmen vieler Schaaren im Himmel, welche sprachen: Alleluja!« und kurz hernach: »Sie beteten Gott an, der auf dem

Throne saß, und sprachen: Amen, Alleluja.« (Apok. 19.)

Überdieß lesen wir auch in Isaias, daß jene beiden, gegen einander gewendeten Seraphim, die einander gegenseitig zum Lobe Gottes aufforderten, mit lauter Stimme sprachen: Guados, Guados, Guados, welches hebräische Worte sind, die heilig, heilig, heilig bedeuten.

Was man übrigens zu Gunsten der griechischen Sprache anführt, daß sie in vielen Ländern und Reichen der Welt verbreitet ward, dieß läßt sich auch von der hebräischen sagen; welche der Quell aller orientalischen Sprachen, nämlich der syrischen, chaldäischen, arabischen, äthiopischen und indischen Sprachen war; die größtentheils gleich der hebräischen zwei und zwanzig Buchstaben zählen, welche mit wenig Unterschied wie die hebräischen lauten. Es scheint sogar als hätte die griechische Sprache den nämlichen Ursprung, und zwar aus dem nämlichen Grunde; denn die Griechen sprechen Alpha, die Hebräer Aleph, die Griechen Betha, die Hebräer Beth und so findet sich auch bei den andern Buchstaben hinsichtlich der Benennung derselben einige Ähnlichkeit. Dazu kommt noch, daß Plinius im 7. Buche seiner Naturgeschichte die Erfindung der Buchstaben den Phöniziern zuschreibt, was ungefähr dasselbe ist, als ob er solche den Hebräern zuschriebe, die Phönizien bewohnten; da solches mit Palästina ein und dasselbe Land war. Von dort also kamen die Buchstaben nach Griechenland, und es änderte sich allmä-

lig die Gestalt und Schreibweise derselben, bis sie zuletzt gänzlich abarteten; wie dieß durch die Länge der Zeit, die Entfernung und den wenigen Umgang der Völker eines Landes mit denen der andern, bei allen menschlichen Dingen geschieht.

Endlich hat, wie wir bereits oben berührten, diese Sprache den Vorzug, daß sie die erste war, die in der Welt, und zwar schon im Paradiese gesprochen und dem Sinne unsrer ersten Ältern von Gott selbst eingeflößt ward; in derselben drückten sie und ihre Nachkommen ihre Gedanken aus bis zu jener Sprachenverwirrung in Babylon; wie dieß aus den eigenen Namen: Adam, Eva, Cain, Abel, Seth, Hennoch, Abraham und andern erhellt, die von Anbeginn den Menschen gegeben wurden, und die sämmtlich ihre Bedeutung in der hebräischen Sprache haben. So ist es also der Vernunft gemäß zu schließen, daß diese Sprache, die ursprünglich von Gott gegeben ward, damit die Menschen solche auf Erden sprächen, auch in den Himmel werde eingeführt werden, auf daß die seligen Bewohner des Paradieses sie sprechen.

Über alle diese subtilen Bemerkungen dürfte aber füglich die Frage gestellt werden, ob in der seligen Anschauung, wo alle Dinge klar, und Aller Herzen entfaltet sind, überhaupt eine mündliche Sprache nothwendig sei und folglich statt finden werde. Nimmt man aber auch an, daß bei der Auferstehung alle körperlichen Organe, folglich auch die Sprachorgane ohne Vergleich vollkommner seyn werden,

als sie es gegenwärtig sind, so muß man doch bekennen, daß die unaussprechlichen Dinge der Ewigkeit, von welchen auch die erleuchtetste Seele in diesem Leben kaum dunkle Begriffe hat, weit über alle irdische Sprache hinausreichen; daß wir weder reine Begriffe noch Worte dafür haben, und daß also auch, selbst in diesem Falle, keine irdische Sprache, wie vollkommen immer sie gedacht werden mag, hinreicht, solche auszudrücken.

13.

Von dem Tode Albuins, Königs der Longobarden, und seines Weibes Rosimunda.

Paul, der Diaconus, beschrieb unter andern in seinem berühmten Werke de gestis longobardorum die denkwürdige Geschichte von den Thaten und dem traurigen Ende Albuins und seines gottlosen Weibes Rosimunda; die wir hier mit seinen eigenen Worten anführen wollen.

Als im Anfang der dritten Indiction am 5. September (zwischen dem Jahr 567 und 593) Albuin nach Italien kam, bemächtigte er sich aller Städte Liguriens, diejenigen ausgenommen, die am Ufer des Meeres liegen; drang dann weiter vor, besetzte ganz Toscana, außer Rom und Ravenna und gewisse Flecken und Schlösser am Meeresufer. Es waren aber auch die Römer damals nicht im Stande sich ihm zu widersetzen; da die Pest, die unter Narses ausgebrochen war, ihnen eine große Menge Menschen hinweggerafft hatte. Nur die Stadt Pavia

hielt die Belagerung drei Jahre und einige Monate aus; mußte sich aber zuletzt dennoch dem König Albuin und den Longobarden, ihren Belagerern ergeben.

Während aber Albuin durch die Pforte Sanct Johann in die Stadt einritt, fiel sein Pferd mitten unter dem Thor; und es war nicht möglich, dasselbe aufzurichten, was immer sie versuchen mochten. Da sprach Einer aus den vornehmeren Kriegern den König also an: Gedenket Herr des Schwures, den ihr gethan habet; widerrufet denselben, denn er ist grausam und gottlos; und so werdet ihr in die Stadt einziehen, dessen Volk wahrhaft christlich ist. Der König hatte nämlich geschworen, er wolle alle Inwohner der Stadt in Stücke hauen lassen, weil sie so lange Zeit ihm Widerstand gethan hätten, ohne sich je ergeben zu wollen. Doch von diesen Worten bewegt, verhieß Albuin dem Volke zu verzeihen; und kaum hatte er diesen Vorsatz ausgesprochen, so erhob das Pferd sich von selbst, und er hielt seinen Einzug in die Stadt, welcher er sein Versprechen hielt. Es strömte aber alles Volk zu ihm in den Pallast, den bereits König Theodorich hatte erbauen lassen, und ergab nach so großem Elende sein Gemüth zu besserer Hoffnung für die nahe Zukunft.

Nachdem aber Albuin drei Jahre und ein halbes in Italien regiert hatte, da geschah es, daß er zu Verona ein großes Gastmahl hielt, wobei er über die Gebühr fröhlich war, und unter andern befahl, die Hirnschale seines Schwähers, des Königs Cunimund von Frankreich, herbei zu bringen, den er

wahrscheinlich im Gefecht überwunden hatte. Nun ließ er diese, in Gold gefaßte Hirnschale voll Weines einschenken, brachte solche bei Tische aus und befahl auch der Königinn, daraus zu trinken und mit ihrem Vater sich zu erfreuen. Dieser grausame Scherz aber kam ihm theuer zu stehen; denn Rosimunda ward darüber aufs äußerste erbittert und beschloß, den Tod ihres Vaters und diese schwere Beleidigung ihres Gemahls zu rächen. Sie theilte also ihre Gedanken dem Helmigis, einem Waffenträger und Milchbruder des Königs mit, und forderte ihn auf, den König zu erschlagen; wofür sie ihm zur Belohnung ihre Hand und das Königreich verhieß. Helmigis rieth der Königinn, den Ritter Perdreus mit in das Geheimniß zu ziehen, da derselbe ein überaus starker und kräftiger Mann, und weit geeigneter denn er zur Ausführung ihres Willens sei. Lange weigerte sich Perdreus, zu diesem Bubenstück sich herbei zu lassen; doch dieß schändliche Weib reitzte ihn endlich zum Ehebruch mit ihr, und drohte dann, wofern er sich nun weigere, ihren Anschlag auszuführen, ihn beim König zu verklagen, daß er ihr Gewalt angethan habe.

Als sie endlich auf solche Weise seine Einwilligung erhalten hatte, da wartete sie einen Tag ab, wo der König sich wohl bezecht hätte und nach dem Essen in seinem Zimmer ruhete. Und da trat sie heimlich hinein, nahm seine Waffen hinweg, das Schwert ausgenommen, das sie jedoch so fest band, daß es nicht möglich war, solches aus der Scheide zu ziehen,

und führte dann Helmigis und Perdreus ein. Bei ihrem Eintritte erwachte zwar der König, und da er sah, daß er überfallen war, griff er zu seinem Schwerte, vermochte es aber nicht, dasselbe zu entblößen. Nun wehrte er sich mit einem Fußschämmel so lange und so gut er konnte; endlich aber ward der Wehrlose, der gegen zwei wohl bewaffnete Männer focht, von ihnen überwunden und getödtet.

Rosimunda verhehlte den Tod des Königs so lange sie konnte; als jedoch solcher endlich kund ward, da betrauerten die Longobarden ihn unter lautem Weheklagen und Thränen. Die Königinn bemühte sich vergeblich, die Herrschaft dem Helmigis zu verschaffen, den sie zum Gemahl genommen hatte; denn die Longobarden, die den König Albuin sehr geliebt hatten, zürnten seinem Mörder so schwer, daß sie ihm nachstellten, um ihn auf furchtbare Weise zu tödten. Rosimunda ließ daher die königlichen Schätze in Eile einschiffen, begab sich selbst nebst Albisinda, der Tochter Albuins, und mit Helmigis zu Schiffe, und fuhr mit ihnen nach Ravenna; wo Longinus, der Statthalter des Imperators Justinus, sie mit großen Ehren empfing. Es gefiel ihm aber Rosimunda wegen ihrer seltenen Schönheit und ihres Reichthums so sehr, daß er sich um ihre Gunst bewarb und sie beredete, den Waffenträger Helmigis, der ihrer nicht werth sei, aus dem Wege zu räumen und ihm ihre Hand zu reichen.

Dieß arge Weib, immer zum Bösen bereit und gierig, eine Art Herrschaft in Ravenna zu erlangen,

willigte in den Antrag, und reichte dem Helmigis, als er eben aus dem Bade kam, einen Becher voll süßen Giftes und sprach: Trink', mein Geliebter, diesen Trank, den ich dir bereitet habe; er wird dir wohl bekommen, denn er ist eben so heilsam als lieblich zu nehmen! Ohne Arges zu ahnen, nahm Helmigis den Becher aus ihrer Hand und trank. Er hatte aber kaum den ersten Trunk gethan, als er wahrnahm, daß er bereits vergiftet sei. Da zog er in höchstem Grimm das Schwert, setzte es ihr an die Kehle und sprach: »Du verfluchte Mörderinn deiner Männer, genügte es dir nicht an dem Tode des Königs, daß du dein giftiges Herz auch an meinem Tode letzen mußtest! Trinke alsogleich diesen Becher aus, wo nicht, so wird mein Schwert in deines Herzens Blute sich färben, daß du meines Todes dich nicht freuest!« Und also geschah's, durch ein gerechtes Gericht Gottes, daß die Lasterhaften, die den König getödtet hatten, beide zugleich starben.

Nach ihrem Tode sandte Longinus die Schätze der Longobarden mit Albisinda, der Tochter Albuins, an den Hof des Imperators nach Constantinopel; wohin er auch Perdreus sandte, dem der Imperator die Augen ausstechen ließ; und der, wiewohl die Geschichte sein Ende nicht erzählt, dennoch wahrscheinlich sein Verbrechen mit dem Leben büßte.

14.

Ob die westindischen Völkerschaften Abkömmlinge jener Juden sind, die Salmanassar, König von Assyrien, in die babylonische Gefangenschaft führte.

Genebrard erachtet in seiner Chronologie als wahrscheinlich, ein Theil jener zehn Stämme Israels, die Salmanassar, König von Assyrien, in die Gefangenschaft abführte, wären nach Westindien gekommen; und er verwundert sich, daß noch Niemand hierauf aufmerksam gemacht habe. Er führt aber manche wichtige Gründe an, diese Meinung zu behaupten. Erstens spricht er, wurden auf den Inseln Sanct Michael, oder wie Andere sie nennen, auf den Azoren, die zu diesem Indien gehören, einige unterirdische Grabmähler mit hebräischen Inschriften gefunden. Eine derselben hieß: »Was Gott wollte!« die andere: »Scalbin starb. Erkenne Gott!« Dieser Grabmähler gedenkt auch Tevetus im 23. Buch seiner Cosmographie.

Zweitens wird im 13. Cap. des 4. Buches Esdras von jenem Theile der zehn Stämme Israels gesagt, sie seien in ferne Länder gezogen, die niemals von Menschen wären bewohnt gewesen. »Sie aber gaben einander den Rath, diese Heidenvölker zu verlassen und in eine ferne Gegend zu ziehen, wo niemals Menschen gewohnt hätten, damit sie wenigstens dort ihre religiösen Satzungen hielten. Sie kamen aber durch enge Eingänge in den Euphrat. Und der Allerhöchste that Zeichen für sie und hielt

die Gewässer des Flusses an, bis sie hindurchgegangen waren. Denn es war in jene Gegend eine weite Reise von anderthalb Jahren; denn jene Gegend wird Arsareth genannt.« ꝛc. (4. Edr. 13.) Es scheint als wollte der Verfasser dieses Buches bedeuten, daß diese Israeliten, nachdem sie durch den Euphrat hindurchgezogen, in die Wüste der Tartarei und von dort nach Grönland kamen, wo, einer alten Sage zufolge, ein Übergang war, auf welchem man leicht nach Amerika kommen konnte. Das Land Azareth aber mag leicht ein Vorgebirg auf den letzten Gränzen der orientalischen Tartarei seyn, das Plinius und Andere Tabin nennen, und das so nahe bei Amerika ist, daß diese Hebräer nach einer kurzen Überfahrt dahin kommen konnten.

Drittens wird in der alten Geschichte von Mexico erzählt, die ersten Inwohner dieses Landes seien von sehr weiten Gegenden der Welt und nach einer überaus langen Reise dahin gekommen; und ein großer Gott habe sie begleitet, der zuweilen Brot vom Himmel für sie regnen, und von den härtesten Felsen Wasser quellen ließ, und andere ähnliche Dinge, welche die Schrift bei dem Auszug der Kinder Israel aus Ägypten erzählt. Die Geschichte von Mexico fügt noch bei, sie hätten eine, von Riedgras oder Weiden geflochtene Arche mit sich getragen, worin ihr Gott eingeschlossen war, der Vitzliputzli hieß; und ihr Erstes, was sie bei ihrer Ankunft an einem Ruheplatze gethan, sei gewesen, ein Schirmdach zu bereiten, die Arche darunter zu stel-

len, die von vier Priestern getragen wurde; mit der Arche aber wäre dann zugleich auch das ganze Heereslager aufgebrochen. Nun haben aber alle diese Dinge so große Ähnlichkeit mit jenen, welche die Schrift erzählt, daß dadurch die Meinung Genebrards sehr wahrscheinlich wird. Ja auch was die Missionäre der neuesten Zeit von den wilden Völkerstämmen in Nordamerika erzählen, stimmt mit dieser Ansicht vollkommen überein.

Viertens wird auch als ganz gewiß erzählt, man habe in einer Landschaft Amerika's, Tamatzulapa genannt, priesterliche Gewande gefunden, die den Gewanden der Priester des alten Gesetzes sehr ähnlich waren; wie Augustinus von Avita, der viele Jahre in diesen Ländern lebte, und alle mögliche Gelegenheit hatte, von diesen Dingen sich zu überzeugen, in seiner Geschichte ausführlich beschreibt.

Läßt sich aber auch, nach solchen Gründen, die Meinung Genebrards nicht der Falschheit überweisen, so gibt es doch auch so starke Gründe für das Gegentheil, daß sie dadurch ganz unwahrscheinlich wird. Denn erstens wissen wir, daß die Juden bei allen ihren Verbannungen, Pilgerfahrten und Gefangenschaften sehr hartnäckig auf ihrer Sprache bestanden, ob solche samaritisch oder chaldäisch war; bei den westindischen Völkern aber befindet sich von diesen Sprachen auch nicht die mindeste Spur; und die Buchstaben und die Art zu schreiben, die bei diesen Völkern im Gebrauch ist, besteht meist aus Fi-

guren und Hieroglyphen, die mehr dem Japanischen und Chinesischen als dem Hebräischen sich nähern.

Zweitens zeigt auch der beständige Gebrauch der Beschneidung, welche die Juden seit ihrem Auszug aus Ägypten und in der Wüste nie und nimmer unterließen, daß die Westindier nicht von ihnen abstammen *); da man dieselbe nur bei sehr Wenigen zu Jucata und Cozumela antraf; wie Gomara im ersten Bande über Indien und in der Geschichte von Mexico, Petrus, der Märtyrer aber in seinem Werke über die neu entdeckten Inseln berichtet.

Dieß also läßt sich gegen die Meinung Genebrards einwenden. Auf Jenes aber, was er von den hebräischen Aufschriften spricht, die man über Grabmählern fand, läßt sich antworten, daß die Terzero-Inseln nicht so weit von Frankreich und Spanien entfernt liegen, daß nicht durch die Gewalt der Winde einige Schiffe, worauf etwa Juden sich befanden, hätten dahin können geschleudert werden, denen ihre Glaubensgenossen diese Inschriften gesetzt haben konnten. Der Verfasser des Buches de mirabilibus auditionibus, das man oft bei den Werken des Aristoteles findet, erzählt, daß einige Phönizier, die auf dem Ozean schifften, von der Gewalt der

*) Auf diese beiden Einwendungen Menochio's ließe sich jedoch vielleicht nicht unfüglich antworten, daß auch bei den Spartanern, die doch der Schrift zufolge jüdischer Abkunft waren, sowohl die hebräische Sprache als die Beschneidung sich verloren. Sieh S. 192.

Winde auf einige ferne Inseln verschlagen wurden; die allem Vermuthen nach die Inseln Terzere waren, von welchen hier die Rede ist. Was endlich jene Wanderungen der ersten Inwohner Mexicos und Ostindiens betrifft, welche eine Arche, priesterliche Gewande ꝛc. hatten, kann man füglich darauf antworten, daß der böse Geist die Werke Gottes nachäfft und bei abgöttischen Völkern Gebräuche einführt, die jenen ähnlich sind, welche bei Völkern beobachtet werden, die der wahren Religion folgen; wie die heil. Väter deutlich aus den Gebräuchen heidnischer Völker früherer Zeiten erweisen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Sechstes Buch.

Über Einiges aus der Geschichte des neuen Bundes.

Seite

Aus welchen Gründen Christus, unser Herr, nicht wollte, daß weltliche Schriftsteller, sondern nur seine Jünger von jenen Dingen schrieben, die Er auf Erden gewirkt hatte 3
Wer die Weisen waren, die bei der Krippe Christi erschienen, und aus welchem Lande sie kamen . . 8
Ob Nathanael und der Apostel Sanct Bartholomäus eine und dieselbe Person sind 13
Von einigen Sentenzen prophaner Schriftsteller, die in der heiligen Schrift angeführt werden, und von einigen Aussprüchen Christi, die sich nicht im Evangelium befinden 17
Von einigen Heilungen durch Mittel, die der Heilung entgegen schienen, und ins besondere von dem Blindgeborenen, den Christus heilte 19
Ob die guten Engel je zuweilen den Leibern der Diener Gottes, wie die bösen Geister den Leibern der Besessenen innewohnen 22
Von der Sonnenfinsterniß bei dem Tode Christi unsres Herrn 26
Von den Heiligen, die nach dem Tode und der Auferstehung Christi auferstanden 28
Ob Christus nach seiner Himmelfahrt jemals körperlich auf Erden sich herabließ 31
Aus welchem Grunde Christus nicht selbst irgend ein Buch zur Belehrung für die Menschen schrieb . 34
Von der Landschaft Galiläa in Palästina, von seinen Inwohnern und von Christus, den Aposteln und den Christen die aus Verachtung Galiläer genannt wurden 39

Siebentes Buch.

Über einige Gebräuche der Kirche, zumal in den ersten Zeiten.

Seite

Von der großen Ehrfurcht, die man ehemals, sogar gegen das materielle Buch der Evangelien trug, nebst einigen Wundern und Zeichen, die durch dasselbe geschahen 43

Daß der Name Apostel in der Kirche auch Andern gegeben ward, die nicht zur Anzahl der Zwölf gehörten, welche Christus erwählt hatte . . 48

Von einigen heidnischen Gebräuchen, welche die Kirche mit einigen Veränderungen aufnahm und heiligte 52

Von welcher Farbe die Gewande Christi, und die Kleidung der Geistlichen in früheren Zeiten waren . 55

Welche Sitte der Klerus vor alten Zeiten hinsichtlich der Tonsur und des Bartes zu beobachten pflegte . 58

Von der Ceremonie, dem Oberhaupt der Kirche die Füße zu küssen 62

Von der Ehre, die den Witwen und Diaconessen in den frühesten Zeiten der Kirche erwiesen wurde . 64

Von dem Gebrauche der Glocken in der katholischen Kirche 68

Mit wie großer Wachsamkeit die Kirche von den frühesten Zeiten an darauf sah, daß nur Jene als Heilige verehrt würden, die von ihr als solche waren anerkannt und feierlich canonisirt worden 71

Von der großen Frömmigkeit zweier Kaiser von Constantinopel, die den Sieg über die Feinde, der allerseligsten Jungfrau zuerkannten und ihr Bild im Triumph einführten 76

Von der Antiphone oder dem Wechselgesang in der Kirche 78

Von den nächtlichen Vigilien in den früheren Zeiten der Kirche, und wie dieselben abgehalten wurden . 81

Mit wie großer Strenge die vierzigtägige Faste von den Christen der Vorzeit, zumal in den Ländern des Orients gehalten ward 85

Von den frommen Gastmählern, Agape genannt, die ehemals in den christlichen Kirchen üblich waren 89

Von dem alten kirchlichen Gebrauche, den Kindern nach der Taufe die Communion zu reichen; das Sacrament des Altars den Laien mit nach Hause zu geben, und dasselbe auf Reisen bei sich zu tragen 94

Seite
Von der Ceremonie der geweihten Asche am ersten Tage der Quadragesima 97
Von den Predigten in den früheren Zeiten der Kirche. 100
Von den Klöstern in den ersten Zeiten der Kirche . 104
Von den Frauenklöstern früherer Zeiten . . . 108

Achtes Buch.

Von verschiedenen Erscheinungen, Wundern, Gesichten, Träumen und andern übernatürlichen Dingen.

Ob die Gestalt, welche, auf die Beschwörung der Zauberinn von Endor, dem Saul erschien, Samuel selbst, d. h. seine Seele war 111
Von dem Traume Salomons, in welchem er Gott um Weisheit anflehte, und von Solchen, die während des Schlafes mancherlei Verrichtungen treiben 114
Von einem Schreiben des Propheten Elias aus dem irdischen Paradiese an Joram, König von Juda, und von einem andern Schreiben Theodosii II. an den längst verstorbenen heiligen Johannes Chrysostomus 119
Von der Ermordung vieler heidnischen Weltweisen, die durch Zauberei zu erforschen suchten, wer dem Imperator Valens in der Regierung nachfolgen würde 124
Von Träumen 127
Auf wie wunderbare Weise die Bücher des heiligen Papstes Gregorius gefunden wurden 133
Von dem Grabmahl, das dem heiligen Beda errichtet ward; und warum dieser heilige Kirchenvater gewöhnlich nur Beda der Ehrwürdige genannt ward 137
Wunderbares Ereigniß aus dem Leben des heiligen Germanus, Bischofs von Auxerre 139
Geschichte der Heuschrecken, die auf wunderbare Weise durch das Gebet der Litanei vertrieben wurden 144
Von dem Berge Monserrat und von einem Bilde unsrer Lieben Frau, das daselbst verehrt wird . . . 147
Von dem wunderbaren Kreuze zu Caravaca in Spanien 151
Von einigen Heiligen und Frommen, die durch besondern Schutz der göttlichen Vorsehung vor dem Einsturz der Häuser bewahrt wurden 155

Seite

Auf wie wunderbare Weise der heilige Kaiser Heinrich von Steinschmerzen befreit ward 160
Von einer andern wunderbaren Heilung eines Fürsten, der an Steinschmerzen litt 163
Von Heiligen, die an zwei Orten zugleich gesehen wurden 167
Daß man Offenbarungen und Gesichten nicht leicht Glauben beimessen soll, zumal wenn Personen des Frauengeschlechtes solche von sich erzählen; nebst einem sehr denkwürdigen Beispiele darüber . 171
Von einer vorgeblichen Besessenen 179
Von einem Hunde, der das heiligste Altarssacrament zu begleiten pflegte 185

Neuntes Buch.

Einige Züge aus der Welt- und Kirchengeschichte.

Ob vor der Ankunft Christi und kurz hernach, die Hebräer in verschiedene Länder der Welt zerstreut, und auf welche Weise die Spartaner mit ihnen verwandt waren 189
Von den Sybillen 194
Von Origenes 197
Von der Ehrfurcht, welche man in früheren Zeiten den Bildern der Herrscher erwies, und auf welche Weise Theodosius gegen die Bürger von Antiochia sich betrug, die sein eigenes und das Standbild seiner verstorbenen Gemahlinn mißhandelten . 203
Von der Arglist, mit welcher Photius, der unrechtmäßige Patriarch zu Constantinopel, die Gewogenheit des Imperators Basilius sich erwarb, und von einigen Umständen aus dem Leben dieses Fürsten . 209
Von einigen denkwürdigen Umständen bei dem Tode des Königs Richhard von England 213
Von der besondern Huld und Milde eines ägyptischen Sultans gegen die Christen 216
Von einigen abergläubigen Gebräuchen der Türken . 219
Von den Friedhöfen in Rom, wo die Körper der heiligen Märtyrer bestattet und die Versammlungen der Christen zur Zeit der Verfolgungen gehalten wurden 227
Von dem Senat zu Athen, Areopag genannt, in welchem der heilige Dionysius, der Areopagit genannt, Senator war 231

Zehntes Buch.

Von der Leitung der göttlichen Vorsehung in der Vertheilung der Güter dieser Welt, Belohnungen, Strafen 2c.

	Seite
Ob es der göttlichen Güte entsprechender gewesen wäre, wenn der Mensch also wäre erschaffen worden, daß er nur Gutes, nicht aber Böses hätte thun können	237
Daß zuweilen, wegen der Sünden eines Einzigen, eine ganze Gemeinde bestraft wird	245
Wie Gott es zuläßt, daß zuweilen, wegen des Volkes, dessen Gottlosigkeit Er bestrafen will, gottlose Fürsten auf den Thron gelangen . . .	249
Von verschiedenen Erdbeben, deren die Geschichte gedenkt	253
Daß, wer Andern eine Grube gräbt, oftmals selbst in dieselbe fällt	257
Auf welche Weise Gott den Stolz eines Königs demüthigte	262
Wie sehr Gott die Hoffart bestraft	266
Denkwürdiges Ereigniß einer armen Römerinn, die durch gerechte Nothwehr der Gefahr ihre Ehre zu verlieren, und ihrer dringenden Armuth and Noth entrissen ward	270
Wie sehr die göttliche Vorsehung aus der Verschiedenheit der menschlichen Angesichter, Stimmen und Gemüther hervorleuchtet	275
Von einem Betrieger, der sich für den verstorbenen Balduin, Kaiser von Constantinopel ausgab . . .	278
Von den Juden, welche die Erlaubniß, den Untergang des Tempels und der Stadt Jerusalem zu beweinen, mit Gelde bezahlen mußten	283
Welche Sprache die Heiligen im Himmel sprechen werden	286
Von dem Tode Albuins, König der Longobarden, und seines Weibes Rosimunda	292
Ob die westindischen Völkerschaften Abkömmlinge jener Juden sind, die Salmanassar, König von Assyrien, in die babylonische Gefangenschaft führte	297

ei=
ig=
m
r=
2.

en
er
en
en
nd
n

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Menochio, Giovanni Stefano,

Forschungen und Denkwürdigkeiten aus der alten und neuen Geschichte ein Buch für Wißbegierde und zur Belehrung

Bd.: 2

Wien 1833

H.misc. 367 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739813-3